

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 45 (1986)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

Trends in Romance Linguistics and Philology, vol 4: *National and Regional Trends in Romance Linguistics and Philology*, hg. v. REBECCA POSNER/JOHN N. GREEN, The Hague – Paris – New York (Mouton Publishers) 1982, 331 p.

Der zuletzt erschienene Band dieses Sammelwerkes behandelt romanistische Sprachwissenschaft und Philologie in nationaler und regionaler Ausprägung. Er schließt damit den Kreis einer wirklich umfassenden Darstellung: Romanistische Sprachwissenschaft als komparative und historische Forschungsrichtung (vol. I), als synchronische Ausrichtung (vol. II), Sprache und Philologie in der Romania (vol. III) und nun in nationalen und regionalen Gebieten (vol. IV)¹. – Der vorliegende Band enthält 10 Beiträge, die folgenden Räumen zugeordnet sind:

1. Bereich romanischer Sprachen (Schweiz, Belgien [1945–1974]),
2. Bereich englischer Sprachen (Nordamerika, Großbritannien),
3. Bereich germanischer Sprachen (Deutschland und Österreich, Niederlande, Skandinavien),
4. Bereich slawischer Sprachen (Osteuropa, Sowjetunion [ab 1945]).

Zum ersten Komplex liegen Beiträge von Rebecca Posner (gleichzeitig als Vorwort zu verstehen), von Robert de Dardel zur Schweiz und Willy Bal zu Belgien vor. Posner (p. 3–8) diskutiert die Kernfrage, inwieweit man wirklich nationale Trends differenzieren kann. Sie macht diese Frage zurecht abhängig von der Institutionalisierung eigener Lehrstühle in den verschiedenen Ländern. Darüberhinaus sieht sie einen wesentlichen Faktor zur Ausbildung nationaler Schulen in dem Problem der Zugänglichkeit zu den Sprachen, über die geforscht wird. – Robert de Dardel (p. 9–39) setzt die Hochblüte der schweizerischen Romanistik um 1900 an (Gillieron, Meyer-Lübke, Tobler, Jaberg, Jud); sie behält aber noch bis 1945 internationale Geltung. Nach dem Krieg vermittelt sie – so de Dardel – einen Eindruck von Verwirrung und Stagnation. Diese Grundannahme bedingt die Dreiteilung seines Überblicks in: 1. Forschungen, die ihre Wurzeln in der Vorkriegszeit haben und die sich fortsetzen (z.B. gallo-romanische Studien, Etymologie, Dialektologie, Onomasiologie, Texteditionen); 2. Traditionelle Aspekte, die im Verschwinden begriffen sind (genetisch-komparatistische Sprachwissenschaft, «Wörter und Sachen» wie Schuchardt dies versteht, «idealistische» Tendenzen); 3. Moderne Ansätze, die zum Teil mit der Tradition brechen oder sie modifiziert fortsetzen (Morphologie, Syntax, Stilistik, Transphrastik). De Dardel zieht Bilanz: Schweizer Forschung zeichne sich durch Verwurzelung in der Tradition aus und in einer gewissen Trägheit, neue Theorien zu rezipieren und anzuwenden. Kontinuität in der schweizerischen Forschung insgesamt bestehe in der Dialektologie und Textedition. Ein Hinwendung sei festzustellen zum Bereich der geschriebenen Kultursprache, ein gewisser Übergang von einer atomistischen Diachronie zu einer strukturalistischen und funktionalistischen Synchronie, von der fast ausschließlichen Berücksichtigung von Phonetik und

¹ Äußerst positive Besprechungen zu den Bänden I bis III liegen bereits vor: Bd. I/II von MARIA ILIESCU, *RLiR* 47 (1983), 166–174, Bd. III von Petra M. E. Braselmann, *VRom.* 44 (1985) 295.

Lexikologie zur Morphologie und Syntax usw. In diesem Forschungsbericht sind die synchronischen und theoretischen Bereiche unseres Erachtens unterrepräsentiert und lückenhaft; es fehlen z. B. die Arbeiten von Wüest und Lüdi zur Semantik, Hilty und Wunderli zu Modus und Tempus. – Willy Bal (p. 41–78) begrenzt seine Überlegungen zur belgischen Forschung auf den Zeitraum 1945–1974, und zwar auf solche Arbeiten, die unabhängig von der Nationalität der Verfasser in Belgien entstanden sind. Aufgrund seiner Einschränkung auf die Nachkriegs-Forschung verfolgt Bal – anders als de Dardel – keine historisch chronologische Einteilung, sondern eher eine systematische. Er spricht u. a. folgende Forschungsbereiche an: romanistische Philologie (Texteditionen, philologische Übersetzungen usw.), französische und belgische Sprachwissenschaft. Sein Resümee ähnelt dem de Dardels: Synchronische Orientierung, innovatorische Theorien und Methoden seien auf dem Vormarsch. Auch belgische Romanisten seien auf Bewahrung der Tradition bedacht.

Zum Komplex der romanistischen Forschungen in englisch-sprachigen Gebieten liegen zwei Beiträge vor: Noel Corbett behandelt Nordamerika (p. 81–126) äußerst umfangreich und detailliert, die Quellenangaben über die verschiedenen Bereiche stechen heraus (cf. bes. die ausführlichen Fußnoten). Er widmet sich der romanistischen Philologie, die sich in Nordamerika vor allem mit sprachlichen Analysen mittelalterlicher Texte und mit «sophisticated literary analysis» befaßt. Desweiteren behandelt Corbett die romanistische Sprachwissenschaft, wo es ihm gelingt, einen Eindruck des breiten Spektrums von Trends und Schulen zu vermitteln. In einer scharfsinnigen und übergreifenden Betrachtung setzt er dies in Beziehung zu den sozio-kulturellen Faktoren in Nordamerika, wie z. B. Universitätsinstitutionen und -reformen. – Den zweiten Beitrag liefert Glanville Price zur Romanistik in Großbritannien (p. 127–170), in dem er mit wenigen Ausnahmen nur die Schriften nach 1930 (bis 1974/77) berücksichtigt. Der Publikationsort muß dabei nicht Großbritannien sein. Nach seinen Ausführungen über die verschiedenen Forschungsgebiete und ihre Hauptvertreter kommt er zu dem Schluß, daß der britische Beitrag zur Romanistik relativ unkoordiniert sei. Keine internationale Richtung stünde unter britischer Führung. Britische Romanisten seien eher Empirie- als Theorie-orientiert.

Zu den romanistischen Forschungen im Bereich germanischer Sprachen liegen vier Beiträge vor. Helmut Lüdtke behandelt romanistische Linguistik in Deutschland und Österreich (p. 173–221), hauptsächlich ab 1945; er will seinen Überblick als paradigmatisch verstanden wissen. Forscher, die ihre Universitätsausbildung in der Schweiz erhalten haben, wie z. B. Baldinger, Gossen, Hubschmid, Ineichen, Pfister, Wunderli (cf. p. 220 N 1) schließt er aus seinem Überblick aus und «weist» sie der Schweiz zu – auch wenn sie in ihren Forschungsaktivitäten wesentlich die romanistische Linguistik in Deutschland und Österreich (auf deutschen und österreichischen Lehrstühlen!) beeinflusst haben. Ob diese Handhabung eine glückliche ist, wagen wir zu bezweifeln. Desweiteren schließt Lüdtke aus: Texteditionen, Metrik, Stiluntersuchungen, Sprachgeschichte, sprachpädagogische Forschungen (z. B. bzgl. der Übersetzung). Dafür erfährt der Leser allerlei über das Universitätsleben in Deutschland und Österreich: Professoren und Assistenten werden für Forschung *und* Lehre bezahlt, über die Existenz der DFG und das DAAD, über die Vorkenntnisse der Studienanfänger, über Promotion, Habilitation und Berufung, über mögliche Fächerkombinationen für Studenten, über die Philosophische Fakultät ... usw. Daneben nennt er eine Reihe von Zeitschriften, Festschriften und Wörterbüchern. In einem zweiten Teil gibt Lüdtke seinen «paradigmatischen» Überblick, der sich in («paradigmatisch» aneinandergereihten) unkommentierten bibliographischen Hinweisen zu einzelnen Forschungsgebieten erschöpft². Die Literatur ist stellenweise unvollständig; so

² Lüdtke verzichtet darum auch zu recht auf eine gesonderte Bibliographie (cf. p. 220).

vermißt man z.B. Wolfgang Rothes Standardwerk «Phonologie des Französischen» bei der genetischen Linguistik unter dem Stichwort «Phonologie» (p. 194), befaßt sich doch der zweite Teil dieses Buches ausschließlich mit diachronischer Phonologie (was bereits aus dem Untertitel ersichtlich wird). Unseres Wissens hat Rothe seine Universitätsausbildung nicht in der Schweiz absolviert ... Dieser Auffassung scheint letztlich auch Lüdtke zu sein, erscheint Rothes Werk doch wenigstens bei der phänomenologischen Linguistik. Dort aber auch sein Konjunktivbuch zu erwähnen, mutet eigenartig an, handelt es sich hierbei doch um eine diachronische Studie! – Willem Noomens Beitrag stellt romanistische Forschung in den Niederlanden dar (p. 223–249). Noomen schließt – anders als in den meisten anderen Beiträgen – die Vorkriegs-Forschung nicht aus, ja es ist ihm geradezu ein Anliegen, Unterschiede älterer und neuerer Richtungen herauszuarbeiten (cf. z.B. p. 225–227 zu Phonetik und Phonologie). Auch Noomen bemerkt eine Erweiterung des Forschungsinteresses mit Bevorzugung strukturalistisch-funktionalistischer Richtungen. – Den letzten Beitrag zu dieser Gruppe liefert Ebbe Spang-Hanssen zur skandinavischen Romanistik (p. 251–271). Spang-Hanssen beschreibt die skandinavische Philologie generell als mehr empirisch-pragmatisch orientiert als theoretisch. Als Beispiel führt er die Auseinandersetzung von Togeby mit Greimas an (in: *Cahiers de Lexicologie* [1965]). Spang-Hanssen skizziert die abweichende Haltung der skandinavischen Romanisten folgendermaßen: es sei z.B. symptomatisch, daß das Wort «idiosynkratisch» so gut wie nie in skandinavischen Arbeiten erscheine. Philologie habe dort wenig mit «Geistesgeschichte» zu tun, eine Folge – so vermutet er – des traditionellen skandinavischen Naturalismus mit all seinem Mißtrauen gegenüber metaphysischer Spekulation. In der typischsten Form sei diese Einstellung in Arbeiten zur Syntax ablesbar, die in jüngerer Zeit das Hauptinteresse darstellen und denen er folglich den Löwenanteil seines Artikels widmet.

Romanistische Forschungen in Gebieten slawischer Sprachen werden durch die beiden letzten Beiträge behandelt: Withold Mańczak (Universität Krakau) handelt über die Tschechoslowakei, Ungarn und Polen (p. 275–294). Nach einer Erhebung von 1968 machen die osteuropäischen Publikationen nur ca. 2% aller romanistischen Veröffentlichungen und ca. 5% des Publikumsvolumens aller nicht-romanischen Länder aus. Diese Zahlen setzt Mańczak in Verbindung mit den schlecht ausgestatteten Bibliotheken, eine besondere (politisch erklärbare) Misere in Polen. Er gibt einen Überblick über die verschiedenen romanistischen Forschungseinrichtungen, wobei das Interesse am Französischen dominiere, da es seit langem die bekannteste romanische Sprache in Osteuropa sei, gefolgt von Rumänisch, was er auf die geographische Nähe zurückführt. In der Popularitätsskala folgten dann Untersuchungen zum Italienischen und Spanischen. Wegen der speziellen Situation in Osteuropa sei es prophetisch, über zukünftige Entwicklungen zu spekulieren. Mańczak gelingt es, essentielle sozio-kulturelle Phänomene in geschickter (und vorsichtiger) Weise zur Forschungslage in Beziehung zu setzen. – Jan J. Press (Universität London) schließlich behandelt romanistische Linguistik in der Sowjetunion ab 1945 (p. 295–316). Aufgrund der bekannten schweren Zugänglichkeit von sowjetischen Publikationen muß sich Press weitgehend auf Sekundärinformationen aus Universitäten und pädagogischen Instituten in der Sowjetunion stützen. Er will die charakteristische Ausprägung der sowjetischen Romanistik herausarbeiten, indem er zunächst sowjetische Handbücher behandelt, dann Sprachtypologie, Sprachgeographie, historische Grammatik und drittens weitere Forschungsbereiche. Seine Ausführungen schließen mit einer sorgfältigen Bibliographie von sowjetischen Beiträgen zur romanistischen Sprachwissenschaft.

Laut Klappentext ist es das Ziel des vorliegenden Bandes zu zeigen, «what's going on» in der Romanistik außerhalb der zur Romania gehörenden Nationalstaaten. Dieses Ziel ist – so formuliert – erreicht. Dennoch hätte man vielleicht etwas «leserorientierter» vorgehen

können: gerade *weil* slawische Publikationen unzugänglicher sind, hätte man wohl für die anderen Bereiche nicht dieselben Parameter ansetzen dürfen. Was für den geringen Kenntnisstand des Zielpublikums bzgl. des slawischen Bereichs adäquat ist (bibliographische Hinweise, hier sogar gekoppelt mit sozio-kulturellen Ausführungen), erscheint für die englischen, deutschen und auch skandinavischen Bereiche zu elementar, um mit diesem Band denselben Standart wie für die Bände I bis III aufrechtzuerhalten. Elementar (wenn nicht banal) sind auch gewisse stets wiederkehrende Schlußfolgerungen zu den Teilbereichen, wie z. B. man könne in den letzten 30 Jahren eine deutliche Hinwendung zu strukturalistischen, funktionalistischen Analysen feststellen. Ganz allgemein ist ein verhängnisvoller Trend zu Pauschalurteilen wie 'Schweizer sind traditionalistisch', 'Engländer sind Empiriker' usw.³ festzustellen, die einer solchen wissenschaftlichen Schriftenreihe einfach nicht angemessen sind; sie sind es sicherlich nicht zuletzt, die eine Gleichstellung dieses Bandes mit Gröbers *Grundriß* verhindern, wie es Rebecca Posner im Vorwort des I. Bandes diesem Sammelwerk wünschte.

Petra M. E. Braselmann

*

HERVÉ CURAT – LIONEL MENEY, *Gustave Guillaume et la psycho-systématique du langage. Bibliographie annotée*, Québec (Les Presses de l'Université Laval) 1983, IX-237 p. (*Cahiers de psychomécanique du langage*).

Les auteurs de cette bibliographie ont voulu fournir aux linguistes intéressés une bibliographie de la psycho-systématique, couvrant les périodes du «pré-guillaumisme»¹, du guillaumisme et du post-guillaumisme. Entreprise louable – ne fût-ce qu'à cause d'un certain penchant d'ésotérisme et d'esprit de clocher qu'on a toujours reproché, non sans justesse, aux guillaumiens² –, l'établissement d'une telle bibliographie doit satisfaire à trois exigences essentielles: celles de systématité, de précision et d'exhaustivité. Quant à la première, il

³ Interessant wäre es, die Vorgaben zu kennen, die den Autoren für die Redaktion der Beiträge empfohlen wurden. Auf so knappem Raum die gesamte Forschungslage (inklusive Prognosen) in den einzelnen Nationalstaaten aufzuzeigen, muß zwangsläufig zu rekursiven Pauschalierungen führen.

¹ C'est-à-dire l'époque où Guillaume – «avant qu'il ne fût Guillaume» – publiait ses fascicules de la *Méthode Guillaume* (Préparation aux divers certificats d'aptitude à l'enseignement de la langue française en Russie) [vers 1905, voir les n°s 0001 à 0012 de la bibliographie de Curat et Meney], ses *Études de grammaire logique comparée* (1911, n° 0013) et ses *Études de grammaire française logique* (1912 et 1913, 2 fascicules, n°s 0014–0015). Cette période est mise hors jeu par J. STÉFANINI («Approche du guillaumisme», *Langages* 7 [1967], 74–92), mais réhabilitée par M. WILMET («Guillaume avant Sausure», *Le langage et l'homme* 2 [1972], 18–24).

² Heureusement, on dispose d'une excellente synthèse, due à MARC WILMET, qui pourrait aider à sortir le guillaumisme de sa chapelle: *Gustave Guillaume et son école linguistique*, Bruxelles – Paris (Labor – Nathan) 1972 (trad. néerlandaise: *Gustave Guillaume en zijn school*, *ibid.*, 1974); deuxième édition revue et augmentée, avec une mise à jour «Six années de recherche en psychomécanique», *ibid.*, 1978. On y ajoutera deux contributions au numéro 7 de *Langages* (1967), celle de J. STÉFANINI citée dans la note précédente, et celle de G. MOIGNET, «Bibliographie des travaux de linguistique française d'inspiration guillaumienne», p. 101–104. Du dernier auteur on signalera encore l'article «La psychosystématique du langage dans les études romanes», dans R. POSNER – J.-N. GREEN (eds.), *Trends in Romance Linguistics and Philology*, vol. 2: *Synchronic Romance Linguistics*, Paris – The Hague – New York (Mouton) 1981, p. 285–304 (cette référence n'est pas incluse dans la bibliographie de Curat et Meney).

convient de reconnaître que le plan de la bibliographie³ est limpide. On y trouve d'abord les travaux de Guillaume: travaux publiés par l'auteur (p. 5-12, n^{os} 0001-0056), publications posthumes (p. 15-16, n^{os} 0057-0069), et travaux inédits, comprenant les conférences à l'École Pratique des Hautes Études (p. 21-26, n^{os} 0070-0108), lettres, ébauches et mémoires (p. 29-31, n^{os} 0109-0131), et enfin des *Rapports* rédigés pour le Centre national de la recherche scientifique (p. 35-37, n^{os} 0132-0156). La section suivante est consacrée aux travaux des disciples et des critiques de Gustave Guillaume: les auteurs ont distingué ici, pour des raisons de facilité, entre monographies⁴ (p. 43-74, n^{os} 0157-0412, couvrant la période 1931-1981), articles (p. 77-164, n^{os} 0413-1160, couvrant la période 1935-1981) et comptes rendus (p. 167-213, n^{os} 1161-1534, pour la période 1915-1980). Un index des auteurs (p. 215-221), un index des matières (p. 223-229) et un index des comptes rendus (p. 231-235) facilitent la consultation de la bibliographie. Nous passerons sur les divergences qu'on relève pour les périodes couvertes par les bibliographies des ouvrages, des articles et des comptes rendus (dans le dernier cas, le répertoire remonte à 1915, puisqu'il a été tenu compte des recensions des publications de Guillaume); par contre, nous tenons à mettre en évidence que cette bibliographie n'est pas une bibliographie critique⁵: les annotations, trop succinctes (et d'ailleurs sporadiques) se limitent au signalement de rééditions, ou à un bref relevé des linguistes (guillaumiens) qui sont cités ou auxquels il est fait allusion (dans ce dernier cas, on peut avoir des doutes à propos de l'inclusion de certains numéros dans la bibliographie)⁶.

³ Cette bibliographie s'appuie, entre autres, sur deux bibliographies compilées à l'initiative du Fonds Gustave Guillaume (CH. VEYRAT, *Bibliographie des écrits d'inspiration guillaumienne [1919-1971]*, Québec 1971, et J. A. SOLTËSZ, *Bibliographie guillaumienne [1911-1972]* Québec, 1973), et sur trois publications bibliographiques des auteurs mêmes: L. MENÉY, *Bibliographie de la recherche en psychosystématique du langage (1911-1977)*, Québec (Université Laval) 1978; H. CURAT – L. MENÉY, *Bibliographie de la recherche en psycho-systématique du langage, fasc. I*, Québec (Université Laval) 1980; L. MENÉY – H. CURAT, *Bibliographie de la recherche en psycho-systématique du langage, fasc. 2*, Québec (Université Laval) 1981.

⁴ C'est l'intitulé de la p. 41 («Monographies»; cf. p. 237); à la p. IX, les auteurs parlent d'*Ouvrages*. En fait, la bibliographie comprend à côté de monographies, des recueils d'hommages, des anthologies, des manuels, et des bibliographies (en volume).

⁵ Les auteurs ont justifié leur option dans la «Présentation» (p. VII-IX): «Entre des critères extrêmement restrictifs et des critères larges, nous avons choisi la seconde solution, et ce, pour plusieurs raisons: tout d'abord nous avons voulu éviter de nous ériger en censeur des qualités «psychomécaniques» de certaines publications. C'est à chacun d'en juger, notre rôle n'étant que de signaler l'existence des publications; ensuite certains chercheurs, – en fait la majorité, – ont des publications qui s'inscrivent dans des mouvements de recherche qui, sans être «guillaumiens», reprennent à leur compte ou remettent en question tel ou tel aspect des théories de G. Guillaume ou de son école. Enfin, notre bibliographie pourra servir non seulement à ceux qui sont en quête du traitement guillaumien de tel problème linguistique particulier, mais aussi à ceux, – historiens ou épistémologues, – qui chercheraient à délimiter les aires d'influence guillaumienne au niveau des hommes ou des concepts» (p. VII). La dernière affirmation nous semble être en contradiction avec ce qui précède: comment des non-guillaumiens parviendraient-ils à délimiter adéquatement les «aires d'influence» à partir de *titres*, si les critères d'inclusion sont lâches et dans l'absence de tout commentaire critique?

⁶ Les annotations de Curat et Meney ne sont guère éclairantes: «cite Guillaume» (cf. n^{os} 0217, 0285, 0595, 0596, 0597, 0621, 0622, 0643, 0648, 0655, etc.); «allusion à G. Guillaume» (n^{os} 0167, 0170, 0221, 0441, 0515, 0575, 0676, 0719, 0775, 0875, 0906, 0907, 0947, 1028, 1172, et environ cinquante numéros entre 1200 et 1508), «influence (diffuse) de G. Guillaume» (cf. n^{os} 0166, 0169, 0306, 0324, 0369), «appels à Guillaume» (n^{os} 0592, 0630), «dettes envers Guillaume» (n^{os} 0476, 0477, 0633). Parfois elles prennent un air hagiographique: «texte de Guillaume en exergue» (n^{os} 0343), «dédie à G. Guillaume» (n^{os} 0347, 0437), «avec une photographie de G. Guillaume (et de R. Valin)» (cf. n^{os} 1415,

Il est toujours préférable d'inclure trop dans une bibliographie que d'y mettre trop peu, et du point de vue de l'exhaustivité la présente bibliographie (vraiment exhaustive en ce qui concerne les travaux de Guillaume lui-même) est tout à fait satisfaisante. Elle ne l'est pas, hélas, du point de vue de la précision: de nombreuses coquilles, erreurs et négligences dans le fichier présenté ici, et des fautes grossières dans les transcriptions et dans les indications (du titre, du nom d'auteur) en roumain, espagnol, portugais, italien et allemand ont déparé cette bibliographie à un tel degré qu'il faut mettre en garde son utilisateur éventuel. Nous donnons ici une liste de corrections et d'additions, dans l'ordre des numéros de la bibliographie, afin de permettre au lecteur intéressé d'insérer facilement ces données⁷:

n° 0004 lire: proposition infinitive; n° 0018 ajouter: *Journal de Psychologie* 30, 1933, pp. 353-372; n° 0019 ajouter: *Journal de Psychologie* 34, 1937, pp. 161-178; n° 0020 ajouter: *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 39, 1938, pp. 5-23; n° 0021 ajouter: *Journal de Psychologie* 36, 1939, pp. 183-198; n° 0022 ajouter: *Acta Linguistica* 1: 1, 1939, pp. 167-178; n° 0026 ajouter: *Le Français Moderne* 9: 3, 1941, pp. 171-180; n° 0027 ajouter: *Le Français Moderne* 11: 1, 1943, pp. 9-30; n° 0031 ajouter: *Le Français Moderne* 12: 2-3, 1944, pp. 89-107; n° 0033 ajouter: *Le Français Moderne* 13: 1-2, 1945, pp. 70-82; n° 0034 ajouter: *Le Français Moderne* 13: 3-4, 1945, p. 207-229; n° 0041 ajouter: *Le Français Moderne* 19: 1, 1951, pp. 29-41; n° 0042 ajouter: *Le Français Moderne* 19: 2, 1951, pp. 115-133; n° 0043 ajouter: *Mélanges A. Dauzat*, Paris, d'Arthey, 1951, pp. 131-146; n° 0047 ajouter: *Le Français Moderne* 21: 1, 1953, pp. 127-136; n° 0053 ajouter: *Les Études Philosophiques* 13: 4, 1958, pp. 446-462; n° 0056 corriger: 1960, pp. 43-48; n° 0163 corriger la date de publication de l'ouvrage de Damourette et Pichon: 1911-1940; n° 0165 corriger: Câmara, Joaquim Mattoso, *Princípios de linguística geral... Biblioteca brasileira... Livraria Acadêmica*; n° 0170 corriger: Kuhn, Alwin⁸ ... *Wissenschaftliche Forschungsberichte, Band 8*; n° 0171 corriger: *Historisk-filologiske Meddelelser udgivet af Det Kongelige ...* (et non: «Meddlesler vogivet of ...»); n° 0185 corriger: 's Hertogenbosch ... *linguistica romanza* ... Firenze, L. Olschki; n° 0188 corriger: Ediciones; n° 0189 corriger: Câmara ... *da língua* ... *Livraria Acadêmica*; n° 0192 ajouter: 248 p.; n° 0194 corriger: *Sitzungsberichte*; sub n° 0198 ajouter n° 0198bis: Guiraud, Pierre, *Syntaxe du français*, Paris, Presses universitaires de France (coll. «Que sais-je?», n° 984), 1962 (1967³); n° 0199 ajouter: 1966²; n° 0207 corriger: *Essais de stylistique*; n° 0209 ajouter: 1971² (*huitième tirage*: 1980); n° 0211 corriger: Zürich; n° 0213 corriger: București, Editura Științifică; n° 0215 corriger: Longman; n° 0216 ajouter: *Manuels et Études Linguistiques* n° 9; n° 0218 corriger: du XIV^e siècle; n° 0220 corriger: *A sintaxe ... portuguez*; n° 0221 corriger: *Deutsche Syntax*; n° 0228 corriger: Einaudi; n° 0232 ajouter: paru dans *Alfa* 12, 1967, pp. 7-135; n° 0264 corriger: non-contrastive; n° 0265 corriger: *Étude ... des XV^e et XVI^e siècles*; n° 0270 corriger: du 19^e et du 20^e siècle; n° 0274 corriger (dans le titre russe non transcrit): *glagolov*; n° 0287 corriger: Éditions universitaires; n° 0300 corriger: *Linguistik ... K. Heger*; n° 0317 corriger: București, Editura Didactică și Pedagogică; n° 0319 corriger: Edinburgh; n° 0325 corriger: traduction néerlandaise; n° 0328 ajouter: De Vriendt, Séra, Dierickx, Jean; n° 0334 ajouter: 1980¹¹; n° 0364 corriger: quatre des sept chapitres ont été publiés antérieurement; n° 0386 corriger: Teoria; n° 0390 corriger: Presses universitaires; n° 0413 ajouter: 1948²; n° 0423 corriger (dans le titre russe transcrit): *kategorija vida v francuzskom glagole*; n° 0432

1421), «regrette l'absence de G. Guillaume et de ses disciples» (n° 1458), «cite les principaux représentants de l'école guillaumienne» (n° 0895).

⁷ Les corrections pour les différents numéros sont séparées par des points-virgules; l'élément à corriger ou à ajouter est imprimé en italiques (pour les noms d'auteur nous n'avons pas utilisé de majuscules, comme c'est le cas dans la bibliographie de Curat et Meney).

⁸ Voici l'entrée 0170 chez Curat et Meney: «KUHΝ, Alain, *Romanische Philologie I. Die romanischen Sprachen*, Bern, Francke, *Wissenschaftliche [sic] Forschungsberichte*, 38, 1951, 464 p.» (p. 45).

corriger: Geburtstag; n° 0435 corriger: doctrinarisme; n° 0455 corriger: en latin postclassique; n° 0467 corriger: București; n° 0470: Proceedings of the eighth International Congress of Linguists; n° 0474 corriger: Zum «Aspekt»; n° 0494 corriger: Studii și cercetări lingvistice; n° 0501 corriger: Référence; n° 0504 corriger: Hjelmslev; n° 0512 corriger: Linguistique et stylistique. À propos de ... théorie; n° 0519 corriger: Estructuralismo ... Hjelmslev; n° 0527 corriger: Slavists; n° 0542 corriger: [remanié dans M. Wilmet 1976, n° 0364, pp. 9–40]; n° 0543 ajouter: 1974 et 1980²; n° 0552 corriger: L. Goldmann; n° 0564 corriger: București; n° 0578 corriger: grammaire. À propos de; n° 0592 / n° 0605 / n° 0626 corriger: Les Langues néolatines; n° 0609 corriger: Konjunktiv; n° 0618 corriger: Société de Linguistique; n° 0632 ajouter: [remanié dans M. Wilmet 1976, n° 0364, pp. 83–106]; n° 0636 corriger: pp. 242–246; n° 0646 et 0647; l'indication [Réimpression du n° 0244] se rapporte à l'ouvrage de Molho publié en 1969, et non aux articles mentionnés sous les deux numéros; n° 0652 corriger: Studii și cercetări lingvistice; n° 0654 ajouter: Travaux de Linguistique, Gand; n° 0655 ajouter: [remanié dans M. Wilmet 1976, n° 0364, pp. 129–152]; n° 0662 corriger: condiționalului ... Studii și cercetări lingvistice; n° 0672 corriger: romanes; n° 0673 / n° 0724 ajouter: Kelly, Louis-Gérard; n° 0685 / n° 0686 corriger: Müller, Bodo; n° 0689 corriger et ajouter: Romance ... Oxford, Basil Blackwell ... cf. n° 0256; n° 0694 corriger: J. Dierckx; n° 0699 ajouter: [remanié dans M. Wilmet 1976, n° 0364, pp. 83–106]; n° 0700 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 298–326; n° 0701 corriger: XII-lea Congres internațional ... filologie / ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 218–238; n° 0702 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 106–144; n° 0703 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 106–144; n° 0704 corriger: Réimprimé partiellement (pp. 161–182 de l'article cité) dans Wunderli, Modus und Tempus, 1976, pp. 145–166 sous le titre «Der Konjunktiv nach 'jusqu'à ce que'»; n° 0705 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 167–184 (sous le titre «Der Konjunktiv nach 'à condition que'»); n° 0709 corriger: méthodes nouvelles ... structuralisme néo-mentaliste; n° 0716 ajouter: Travaux de Linguistique, Gand; n° 0717 corriger: Lucien Tesnière; n° 0726 corriger: Langue Française; n° 0732/0735/1489 corriger: Mélanges Jean Boutière; n° 0749 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 185–217; n° 0750 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 167–184; n° 0767 ajouter: Queffelec, Ambroise J. M.; n° 0776 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 273–297; n° 0784 corriger: J. Bingen (au lieu de J. Burgen); n° 0798 corriger C. D. U.; n° 0811 corriger: sur l'emploi de la forme du subjonctif; n° 0829 corriger: Presses universitaires; n° 0857 corriger: La Linguistique; n° 0859 corriger: Grammatika francuskog; n° 0869 corriger: pp. 289–303; n° 0888 corriger: il Mulino; n° 0894 corriger: Acerca de ... generativa ... sistemática; n° 0906 corriger: akademika V. F. Šišmareva; n° 0909 corriger: potenzialità ... Società di linguistica; n° 0911 corriger (dans le titre russe non transcrit): značeni; n° 0916 corriger: Perspectives, in; n° 0920 corriger: La Lingüística guillaumiana; n° 0935 ajouter: M. Molho; n° 0951 ajouter: pp. 107–128; n° 0953 ajouter: Congrès de Linguistique; n° 0954 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 52–80 (cf. n° 1357); n° 0955 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 81–105 (cf. n° 1462); n° 0956 ajouter: Version allemande du n° 701 ... Modus und Tempus, 1976, pp. 218–238; n° 0957 corriger le titre: Der Konjunktiv nach 'après que', et ajouter pp. 106–144 (il s'agit d'une réimpression des n° 702 et 703); n° 0958: à supprimer (ce numéro doit être fusionné avec l'entrée bibliographique du n° 0957); n° 0959 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 145–167 (réimpression partielle (pp. 161–182) du n° 0704; n° 0960 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 167–185 (réimpression des n° 0705 et 0750); n° 0961 ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 298–326; n° 0962 corriger le titre: Reliefgeberische Teilaktualisierung mit unipersonalen Ausdrücken / ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 185–217; n° 0963: à supprimer (ce numéro doit être fusionné avec le n° 0960); n° 0964 corriger le titre: «Soyant». Zum Problem des Partizip Präsens im Französischen/ajouter: Modus und Tempus, 1976, pp. 273–297; n° 0977 ajouter: Travaux 19, Démarches Linguistiques et Poétiques; n° 0978 corriger (conformément aux indications

fournies dans le n° 0370): *modistes ... idéologues*; n° 0991 corriger: Tuțescu, Mariana; n° 0993 ajouter: *La linguistique en Belgique / Linguistiek in België / Linguistics in Belgium*; n° 1011 corriger: *subjunctive*; n° 1029 corriger: *románico ... reconnaît*; n° 1050 ajouter: *Atti del XIV. Congresso*; n° 1053 corriger: *voor Taal- en Literatuurwetenschap*; n° 1087: l'indication des pages manque; n° 1106 corriger: *Linguistics Abroad*; n° 1112 ajouter: *De Vriendt, Séra*; n° 1137 corriger *Études Inuit Studies*; n° 1188 corriger: Sandmann, Manfred; n° 1190 corriger: Ullmann, Stephen; n° 1200 corriger: *Neophilologus*; n° 1205 corriger: *Recension*; n° 1208 corriger: Whitfield, Francis J.; n° 1212 corriger: *H. Sten*; n° 1214 corriger *Romance Philology* (au lieu de *Romanische Philologie*); n° 1220 ajouter: *Zeitschrift für Romanische Philologie*; n° 1222 ajouter: *L[ausberg] H[einrich]*; sub n° 1235 ajouter comme n° 1235 le n° 1248, et changer 1961 en 1959; n° 1238 ajouter: *Geschiere, Lein*; n° 1268 corriger: Christmann, Hans Helmut; n° 1305 corriger: *Zürich*; n° 1308 ajouter: *en ancien et en moyen français*; n° 1315 corriger: Palmer, Frank; n° 1330 corriger: *Studii și cercetări lingvistice*; n° 1340 corriger: Séguy, Jean (au lieu de Séguy, Guy); n° 1341 corriger le titre: *Histoire de la syntaxe. Naissance de la notion de complément dans la grammaire française (1530-1750)*⁹; n° 1350 corriger: 65, 2, 1971; n° 1362 corriger: *Les systèmes*; n° 1363 ajouter: *Hilty, Gerold*; n° 1364 corriger: pp. 539-541; n° 1371 corriger: *Paideia* (le numéro du tome manque); n° 1395 corriger: *I. Jordan*; n° 1403 corriger: *Times Literary Supplement*; n° 1404 corriger: *La linguistique du XX^e siècle*; n° 1413 corriger: Koerner, Ernst F. K.; n° 1442 et 1443: l'indication des pages manque; n° 1451 ajouter: *Vincenz-Vântu, Ileana*; n° 1473 corriger: pp. 12-25; n° 1495 corriger: Dembowski, Peter F.; n° 1500 corriger: *E. Einhorn*; n° 1509 corriger: *Teorica ed Applicata*; n° 1515 corriger: *P. Skårup*; n° 1516 corriger: *Édition de A. Joly*; n° 1528 corriger: *Aspekt*; n° 1529 corriger: *Germanisch-Romanische*; n° 1532 corriger: *T. T. Büttner*.

Dans l'index des auteurs on corrigera les erreurs suivantes: ajouter sous Chevalier (hispaniste): 0593; corriger Dembowski; ajouter sous Fabre: 0295, 0330; distinguer Harris, Roy (n° 1312) et Harris, Martin (n° 1524); ajouter sous Hilty: 1363; distinguer Koerner, Ernst F. K. (n° 1413) et Körner, Karl H. (n° 0234); ajouter Léard: 1415; corriger Sandmann; supprimer la distinction entre Vincenz et Vântu; corriger Tuțescu; corriger Whitfield; ajouter Wunderli: 0749.

Pour l'index des matières, séparer «A» (béarnais) n° 0672, 0722 et 0736 de «A» (espagnol) n° 0618; p. 224 corriger: *Chronogénèse*; Déjà; p. 226 corriger: *Grammaires françaises*; *Hjelmslev*; *Langues esquimaudes*; p. 228 corriger: «Si» (*intensif*); p. 229 corriger: *Transitivité*; à la p. 225 on ajoutera sous «Histoire de la grammaire» le n° 0947. Dans l'index des comptes rendus, on corrigera Buysens; sub Carlsson: *le type*; *Einhorn*; *Jordan - Orr*; sub Klein: *Tempus*, *Aspekt und Aktionsart*; sub Körner: *Aktionsgemeinschaft*; *Skårup*.

Point n'est besoin de dire que cette bibliographie – la troisième – de la linguistique guillaumienne publiée par le Fonds Gustave Guillaume laisse à désirer: en cela, elle ressemble trop, hélas, à ses deux prédécesseurs. Reste que l'ouvrage recensé ici est plus complet et mieux organisé: il faut en savoir gré à Hervé Curat et à Lionel Meney. On attend avec impatience une version corrigée et mise à jour de leur bibliographie qui, à l'état actuel, est trop peu soignée pour être un véritable guide bibliographique.

P. Swiggers – J. Rooryck

*

⁹ Voici l'entrée 1341 chez Curat et Meney: «STÉFANINI, Jean, c. r. de J.-C. CHEVALIER, *La notion de complément chez les grammairiens. Etude de grammaire française (1530-1750)*, Paris, 1968, *Langue Française*, 1, 1969, pp. 110-115» (p. 190). Signalons toutefois que dans ce cas-ci l'erreur est dans la source même: Curat et Meney ont repris l'indication erronée telle qu'elle figure dans *Langue Française*.

La crise des langues. Textes colligés et présentés par JACQUES MAURAI. Québec (Gouvernement du Québec, Conseil de la langue française) Paris (Le Robert) 1985, 490 p.

Bajo el título *La crise des langues*, Jacques Maurais ha reunido y presentado una colección de veintiún artículos inéditos y cinco apéndices, apéndices en los que se recoge desde testimonios de prensa hasta trabajos ya publicados. El objetivo perseguido, que da unidad a la obra, aparece sugerido desde el título: determinar la vigencia y sentido que tiene el concepto de «crisis de la lengua» en diversas comunidades lingüísticas, así como indagar, en su caso, sobre sus manifestaciones, causas y remedios.

Las lenguas de Europa y América aparecen en posición privilegiada respecto a las de otros continentes por el número de contribuciones de las que son objeto. Y, de ellas, el francés y el español son las más atendidas. Del primero se ocupan Nicole Gueunier («La crise du français en France», p. 3-38), Jacques Maurais («La crise du français au Québec», p. 39-84), Christian Rubattel («Une crise du français en Suisse romande», p. 85-92) y Jean-Marie Klinkenberg («La crise des langues en Belgique; note sur la Belgique néerlandophone», p. 93-146)¹, con estudios a los que hay que añadir el primero de los apéndices («De quand la crise du français date-t-elle?», p. 457-460). Del español tratan Gregorio Salvador («La prétendue crise de la langue: l'espagnol d'Espagne», p. 317-322), Luis E. Behares («Y a-t-il crise de la langue en Uruguay?», p. 323-330) y Raúl Ávila («La langue espagnole et son enseignement: oppresseurs et opprimés», p. 331-364, centrado en su experiencia de México). La situación del inglés y del húngaro es considerada, en cada caso, en dos artículos. El inglés es examinado por Richard Ruiz («La crise de l'anglais aux Etats-Unis», p. 147-188) y por Grace Jolly y Robert Robertson («La crise de la langue dans les pays du *Commonwealth*», p. 189-218). Del húngaro se ocupa Árpád Sebestyén («La crise de la langue hongroise», p. 383-390) y el cuarto apéndice («L'état de la langue hongroise», p. 473-484), que reproduce extractos de una memoria sobre el tema realizada en 1983 por una comisión del Instituto de Lingüística y Literatura de la Academia de Ciencias de Hungría. Atención similar recibe la situación lingüística de Yugoslavia: Ranko Bugarski hace una presentación general («Problèmes de la culture de la langue en Yougoslavie», p. 303-310) y Djordje Kostić examina específicamente la lengua mayoritaria, el servocroata («Les tendances actuelles du serbo-croate», p. 311-316). En contribuciones singulares son analizadas otras lenguas de Europa. Así, del vasco y del catalán en España se ocupan, respectivamente, Karmele Rotaetxe y Xavier Altzibar («La crise de la langue basque», p. 371-382) y Albert Bastardas-Boada («La crise de la langue standard dans la zone catalane», p. 365-370). El alemán es tratado por Helmut Glück y Wolfgang Sauer («La crise de l'allemand», p. 219-280). Los problemas lingüísticos de países nórdicos de Europa son encomendados, en el caso del noruego, a Dag Gundersen («Le norvégien: des problèmes, mais pas de crise véritable», p. 281-294) y a Erik Hansen en el caso del danés («La crise de la langue standard au Danemark», p. 295-302), a cuyos estudios hay que añadir lo extraído de otro sobre el sueco, publicado por Rolf Hillman en 1971, presentado en el apéndice segundo («L'enseignement de la langue suédoise dans les écoles», p. 461-468). El portugués de Brasil es objeto del último de los apéndices, recogido de un artículo de prensa publicado en 1975 («Notre pauvre portugais», p. 485-487).

El examen de la situación de lenguas correspondientes a países no pertenecientes a los continentes europeo y americano – salvedad hecha de las referencias contenidas en el artículo ya mencionado de G. Jolly y R. Robertson sobre la *Commonwealth* – ocupa un lugar

¹ Así aparece enunciado en el índice, aunque el trabajo es encabezado por el título «La crise des langues en Belgique». En realidad, del neerlandés sólo se hacen unas someras consideraciones al final, en la «note» a que hace referencia el título dado en el índice.

menor en la obra. De los problemas lingüísticos de Israel tratan Ora Schwarzwald y Rivka Herzlich («La crise de la langue en Israël», p. 391-402). La revisión se completa con tres trabajos sobre otras tres comunidades lingüísticas, de Jai-ho Jeon sobre Corea («La crise de la langue en Corée», p. 403-408), de Yang Jian sobre China («Problèmes de chinois contemporain», p. 409-440) y de Joan Rubin sobre Indonesia («La crise de la langue en Indonésie», p. 469-472, recogido de una colaboración del autor de 1977).

La colección de artículos acaba con un trabajo de Alain Rey en el que, tras el panorama ofrecido por las aportaciones citadas, somete a análisis el concepto mismo de «crisis de la lengua» («Pour une critique de la crise», p. 441-452).

De esta enumeración se desprende claramente que la obra no tiene pretensiones de exhaustividad². Ello, por otra parte, sería objeto de una labor enciclopédica. La variedad y diversidad de lenguas y comunidades lingüísticas examinadas permite alcanzar una visión suficientemente amplia de cómo se plantea el tema de la denominada «crisis de la lengua» en distintos casos.

En su conjunto, la obra da impresión de heterogeneidad. Pero esto no puede sorprender, ya que el tratamiento del tema está condicionado por factores diversos. De ellos, el primero atañe a la perspectiva adoptada por cada autor respecto al propio concepto de «crisis» y a su aplicabilidad para calificar algunos hechos del comportamiento lingüístico de los hablantes. Entre los autores que han aportado su contribución a la obra hay quienes lo aceptan sin reticencias explícitas. Pero, en tal caso, la expresión «crise de la langue» puede referirse a fenómenos distintos. Así, por ejemplo, K. Rotaetxe y X. Altzibar lo emplean para explicar hechos debidos a problemas de fijación, estabilidad y difusión del vasco reconocido como estándar. En un sentido parecido, Yang Jian lo entiende adecuado para dar cuenta de las dificultades de generalización de una variante del chino en un Estado tradicionalmente multilingüe. En cambio, A. Sebestyén, al tratar del húngaro, y O. Schwarzwald y R. Herzlich al ocuparse de la situación en Israel, lo aceptan para calificar las desviaciones del uso general culto, desviaciones apreciadas, sobre todo, en el empleo oral. Y Jai-ho Jeon, refiriéndose al coreano, centra la idea de «crisis» en la influencia de otras lenguas, especialmente en la incorporación de anglicismos.

Para otros autores, en cambio, no es apropiado hablar de «crisis de la lengua», aun tratando de fenómenos semejantes a algunos de los anteriores. De este modo enfocan G. Jolly y R. Robertson las variaciones y actitudes que hay en diversos países de la *Commonwealth* respecto al inglés considerado estándar del Reino Unido, independientemente de que las razones de esa diversidad pueda ser atribuida a interferencia de lenguas o no. Tampoco D. Gundersen considera adecuado asociar la idea de «crisis» a los problemas existentes en Noruega para consolidar una norma general. En otros casos, las variaciones debidas a las diferencias entre el uso oral y el escrito, a los préstamos de otras lenguas o a otras manifestaciones del comportamiento lingüístico peculiar de un grupo determinado no son necesariamente estimadas como síntomas de una «crisis de la lengua». Tal es, por ejemplo, la opinión de G. Salvador, de L. E. Behares, de E. Hansen y de H. Glück y W. Sauer.

Una posición intermedia la ofrecen los autores que, a propósito de diversos fenómenos, hacen una revisión de las opiniones dadas y reflexionan sobre la pertinencia de hablar de «crisis». Es, fundamentalmente, el caso de N. Gueunier, J. Maurais y R. Ruiz. Los dos primeros sobre el francés y el tercero sobre el inglés hablado en los Estados Unidos coin-

² Hubiera sido esperable, no obstante, un trabajo sobre el inglés del Reino Unido. Además de ampliar la visión de comunidades anglófonas, hecho importante dada la influencia del anglicismo en otras lenguas, hubiera constituido punto de referencia para las reflexiones sobre el inglés fuera del Reino Unido.

ciden en reseñar con cierta amplitud las manifestaciones que ha suscitado el tema de la «crisis de la lengua» desde diversas perspectivas. Dejando a un lado peculiaridades propias de la comunidad lingüística tratada en cada caso, también hay coincidencia al identificar algunos fenómenos susceptibles de ser estimados como sintomáticos de una «crisis» (divergencias entre las modalidades oral y escrita e influencia de la primera sobre la segunda, comportamiento lingüístico inapropiado en el ámbito escolar e influencia negativa del uso que se hace de la lengua en los medios de comunicación). Sin embargo, el juicio que merecen tales hechos es distinto según el enfoque de cada autor. N. Gueunier considera inadecuado hablar de «crisis» si se la entiende como descenso de la calidad de lengua; en cambio, sí cabría hablar de una «crisis efectiva» que rebasa el ámbito de la *actuación* y se relaciona con las funciones instrumental y simbólica de la lengua. J. Maurais no renuncia a hablar de «crisis», pero la entiende: a) referida fundamentalmente al nivel de la lengua en diversas etapas de la educación y no centrada en la ortografía; b) referida a la situación actual, ya que no hay datos suficientes para dar un juicio basado en la comparación con períodos anteriores; c) no referida específicamente a los problemas lingüísticos, sino considerados estos como una de las manifestaciones de una crisis de cultura o de civilización. R. Ruiz, por último, cree que fenómenos como los citados, o las variaciones regionales, sociales, etc., que se aprecian en el inglés estadounidense no merecen la consideración de indicios de una «crisis» (la variación es la norma).

Es claro, pues, que el denominador común de los trabajos no es un concepto único de «crisis», ni el reconocimiento de la existencia de «crisis» en uno u otro sentido, sino la aceptación de que se habla de «crisis». Una razón importante de ello es la visión que cada autor pueda tener de la naturaleza de la lengua, de sus modalidades y del cambio lingüístico³.

Independientemente de esto, la diversidad de aspectos tratados responde también a los problemas específicos que se pueden presentar en cada comunidad lingüística. Cabe pensar que en todas las lenguas se podrían examinar fenómenos comunes, como peculiaridades de la modalidad oral (y en diversas situaciones comunicativas, formal y cuidada, informal, etc.), arbitrariedad de construcciones sintácticas, pobreza e imprecisión en el léxico, deficiencias ortográficas, préstamos de otras lenguas, etc., y todo ello ilustrado con testimonios procedentes de ámbitos diferentes (educación, publicidad, medios de comunicación, etc.). Pero esto no es común a todos los trabajos recogidos. Este tipo de observaciones – y el juicio que merecen tales fenómenos desde distintas perspectivas – son centrales cuando se refieren a lenguas para las que se supone consolidada una norma general culta – reconocida explícitamente como tal por los autores o no – y de las que no se examinan específicamente problemas debidos a interferencia lingüística. Es, por ejemplo, lo que da lugar a buena parte de las relexiones desarrolladas en los trabajos sobre el francés, el alemán, el español, el danés, el húngaro, el hebreo y el coreano. Y, aun en tales casos, cada comunidad lingüística puede ofrecer aspectos que le son propios (así, por ejemplo, J. M. Klinkenberg resalta la trascendencia de las variaciones geográficas y sociológicas de la modalidad oral del francés hablado en Bélgica, variaciones que contrastan con la estabilidad del francés escrito, acogido a la norma irradiada desde Francia; C. Rubattel destaca, para caracterizar la situación del francés de Suiza, además de un sistema escolar no comparable al de otros países francófonos, el reconocimiento de que la sintaxis y el léxico manifiestan claras desviaciones

³ Aunque la correspondencia no sea tan estricta como la expresa A. Rey, sí puede apreciarse que el lingüista y el sociolingüista, al insistir en la variación lingüística como base de la expresión y comunicación, dudarán de la «crisis», y el profesor, el político y el periodista, al observar las dificultades de aprendizaje de una norma general culta, tenderán a dramatizar sus efectos (cf. p. 444).

respecto a la norma centralizada de Francia y el prejuicio muy arraigado de la situación de inferioridad respecto al alemán; H. Glück y W. Sauer dan cuenta de algunos aspectos de la manipulación política de la lengua y de fenómenos tales como las dificultades de algunos niños para el aprendizaje del alemán escrito, los problemas lingüísticos de inmigrantes procedentes del sur, las reflexiones promovidas por una denominada «lingüística feminista» y las divergencias de uso relacionadas con la edad, especialmente las referidas a los jóvenes; del español hablado en América son destacables las actitudes de los hablantes hacia su norma y los problemas derivados para la educación).

Pero hay también comunidades en las que los fenómenos de los que cabría inducir la existencia de «crisis» son debidos, fundamentalmente, a problemas de interferencia y de fijación y difusión de una modalidad generalizada. En cada caso, los aspectos tomados en consideración dependen de la situación específica de la lengua. En Noruega, por ejemplo, y además de las dificultades que presenta la incorporación de anglicismos, una de las preocupaciones fundamentales, como señala D. Gundersen, es la concurrencia de hasta seis normas diferentes, con los problemas educativos y administrativos de ahí derivados. En el inglés estadounidense – y aunque la situación no sea equiparable a la del noruego – un aspecto esencial es la diversidad de variedades diatópicas y diastráticas, que en algunos casos están condicionadas por rasgos lingüísticos de los inmigrantes. En otras comunidades, el factor que da lugar a fenómenos caracterizables como indicio de «crisis» no es la ausencia de una modalidad lingüística generalizada, sino una situación de multilingüismo. Yang Jian reconoce la importancia de este factor en China, donde se ha pasado de un estado de unilingüismo (empleo exclusivo de uno de los más de 600 dialectos existentes) a otro de bilingüismo (uso paralelo del dialecto de la zona y del común, *putonghua*). G. Jolly y R. Robertson también hacen constar la trascendencia de este hecho en algunos países de la *Commonwealth*, con características particulares según los casos (trilingüismo en la India por la coexistencia de inglés, hindi y dialecto regional, intento de fijación de bilingüismo en Kenya con inglés y kiswahili, etc.). Y todo ello teniendo en cuenta las dificultades de algunos países de África para establecer una lengua nacional y la diversidad del inglés según las lenguas nativas con las que ha estado en contacto. La peculiaridad del «vasco unificado» en España, tal como muestran K. Rotaetxe y X. Altzibar, deriva, por una parte, de la situación de bilingüismo con el castellano y, por otra, de la fijación y difusión de tal lengua en una comunidad que conoce variedades históricas divergentes, como el vizcaíno.

Esta diversidad de enfoques y hechos son testimonios suficientes para mostrar el interés de una obra, cuyo carácter colectivo va más allá de manifestarse en la acumulación de datos, y permite inducir consideraciones generales interesantes para los conceptos de «crisis» y dinamismo de la lenguas.

José Francisco Val

*

CHARLES P. MARIE, *Le sens sous les mots*, Potchefstroom University Press, 1984.

Resulta realmente difícil enjuiciar una obra que no se inscribe ciertamente en las coordenadas habituales de la literatura científica. Se abordan aquí cuestiones de las que sin duda tenemos alguna intuición, pero que al presentarse de forma a-dialéctica no permiten de hecho un comentario crítico. El autor se refiere a un nuevo tipo de concepción pedagógica en estrecha conexión con la terna, por otra parte ya clásica, divinidad-hombre-lenguaje, en la que las relaciones hombre-lenguaje se interpretan a la luz de las relaciones hombre-divinidad, y viceversa. En el fondo, y aunque novedoso en su planteamiento actual, el punto de vista del autor es una vuelta al tipo de filosofía realista del lenguaje del que, como es sabido,

la tradición de nuestra cultura occidental se ha ido desprendiendo progresivamente a fin de dar luz al discurso científico. Supone este último un lenguaje con valor puramente instrumental, separado ontológicamente del hombre y que carece de la posibilidad de reflejar su naturaleza, su esencia. La pérdida del vínculo natural del hombre con el lenguaje no es sino una clara consecuencia, según el autor, de la ruptura del vínculo natural del hombre con Dios: «Le langage apparaît dans sa relation avec l'homme comme l'homme dans sa relation avec Dieu. Que Dieu meure et l'homme devient libre, c'est l'idée sartrienne; que l'homme meure et le langage se libère!» (p. 14). La filosofía realista del lenguaje presupone en último término, de forma más o menos encubierta, un dador de nombres que permite explicar la relación del hombre con el lenguaje, triángulo éste funcionalmente idéntico al cartesiano «genuino», que gracias a la divinidad puede explicar la relación entre la *res cogitans* y la *res extensa*. La necesidad de una instancia metafísica para la solución del problema se encuentra en clara conexión con la visión a-dialéctica de las relaciones hombre-lenguaje.

La filosofía nominalista, por el contrario, tal como se configura en el escolasticismo tardío, está claramente marcada por la comprensión de la existencia de modalidades epistémicas subjetivas, por las que se disuelve el ser-en-sí de las cosas. Los singulares se liberan de los marcos esencialistas y la instancia subjetiva acaba con una supuesta objetividad preestablecida. Este tipo de opción metafísica, que está en la base de nuestra cultura occidental moderna, es claramente contestada por Ch. P. Marie. Un razonamiento etimológico (usual, por otra parte, en el marco de la filosofía realista) le permite mostrar que la esencia del «educar» («ē-dūcere») es «sacar fuera», hacer que se abandonen los engaños de la subjetividad, eliminar la idea de un tipo de enseñanza basada en la comprensión de la subjetividad individual, incluso la idea de un tipo de enseñanza basada en el acuerdo intersubjetivo. El hombre aprende a serlo en la medida en que su reflexión le lleva más allá de la percepción de su existencia concreta a la percepción de su esencia (percepción pura bergsoniana). En lo que podemos llamar activación de este acto reflexivo tiene un papel decisivo la poesía: «Grâce à l'étude de la poésie l'enfant prendra connaissance de l'effort fait par l'humanité pour élever mathématiquement les réalités du sacré» (p. 69). Habla propiamente Ch. P. Marie de la poesía épico-profética, que nos llega del exterior y nos lleva, por esto también, fuera del yo individual.

La poesía es justamente el tipo de lenguaje que se inscribe en la terna referida, que permite, según nuestro autor, una explicitación del vínculo natural entre el hombre y lo trascendente. En poesía la relación entre forma y sentido, significantes y significados, es necesaria, en ningún caso arbitraria. La poesía es el dominio de lo memorable y no transitorio, de la palabra esencial y no accidental; no siendo «parole», trasciende incluso la entidad «langue» saussureana, que no es sino expresión del acuerdo intersubjetivo, dialécticamente relacionado con el nivel de la «parole». El tipo de lenguaje del que aquí se nos habla es aquel en el que una vinculación natural directa, un tipo de transparencia existe entre formas y sentidos, lo que implica una atribución de φύσις, naturaleza, al proceso de significación.

Al adoptar este punto de vista el autor es claramente consciente de que se sitúa al margen de las bases que presiden el tipo de filosofía del lenguaje de nuestros días y el tipo de cultura (y consecuentemente pedagogía) contemporánea. El principio de la arbitrariedad del signo, de la arbitrariedad de la relación entre significante y significado, iría unida al entendimiento erróneo de la cronología en la constitución del signo, aquél según el cual la lectura de este último empieza por el significante y no trasciende en último término el nivel de las formas (los significados se entienden en función de los significantes). Efectivamente, la ciencia estructural del lenguaje implica «formalización», y el principio de la arbitrariedad del signo nos permite hablar de los significados de las formas como epifenómenos.



El carácter genuino del acto creador implica una inversión de la cronología, por la que el significante se entiende como una concreción o manifestación última del significado, al que reproduce especularmente. Sin que el plano de las formas y el de los sentidos lleguen realmente a confundirse, lo que Ch. P. Marie llama percepción pura, echando mano del concepto bergsoniano, supone una comunidad esencial, configuracional, entre ellos, gracias a la cual se hace posible el tránsito directo y no mediatizado del significante al significado. Sólo este tipo de palabra es el que, inserto en la terna anteriormente mencionada, le permitiría al hombre un ascenso a la realidad trascendente. La función comunicativa, social, de la palabra es, en este sentido, un aspecto secundario. La palabra es, antes que nada, significación percibida por el individuo que le lleva al descubrimiento de su realidad esencial. Dada la vinculación necesaria de significante y significado, el signo implica y es, por su misma naturaleza, conocimiento.

Este marco teórico así definido le sirve al autor en el dominio concreto de la interpretación literaria, que consistirá básicamente en considerar la forma y el grado en que se nos ofrece una percepción del lazo necesario entre las instancias material y espiritual del signo. De una obra como *En attendant Godot*, de Beckett, se nos dice que ha mostrado el lugar donde forma y sentido coinciden, pero que el tránsito de uno a otro plano se encuentra limitado por cierta carencia perceptiva de la que dan clara muestra los personajes. Sobre *Les Mouches*, de Sartre, se adopta el punto de vista más crítico, el que en general mantiene nuestro autor respecto al proyecto existencialista. Existencialismo, como primacía de la vivencia individual, implica arbitrariedad de las relaciones entre significante y significado, relación convencional, circunstancial, entre ellos, lo que limita toda posibilidad de acceso a la idealidad trascendente. Paradigma del buen hacer literario serían los trabajos de Giraudoux, autor al que Ch. P. Marie ha dedicado ya varios estudios, y obras como *L'Enchantement de la Nuit* de Jean Guirec o *La folie d'Abraham* de Pierre Souyris. No sabemos realmente dónde acaba el juicio estético y empieza el ético-pedagógico, pues realmente ambos criterios se confunden en uno. También una sola realidad trascendente explica en último término la convergencia de formas y sentidos.

Un cuadro como el que acabamos de mostrar ejemplifica el tipo de discurso que los filósofos analíticos tacharían de «sinsentido», por su apelación continua a instancias metafísicas. La vinculación necesaria entre significantes y significados trae consigo la imposibilidad de manipular autónomamente ambos planos (conmutación de formas), con lo que se hace inviable una ciencia del lenguaje en el marco estructural, quizá el único posible. La vinculación entre el juicio estético y el proyecto ético-pedagógico (explícitamente religioso) se encuentra también en clara oposición a la crítica literaria científica (estructural), que exige aislar el dominio estético de otros, delimitar un objeto autónomo que llamamos obra de arte.

La confianza en las bases epistemológicas de la ciencia del lenguaje (y de la ciencia en general) no nos permiten posiblemente en nuestros días prescindir sin más de las consideraciones que en esta obra se vierten, tachándolas de «sin sentido», como lo haría el Wittgenstein del *Tractatus*. Es justamente el «sin sentido» positivista, o el «absurdo» existencialista el tipo de realidad que Ch. P. Marie se niega a ver como tal. En otros términos, esto es tanto como suponer un sentido al discurso metafísico, y al concepto de naturaleza humana en la medida en que este último nos permite entender nuestro proyecto cultural. Aunque no se comparta el punto de vista del autor, no cabe duda de que podemos suscribir la idea de que el discurso metafísico debe tener un papel. Lo contrario: ciencia sin metafísica, equivale a una cultura sin naturaleza, al dominio de las formas sobre los significados, y a la repetidamente apuntada por tantos teóricos «cosificación» del hombre.

Carlos Hernández Sacristán

CESARE SEGRE, *Literarische Semiotik: Dichtung, Zeichen, Geschichte*. Aus dem Italienischen übersetzt von KÄTHE HENSCHELMANN. Hrsg. von HARRO STAMMERJOHANN, Stuttgart (Klett-Cotta) 1980, 338 p.

Während der russische Formalismus, der Prager Strukturalismus und die französische *nouvelle critique* im deutschen Sprachgebiet sehr intensiv rezipiert wurden, nahm man nur zögernd vom hohen Stand der modernen semiotisch ausgerichteten Literaturkritik Italiens Kenntnis. Immerhin war die amerikanische und russische Semiotik in Italien schneller bekannt geworden als in Frankreich und in der Bundesrepublik. Von der frühen Institutionalisierung der Forschungsrichtung zeugte die Gründung des Internationalen Zentrums für Semiotik in Urbino anfangs der siebziger Jahre, die systematische Aufarbeitung semiotischer Arbeiten in der Zeitschrift *Strumenti critici* sowie die Einrichtung zweier Semiotik-Reihen in den Verlagen Bompiani und Feltrinelli. Bei uns verbindet sich mit dem Begriff der italienischen Semiotik vor allem der Name Umberto Eco, dessen *Struttura assente* unter dem Titel *Einführung in die Semiotik* (übersetzt von J. Trabant, München 1972) breites Echo fand¹. Zum Ausbau der Semiotik in Italien hat jedoch auch Cesare Segre in entscheidendem Maße beigetragen. Seine wichtigsten Arbeiten zu einer semiotischen Literaturtheorie legte er in folgenden Werken vor: *I segni e la critica* (Torino 1969), *Le strutture e il tempo* (Torino 1974), *Semiotica, storia e cultura* (Padova 1977), *Semiotica filologica* (Torino 1979). Aus diesen vier Bänden wählte Harro Stammerjohann zwölf repräsentative Aufsätze aus, um sie in einem Sammelband dem deutschsprachigen Publikum vorzustellen. Davon sind genau die Hälfte theoretische Abhandlungen, die andere Hälfte – was man besonders schätzt – Textinterpretationen, in denen die Tragfähigkeit des theoretischen Ansatzes getestet wird.

Es kann hier nicht darum gehen, alle Aufsätze einzeln zu besprechen; dies um so mehr, da sich – was bei der heute so beliebten Textgattung der Aufsatzsammlung offenbar unvermeidlich ist – doch einige Überschneidungen und Wiederholungen ergeben. Der Verfasser beschäftigt sich in seinen theoretischen Aufsätzen mit Problemen der semiologischen Grundsituation, mit der spezifischen literarischen Kommunikation und schließlich mit Fragen der Narrativik. Die Arbeiten sind oft als forschungsgeschichtliche Überblicke angelegt, und man hat dabei bisweilen den Eindruck, den «Schlachten von gestern» beizuwohnen. Trotzdem findet eine Auseinandersetzung mit den strukturalistischen und semiologischen Ansätzen statt; so lohnt es sich durchaus, die nuancierten persönlichen Beiträge Segres zur Semiotik zur Kenntnis zu nehmen. Der Autor verweist darauf, daß die Wurzeln der Semiotik schon in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in den Arbeiten von C. S. Peirce und Ch. Morris (für den Bereich der Logik und der Philosophie) zu finden sind. Grundlegend ist aber auch für ihn Saussures Idee einer Semiologie als einer Wissenschaft, «die das Leben der Zeichen in den sozialen Beziehungen untersucht» (p. 27), wobei Sprachwissenschaft als Teil dieser allgemeinen Wissenschaft fungieren sollte. Die *nouvelle critique* jedoch betrachte die Linguistik als globale Disziplin und die Semiotik als deren Teilbereich. Segre erklärt diese «Umkehrung» aus der Tatsache, daß die Linguistik über fertige Verfahren und Kategorien verfüge, die Semiotik aber nicht² und daß zudem alle Erfah-

¹ Erstmals wurden Arbeiten der modernen italienischen Literaturtheorie von VOLKER KAPP in Deutschland bekanntgemacht: VOLKER KAPP (Hrsg.), *Aspekte objektiver Literaturwissenschaft. Die italienische Literaturwissenschaft zwischen Formalismus, Strukturalismus und Semiotik*, Heidelberg (Quelle & Mayer) 1973.

² Zum Aufstieg der strukturalistischen Linguistik zum dominanten Paradigma siehe aus wissenschaftssoziologischer Perspektive die Ausführungen PIERRE BOURDIEUS: «Tout le destin de la linguistique moderne se décide en effet dans le coup de force inaugural par lequel Saussure sépare la

rungen als sprachlich artikulierbar erschienen. Der Verfasser moniert zu Recht, daß die linguistischen Kategorien nicht auf alle Zeichensysteme extrapoliert werden können. So wertet er R. Barthes' Übertragungen von der Sprache auf andere Bedeutungssysteme in *Éléments de sémiologie*, die als «Geburtsstunde der neuen Disziplin» (p. 27) gefeiert wurden, als «ein originelles, aber doch recht oberflächliches Vorgehen» (p. 28). Barthes verwende die linguistischen Termini nur in metaphorischer Bedeutung und auch sein *Système de la mode* (1967) analysiere nicht das System der Kleider, sondern bloß die Rhetorik der Modezeitschriften. Durch die Extension des linguistischen Zeichenbegriffes werden – so wendet Segre berechtigterweise ein – die Unterschiede zwischen Zeichen, Symptomen und Anzeichen mißachtet. Die beiden letzten sind nicht intentionell, entsprechen nicht einem individuellen Willen, etwas auszudrücken. Die Semiotik liefert nur dann zuverlässige Erkenntnisse, wenn sie «jene Entitäten als Zeichen zugrunde legt, die mit der eindeutigen Absicht hervorgebracht wurden, jemanden etwas mitzuteilen» (p. 32). Semiotik kann sich «nur dann als deskriptive Wissenschaft konstituieren, wenn sie den von Saussure vorgezeichneten Linien folgt» (p. 34). Wenn in der außerliterarischen Semiotik der Unterschied zwischen (konventionellem) Zeichen und Symptom aufgehoben wird, dann erklärt der Verfasser dies wiederum aus der Subsumierung der Semiotik unter die Linguistik. Klärend wirkt hier nach Segre die konzeptuelle Arbeit des Linguisten Buyssens (*La communication et l'articulation linguistique* [1967]), der zwischen Anzeichen und Kommunikationsakten unterschied (p. 34).

Segre geht es auch darum, den Weg vom Strukturalismus zur Semiotik nachzuzeichnen. Der Strukturalismus erfaßt nach seinem Verständnis vor allem grammatische Strukturen und betrachtet den Text für sich als Absolutes (p. 67, p. 161). Mir scheint allerdings, daß der Strukturbegriff durchaus auch ein System von Einzeltexten subsumieren kann. Segre sieht in der «Ausklammerung der Bedeutung» (p. 139) die Aporie frühstrukturalistischer Analysen. Die Semiotik hingegen hat das Semische zum Gegenstand, das in Gefahr ist, in grammatisch orientierten Strukturanalysen geopfert zu werden (p. 65). Gerade in Bezug auf Ecos Werk mit dem bezeichnenden Titel *La struttura assente* wird gefragt, ob den Strukturen ein ontologischer Status zukomme oder bloß eine operationale Funktion. Der Verfasser spricht indes von der «Objektivität der Bestandsaufnahme» graphischer und phonologischer Elemente (p. 138). Erst durch den semantischen Gesichtspunkt würde Subjektivität eingebracht: «Eine streng strukturelle Beschreibung ermittelt nur Beziehungen, die realiter existieren. Sobald aber semantische und semiotische Überlegungen eine Rolle spielen, ist der Analysierende involviert.» (p. 138). Selbst wenn *Elementen* ein subjektiver Status zukommt, so scheint mir doch, daß Strukturen (als Relativierung von Elementen) Konstrukt-Charakter haben.

'linguistique externe' de la 'linguistique interne', et, réservant à cette dernière le titre de linguistique, en exclut toutes les recherches qui mettent la langue en rapport avec l'ethnologie, l'histoire politique de ceux qui la parlent, ou encore la géographie du domaine où elle est parlée, parce qu'elles n'apporteraient rien à la connaissance de la langue prise en elle-même. Née de l'autonomisation de la langue par rapport à ses conditions sociales de production, de reproduction et d'utilisation, la linguistique structurale ne pouvait devenir la science dominante dans les sciences sociales sans exercer un effet idéologique, en donnant les dehors de la scientificité à la naturalisation de ces produits de l'histoire que sont les objets symboliques: le transfert du modèle phonologique hors du champ de la linguistique a pour effet de généraliser à l'ensemble des produits symboliques, taxinomies de parenté, systèmes mythiques ou œuvres d'art, l'opération inaugurale qui a fait de la linguistique *la plus naturelle des sciences sociales* en séparant l'instrument linguistique de ses conditions sociales de production et d'utilisation.» (PIERRE BOURDIEU, *Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques*, Paris [Fayard] 1982, p. 8–9).

Segre wendet sich insbesondere der literarischen Kommunikation zu. In einem frühen Aufsatz «Stilsynthese», der auch den sprachgeschichtlich-stilistischen Ausgangspunkt des Autors belegt,³ definiert er den künstlerischen Text als «ein regelrechtes stilistisches System [...], in welchem die Funktion jedes Teils im Verhältnis zu den anderen Teilen festgelegt ist» (p. 22). Doch erst durch die Lektüre werden Unterschiede und Oppositionen, Querverbindungen und Interrelationen zwischen den Teilen des Kunstwerkes sichtbar gemacht. Wenn der Verfasser die *parole* des Werkes mit der Rhetorik und Metrik als der *langue* der Epoche vergleicht, dann handelt es sich m. E. auch um ein metaphorisches Sprechen. In sympathischer Bescheidenheit erkennt Segre, daß Kunst ein «unendlich komplexes Phänomen» (p. 21) darstellt, das keine – noch so gründliche – Analyse zu erschöpfen vermag.

Das besondere Augenmerk gilt der Spezifität der literarischen Kommunikation. Gegenüber Buysens, der dem Kunstwerk bloß expressiven und nicht kommunikativen Charakter zuschreibt, betont Segre doch den kommunikativen Aspekt. Der Künstler wolle durch den Publikationsakt kommunizieren und tue dies nach gewissen Konventionen. Er erkennt jedoch den «unidirektionalen Charakter» der Sender-Empfänger-Beziehung beim literarischen Kunstwerk an («der Empfänger wird nicht seinerseits Sender und umgekehrt; es besteht kein Feedback» [p. 95]). An anderer Stelle ist die Rede von der «Zweiphasigkeit der Kommunikation» (p. 96): Der Relation Sender/Nachricht folgt erst nach einer Unterbrechung die Beziehung Nachricht-Empfänger. Im Unterschied zu anderen Interpreten, die unbesehen das gängige Kommunikationsmodell auf die Literatur übertragen, sieht Segre durchaus den spezifischen Charakter der Literatur-Vermittlung. Es fragt sich aber, inwieweit dieses – bei so vielen Modifikationen – überhaupt noch aussagekräftig ist.⁴ Ein literarisches oder überhaupt ein künstlerisches Werk ist eine Mitteilung, die keine Antwort verlangt, schreibt Segre. Jedes Kunstwerk ist, wenigstens potentiell, ein geistiges Testament, denn es hat das letzte Wort: «Auf die 'Anmaßung' des Autors antwortet der Literaturwissenschaftler ebenfalls mit einer 'Anmaßung', wenn er seine eigene Interpretation als das Letzte ausgibt» (p. 55). Der Verfasser wendet sich ganz entschieden gegen die einseitige Hypostasierung der Empfänger-Instanz durch die Semiotik. So moniert er bei Eco, daß für ihn die Art und Weise, wie die Nachricht empfangen werde, sehr viel wichtiger sei als die Genauigkeit des Empfangs. Segre plädiert indes ausdrücklich für die Ergänzung durch «eine Semiotik der Erfindung», «die die Phasen der Selbst- und Interstrukturierung der vom Künstler konzipierten Zeichen erfaßt» (p. 40).⁵

³ Siehe etwa sein Werk *Lingua, stile e società* (1963).

⁴ Siehe dazu GUNTER MARTENS, der nach DIETER WUNDERLICH (*Tempus und Zeitreferenz im Deutschen* [München, 1970]) die literarische und damit auch die textästhetische Sprechsituation durch folgende fünf Merkmale geprägt sieht:

«[+ Verzögerung]	markieren die zeitlich-räumliche Distanz des Empfängers vom Sender, wobei
[+ Entfernung]	[+ Verzögerung] die Fixierung der Nachricht erforderlich macht.
[- Dialog]	Es ist kein Rollentausch zwischen Sender und Empfänger möglich.
[+ Fiktion]	Die Nachricht bezeichnet keinen real vorgegebenen Gegenstand.
[- Appell]	Die Nachricht enthält keine speziellen Anweisungen und Anforderungen an einen Empfänger (was durch [+ Fiktion] von Wunderlich ausgeschlossen wird.)

(GUNTER MARTENS, «Textlinguistik und Textästhetik. Prolegomena einer pragmatischen Theorie ästhetischer Texte», *Sprache im technischen Zeitalter* 53 [Jan.-März 1975], 19. Siehe auch JOSEPH JURT, *La réception de la littérature par la critique journalistique*, Paris (J.-M. Place), 1980, p. 26–34: «La littérature comme processus de communication».)

⁵ Siehe dazu H. MITTÉRAND: «Une sémiotique génétique bien maîtrisée évitera au critique le risque de surestimer la part de la liberté créatrice, de l'inspiration personnelle, voir de l'inconscient – sauf à

Segre widmet sich aber auch eingehend den Ergebnissen der Erzählforschung, vor allem dem Verhältnis von Fabel und Intrige, so wie es von den russischen Formalisten entwickelt wurde, bei dem «die Zeit als Dimension der irreversiblen Abfolge das grundlegende Unterscheidungskriterium zwischen den verschiedenen Arten der Verkettung der Ereignisse» (p. 76) darstellt. Die Intrige als «Umordnung» der Begebenheiten in einem *ordo artificialis* bewirkt nach ihm einen Verfremdungseffekt. Dem Verfasser erscheint so die chronologische Folge der Fabel als «natürliche» Ordnung. Doch ist die Chronologie zweifellos auch eine Abstraktion, die über unser persönliches Kategoriensystem der Zeit erstellt wird. Segre selber erweitert indes die Fabel-Intrige-Relation durch zwei zusätzliche Dimensionen in einem «Vierstufenmodell» (p. 83, 142), bestehend aus: I. Diskurs, II. Intrige, III. Fabel, IV. Erzählmodell. Der Verfasser verschweigt aber auch die Aporien der Erzählforschung nicht: «Man kann sich also mit noch so großem Nachdruck um eine Formalisierung des *récit* bemühen – der Weg dazu führt allemal über die *per definitionem* der Subjektivität unterworfenen Operation der Paraphrase» (p. 116). Ein allgemeines Modell der Narrativik erscheint ihm als unmöglich, «weil die Ereignisse selbst [...] je verschieden aus der Wirklichkeit ausgeschnitten werden und unterschiedliche Bedeutungen annehmen» (p. 117). Eine entscheidende Etappe der Erzähltextforschung stellen indes die Arbeiten von Greimas dar, «weil er auf die Notwendigkeit aufmerksam macht, wieder all das in die Analyse einzubeziehen, was Propp [...] mehr oder weniger rigoros daraus verbannt hatte (Personen, Motive, Modalitäten)» (p. 130). Segre betrachtet es darum als müßig, das Modell Propps universalisieren zu wollen, denn «die Logik einer Erzählung [...] ist die Logik einer bestimmten Kultur» (p. 117). So bringt Segre bewusst die historische Dimension in seine Analyse ein, so etwa wenn er den kulturellen Kontext der verschiedenen Ebenen seines Vierstufenmodells betont und auch den Strukturalismus gegen den Vorwurf der Antihistorizität in Schutz nimmt. Für ihn ist die Geschichte der Literatur «die Geschichte der Anwendung des semioliterarischen Systems durch den Schriftsteller sowie der Veränderungen dieses Systems als Folge sozio-kultureller Wandlungen und der Reaktionen der Schriftsteller auf diese Wandlungen» (p. 139).

Im zweiten Teil des Buches sind sechs Textinterpretationen vereint, die von den aufgeführten theoretischen Prämissen ausgehen. In einer Boccaccio-Interpretation «Funktionen, Oppositionen und Symmetrien im siebten Tag des *Dekameron*» (p. 238–264) gruppiert Segre die Novellen nach den Erzählfunktionen im Sinne Bremonds und schematisiert in zunehmender Verfeinerung den Ablauf jeder Phase sowie die Beziehungen zwischen den Personen und bestimmten Grundsituationen. Mit demselben Instrumentarium wird in der zweiten Boccaccio-Interpretation die «strukturelle Komik in der Novelle von Alatiel» (p. 265–278) als Umwertung der Funktionen eines alexandrinischen Romans gedeutet. Im Aufsatz «System und Strukturen in den *Soledades* von Antonio Machado» (p. 161–197) erwähnt Segre zuerst die üblichen Ansätze der Interpretation von Textsammlungen: die Untersuchung der einzelnen Texte in ihrer Autonomie sowie die paradigmatische Betrachtung der Sammlung als System. Segre versucht hier eine Verbindung der beiden Analysearten; dabei gilt seine Aufmerksamkeit auch der genetischen Entwicklung des Systems. Die Analyse gruppiert sich um kleinste symbolische und thematische Einheiten (Zeit, Ort, Brunnen, Wasser) sowie um die sprachlichen und stilistischen Mittel des Ausdruckssystems. Die Selbstzensur bei der Unterdrückung bestimmter Brunnengedichte diene

admettre qu'il existe un inconscient des formes. Car bien souvent la structure-type travaille toute seule, les codes narratifs hérités imposent leurs règles à l'écrivain: le héros engendre tout naturellement son adversaire et son auxiliaire». (In: ALMUTH GRÉSILLON/MICHAËL WERNER (éd.), *Leçons d'écriture. Ce que disent les manuscrits*, Paris [Minard] 1985, p.VII.)

Machado «zur Erhaltung der Synchronie des Systems: Zu stark drohte es von einem diachronen Schub aus der Tiefe angegriffen zu werden» (p. 192). In der Interpretation «Die gekrümmte Zeit bei García Márquez (p. 198–237) bedient sich der Verfasser der Metapher des Rads der Zeit, um die erzählerische Überlagerung zweier Zeiten im Roman *Cien años de soledad* zu beschreiben, die geschichtlich-chronologische Zeitmessung sowie die überzeitlichen Impulse, die Vorgriffe auf die Zukunft und Rückblenden auf die Vergangenheit in das Erzählkontinuum einbringen. Sehr schön ist hier die Analyse des semantischen Feldes der *soledad* in ihrer Variation je nach Handlungsweise der Träger. Nach Segre wirken im Spannungsfeld der *soledad* zwei zeitliche Kräfte in entgegengesetzter Richtung: «eine psychologische, welche die Personen in eine Welt der Erinnerung einschließen will und eine biologisch-mythische, welche sie dazu treibt, ihr Minotauros-Schicksal zu erfüllen» (p. 231). Die Metaphorik im Titel des Aufsatzes «Gerade und Spiralen im Aufbau des Don Quijote» (p. 279–310) spielt auf zwei Grundmuster des Cervantes-Romans an: die Linearität der Haupthandlung und deren Unterbrechung durch Erzähleinschübe, die sich am Erzählfaden aufreihen, ohne sich mit ihm zu verweben. Die Spiralenmetapher verweist auch auf die gebrochene Erzählperspektive: Die Erfindung einer fiktiven Figur (Don Quijote), die einen fiktiven Autor erfindet (Sidi Hamet), welcher als Quelle für das Werk des Schriftstellers (Cervantes) dienen wird. Diese Spaltung des Schriftstellers deutet Segre als Produkt der Wende zwischen Renaissance und Barock; die Zeitenwende äußert sich nach ihm auch in der Dialektik von Intuition und Kalkül: «Dabei gehören Kalkül und Reflexion in den Bereich des Bestehenden und der Konventionalität, zu der im Untergang begriffenen Renaissance, während Intuition und Phantasie mit Sicherheit in Richtung auf den sich damals abzeichnenden Barock vorstoßen» (p. 288). Die Spirale erscheint aber auch im Verhältnis zwischen Wirklichkeit, Wahrscheinlichkeit, Traum und Erfindung. Die Narrheit des Protagonisten erschließt neue Wirklichkeitsbereiche, die jedoch aus erzählerischer Distanz betrachtet werden: nur indem Cervantes «an einer Poetik der Renaissance festhielt, konnte er seine barocken Visionen um so reicher entfalten – und zugleich im Griff behalten» (p. 288). Segre zeigt sehr schön die Komplexität dieses Werkes auf, das sich nicht auf einfache Dichotomien reduzieren läßt: gerade am Schluß werden die polaren Begriffe dauernd gegeneinander ausgetauscht, da sich Don Quijote vernünftiger zeigt als seine Gastgeber, die sich kindlich an seiner Narrheit freuen. Cervantes ist nach Segre Opfer seines eigenen Scharfsinns geworden; wollte er doch zunächst die Ritterromane mit ihren Traumvorstellungen an den Pranger stellen. «Das Ergebnis war stattdessen eine Ablehnung des Wirklichkeitsbegriffs, eine neue Auffassung von Kunst als *ars combinatoria*, die Erkenntnis eines Relativismus, der, je nach Gesichtspunkt, eine endlose Veränderung der Situationen und Zusammenhänge ermöglicht» (p. 307).

Gerade in seinen Interpretationen erweist sich die Qualität des Ansatzes von Segre. Er operiert immer sehr textnah und vermag in feinsinniger Weise die komplexen Strukturen der Werke herauszuarbeiten, die durch die heuristische Arbeit in neuem Licht erscheinen und nicht durch ein hypertrophes theoretisches Gerüst erstickt werden. Wenn in theoretischen Beiträgen nicht so sehr ein eigenes Deutungssystem sichtbar wird, so tragen diese doch durch ihre Klärung zweifellos zur wissenschaftlichen Debatte der literarischen Semiotik bei.

Joseph Jurt

Studi testuali. Saggi di: BORGHI CEDRINI, BUZZETTI GALLARATI, CAPRETTINI, GILARDI, ORLANDO, RUFFINATTO, Alessandria (Edizioni dell'Orso) 1984, 135 p.

Nel primo di questi sei contributi dedicati a D'Arco Silvio Avalle, il semiologo dell'università di Torino, Luciana Borghi Cedrini («Per un inventario linguistico del manoscritto fr. 1747 della Biblioteca Nazionale di Parigi», p. 1-24) presenta la trascrizione ed espone alcune peculiarità fonetiche e lessicali dei fogli 9a-18c di questo manoscritto occitanico, creduto fino al 1883 una traduzione da Beda Venerabilis. Scopo della trascrizione di questo testo, individuato da Ch. Bosier nel 1895 come un rimaneggiamento del «De quinque septenis» di Ugo di San Vittore, è di contribuire al completamento dell'inventario linguistico del manoscritto in questione, in vista di una sua localizzazione il più possibile fondata e precisa.

Silvia Buzzetti Gallarati («Per la localizzazione del ms. Add. 15606 del British Museum di Londra: una testimonianza borgognona del *Dit de Guillaume d'Engleterre*», p. 25-52) si occupa della redazione di stampo giullaresco – più nota è quella di ambiente cortese attribuita a Chrétien de Troyes – della leggenda di Guillaume d'Engleterre. Di questa redazione borgognona del XIV sec., contenuta nel manoscritto londinese indicato sopra e pubblicata dalla studiosa nel 1978, ci viene fornita una minuziosa analisi dei tratti fonetici e morfologici. Tratti che, raffrontati a quelli di circa cinquecento documenti borgognoni redatti fra il 1244 e il 1350 e spogliati da E. Philippon all'inizio del nostro secolo, permettono di localizzare il testo, e con esso molto probabilmente l'intero manoscritto, a Semur-en-Auxois, confermando l'intuizione che P. Meyer aveva avuto ex negativo (assenza di infiltrazioni meridionali) già nel 1877.

In «Anatomia dell'esordio. *Il segreto dell'uomo solitario* di G. Deledda» (p. 53-64), Gian Paolo Caprettini fornisce un'analisi strutturale dell'elemento spazio nell'esordio di questo racconto, riscontrandovi un «preciso omeomorfismo fra tema e struttura narrativa», «relazioni analogiche», anzi «iconiche» tra forma del contenuto e forma dell'espressione. Prendendo le mosse dal titolo, considerato a giusta ragione come «un dato... ricco di un senso potenziale che si andrà precisando» e «carico di aspettative» per il lettore, il giovane semiologo individua nelle prime undici sequenze del racconto un modello spaziale che viene, nel corso della narrazione, restringendosi sempre più fino a giungere allo spazio interiore dell'uomo solitario che dialoga con se stesso in uno dei punti più interni della sua casa. L'omeomorfismo individuato fra tema e struttura narrativa si correla inoltre con il rapporto tra dimensione semantica (il valore del segreto) e dimensione pragmatica (le forme dell'azione), e tra voce (= l'istanza narrativa) e modo (= il punto di vista).

Di versificazione volgare delle origini, in particolare della struttura del verso, si occupa Marisa Gilardi Zanone nel saggio «In margine alle chiose dei *Documenti d'amore* di Francesco da Barberino» (p. 65-82). Due delle chiose apposte dall'erudito fiorentino (1264-1348) a questo suo poema didascalico costituiscono un minuscolo ma originale trattato di versificazione, chiamato dall'autore stesso «de variis inveniendi modis». Inserendo il discorso di FB nella tradizione della retorica classica (da Cicerone a Quintiliano), delle principali opere teoriche altomedievali e delle varie *Artes* (*Dictandi*, *Musicae*, *Rithmicae*), la studiosa perviene essenzialmente a due risultati interessanti. Anzitutto il debito molto più cospicuo di FB verso le *Artes Dictandi* (i trattati medievali di stilistica, ossia di prosa d'arte) che non verso le *Artes Rithmicae* (i trattati medievali di ritmica). Debito attestato dal ripetuto uso di parole-chiave fondamentali come *sonitus*, *cursus*, poi *proferre*, *variatio* e anche dalla ripresa di pensieri già espressi da Quintiliano. Tale preferenza accordata da FB ai moduli della retorica «potrebbe attestare una coscienza del verso volgare come organismo non del tutto riducibile alla fissità del verso ritmico latino» (p. 74). Il secondo risultato interessante riguarda le numerose e certo non accidentali concordanze, nelle chiose di FB, con le *Artes Musicae*.

Concordanze rivelate dall'uso insistente di termini quali *ordo*, *ordinatus cantus*, poi *modus*, *concurrere*, *discordium*. Per questo erudito fiorentino non sembra dunque valere la precoce coscienza della netta separazione tra musica e poesia attribuita da M. Pazzaglia all'epoca di FB.

Il contributo di Sandro Orlando «Uomini selvatici e poeti nella lirica cortese romanza» (p. 83-108), presenta un elenco di 76 attestazioni di questa figura tratte da testi provenzali e italiani, elenco preceduto da un saggio introduttivo. Due le tesi di rilievo formulate da Orlando. Nella prima il topos esclusivamente cortese dell'uomo selvatico contemplativo e malinconico, che canta felice nella tempesta e talora piange nel bel tempo, viene interpretato come una variante della secolare «satira del villano» particolarmente fiorente nel Medioevo. Interpretazione suffragata da numerose attestazioni di connessione tra uomo selvatico e villano. La seconda tesi dello studioso riconduce la vistosa differenza di raffigurazione tra l'uomo selvatico nudo, peloso e munito di mazza delle arti figurative e quello contemplativo e malinconico della poesia cortese, non alla diversità degli strumenti espressivi a disposizione dell'artista, risp. del poeta, bensì alla loro differenza di status: «quotidianamente a contatto con le necessità anche committenziali delle classi più umili» (p. 89) il meno prestigioso artista *mechanicus*, per lo più un ammesso a corte il poeta. Il quale, facendosi interprete della raffinata società cortese, sovrappone, alla preesistente figura mitica di uomo dall'aspetto ferino, attestata fin da Erodoto, un'immagine ristretta a un unico tratto di carattere particolarmente bizzarro, allusivo dell'abisso che separava la classe aristocratica da quella contadina.

Aldo Ruffinatto, «I fantasmi della realtà. Tradizione e innovazione nel *Quijote* e dintorni» (p. 109-135), applica al capolavoro di Cervantes e a quattro narratori extradiegetici, ossia riceventi esterni al narrato, una parte del modello elaborato da R. Jakobson nel 1921 sulla variabilità del concetto di realismo nell'arte, integrandolo coi concetti genettiani di narratore e narratario (= ricevente) intra- e extradiegetici (interni, risp. esterni al narrato). L'indagine su ciò che Jakobson chiama «realismo come progetto d'autore» rivela, in *Quijote* I, 47 e 48, che l'innovatività di Cervantes sul piano del romanzo in nome del principio di verosimiglianza viene controbilanciata da un tradizionalismo sul fronte della commedia vista, in antitesi a Lope de Vega, come ottemperante alle regole fissate dal teatro classicista. Questa posizione bifronte di Cervantes che, è forse opportuno rilevare almeno per inciso, si fa tuttavia univoca nel rifiuto della struttura additiva sia per il romanzo che per la commedia in nome di una struttura finalistica, viene ribadita anche sul versante del realismo colto dai narratori intradiegetici. Su tale versante anzi si riscontra una terza posizione, non prevista da Jakobson, che non è né innovativa né conservativa, bensì di «indecidibilità» e che viene presa dal narratore extradiegetico a proposito della credibilità dell'avventura di Quijote nella caverna di Montesinos. L'analisi conclusiva delle posizioni di quattro narratori extradiegetici in rapporto a Cervantes - agli antipodi quelle di A. F. de Avellaneda, Lope de Vega e Ricardo del Turia, contraria a Cervantes sul piano del romanzo quella di Suárez de Figueroa - evidenzia l'isolamento della poetica implicita del capolavoro cervantino nella Spagna coeva.

Patrizia Schibler-Pervangher

*

Critica testuale ed Egesi del testo. Studi in onore di MARCO BONI offerti dagli amici e collaboratori dell'Istituto di Filologia romanza dell'Università di Bologna, Bologna 1984 (Pàtron) 454 p. (*Biblioteca di Filologia romanza della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Bologna* 1).

Ce livre d'hommage est précédé de la *tabula gratulatoria* (p. 5-8) et d'une lettre à Marco Boni de la part d'Elio Melli (p. 9-11) qui rappelle les points forts de l'enseignement et des recherches du récipiendaire. Suit la bibliographie de 1935 à décembre 1982 (p. 15-41), dont *L'Aspramonte* d'Andrea da Barberino et *Le Poesie* de Sordello. Les seize études se concentrent surtout sur les domaines de recherches de Marco Boni.

Andrea Fassò, «Dai poemetti agiografici alle chansons de geste o viceversa?» (p. 45-95); Elio Melli, «Interpretazione di Montanhagol» (p. 97-142); Anna Valeria Borsari, «La leggenda d'Aspramonte in Italia e l'*Aspramonte* in prosa del ms. Add. 10808 del British Museum» (p. 143-194); Aurelia Forni Marmocchi, «Rarità lessicali nel romanzo cavalleresco anonimo conservato nella seconda parte del ms. Add. 10808 del British Museum» (p. 195-209); Liano Petroni, «L'*Aminta* nell'opera poetica del Tasso» (p. 211-250); Roberto Trovato, «Cultura italiana e francese nella corrispondenza inedita Albergati-Camminer» (p. 251-264); Ruggero Campagnoli, «I seicento scalini di Sodoma» (p. 265-284); Claudio Meldolesi, «Il Campiello, il Cortile e il Pasquino Colombo» (p. 285-299); Anna Soncini, «Marzo 1820 - Stendhal a Bologna» (p. 301-315); Piero Menarini, «Il teatro di Ochoa all'epoca de *El Artista*» (1835-1836) (p. 317-334); Susanna Vedovato Ciaccia, «El Romanticismo en el Río de la Plata: Esteban Echeverría y la *Primera lectura para el salón literario*» (p. 335-340); Carmen Licari, «Une hantise d'Edouard Dujardin» (p. 341-347); Marie-Louise Lentengre, «La *Villonelle* de Max Jacob: un poème écho» (p. 349-381); Franca Marcato Falzoni, «*Evocation e oubli* in *Le nez qui voque* di Réjean Ducharme» (p. 383-435); Valentina Valverde, «La presencia de Calderón en la cultura italiana: *Il principe costante* de A. Arbasino» (p. 437-445); Carla Fratta, «Storia, identità e coscienza collettiva ne *La case du commandeur* di Edouard Glissant» (p. 447-454).

Marie-Claire Gérard-Zai

*

Le Gai Savoir. Essays in Linguistics, Philology, and Criticism Dedicated to the Memory of MANFRED SANDMANN. Edited by MECHTHILD CRANSTON, Madrid (Porrúa Turanzas) - Potomac (Studia humanitatis) 1983, 214 p.

Après les souvenirs personnels de Mechthild Cranston («Le Gai Savoir, Remembering Manfred Sandmann») et de C. Lloyd Stanford («Professor Manfred Sandmann, A Caribbean and Canadian Tribute»), la contribution de M. Roy Harris («The Earliest Occitan Biblical Translation») étudie la méthode de datation linguistique appliquée par P. Wunderli à Br. Mus. ms. Harley 2928. C'est un article polémique comme on en voit peu: très exact, intelligent et d'une extrême politesse. Nous en acceptons le résultat: «as it stands Wunderli has not shown that a linguistic analysis of the text can date it to the first third of the twelfth century» (p. 30s.) et nous savons gré à l'auteur d'avoir formulé la mise-en-garde suivante: «it is extremely difficult, if not impossible, to date a work within a narrow time frame on the basis of paleographical criteria alone. A scribe who learned his craft in a particular scriptorium as a young man may have lived to a ripe old age and continued to transcribe until very late in life... If he never altered appreciably the style of his script, it would be impossible to say when within a period of perhaps 50 years he wrote a particular document» (p. 27). Ajoutons que nous ne croyons pas que *Dieu* < *Deus* puisse être utilisé pour illustrer *e* > *ie*; c'est un terme sacré dont la graphie a pu rester sous l'influence de la langue du culte (*Deus*). En ce qui concerne le lavement des pieds le Jeudi Saint, S. Louis reproche à Joinville de ne pas observer la coutume, ce qui indique que, vers le milieu du XIII^e s. au moins, elle n'était pas limitée aux ordres mendiants.

Philip O. Gericke («Sobre la versiones en prosa de *Mainete español*») explore la relation des textes de la *Primera Crónica General* et de la *Gran Conquista de Ultramar*, que Gómez Pérez déjà savait faire remonter à une source commune espagnole. En effet, il semble que les deux textes s'expliquent, p. ex. la scène de Mainete et Galiana dans la *PCG* devient claire à l'aide de la *GCU*. La version de la *PCG* n'est donc pas un reflet fidèle de la chanson primitive: elle en représente plutôt un résumé sommaire dans lequel sont interpolés des remaniements.

Samuel N. Rosenberg («The Old French Lyric Death-Laments») constate que la complainte des morts est mal représentée dans la littérature française, tandis qu'elle est beaucoup plus fréquente en occitan. En outre, entre les complaintes composées dans les deux parties de l'ancienne Gaule, il y a aussi bien une différence d'inspiration (les Occitans regrettent un patron, les Français une bien-aimée) qu'une différence formelle (la prière pour le salut du défunt fait défaut dans la matière française). Alors que la complainte occitane fait partie d'un genre présent dans la littérature latine également, les poèmes français sont d'une nature plus privée, de véritables poèmes de circonstance, et l'auteur tend à les considérer comme «disparate compositions that happen to have a certain subject in common» (p. 54).

Paul Barrette («Fifteenth-Century Hagiographic Poems in French») donne un aperçu utile du poème hagiographique français du XV^e s. Il s'agit d'un genre solidement anglo-normand (XII^e s.; de 27 poèmes, 16 sont a-n.; XIII^e s.; $\frac{1}{3}$ du total [114] a-n.; XIV^e s. de 37 poèmes, 10 a-n.) qui a survécu la séparation des pays: il existe, au XV^e s., 23 poèmes hagiographiques. Le couplet octosyllabique, autrefois populaire, a cédé le pas à d'autres types (cf. p. 66), dont notamment le vers à double queue, une caractéristique des rhétoriciens. Un tiers des poèmes présente des saints français de date récente, plus de la moitié célèbrent des saints anciens; une vie, celle du S. Saveur, est apocryphe; ajoutons qu'elle nous rappelle l'histoire de Robert le Diable.

Hans-Josef Niederehe («Der Ursprung des Wortes. Wissenschaftliche Bemerkungen zur mittelalterlichen Etymologie») analyse la terminologie grammaticale de certains savants médiévaux, notamment celle de Johannes Balbi (Mayence 1460). Balbi reconnaît trois types de dérivation: 1) «sicut filius naturalis et legitimus», auquel nous avons affaire lorsque la racine et le dérivé ont des rapports phonétiques et sémantiques: *albus*, *albedo*; *bonus*, *bonitas*; 2) le type «filius naturalis tantum» lorsqu'il n'y a qu'une ressemblance phonétique: *ut fere a ferus*, et 3) le type «filius legitimus tantum» qui consiste en ressemblance de signification *ut ab uno semel*. Les termes saussuriens *image acoustique* et *concept* trouvent leurs équivalents dans *imaginatio vocis* et *imaginatio significationis* de Balbi. Le terme *ethimologia* ne correspond cependant pas à notre *étymologie*: il désigne plutôt un jeu intellectuel (*ut cadaver quasi caro data vermibus*), utile, je pense, pour la mémorisation d'un terme et de sa graphie.

Ruth Holzman («L'analogie et les débuts de la recherche grammaticale en France») esquisse le développement de la théorie d'analogie à partir de l'Antiquité jusqu'au Grand Siècle français. Alors que l'observation de l'analogie remonte aux Anciens, ils ne s'en servent que pour établir des critères morphologiques. C'est Henri Estienne qui, le premier, attire l'attention de ses lecteurs sur le caractère régulier de certaines transformations phonétiques en établissant, dans ses *Hypomneses de Gallica Lingua* (1582), des séries comme *ame*, *lame*, *dame* de *anima*, *lamina*, *domina*; *estain*, *estrain* de *stamen*, *stramen*, etc., et cet érudit recommande que l'on trouve une série de parallèles avant d'essayer de rapprocher un terme fr. d'un terme latin «Sic etiam quum multa vocabula in quibus i Latinum in e mutatur, & syncopen quam pleraque passa sunt, considerabimus, vocabulam Net esse ex Latina Nitidus, nobis persuadebimus». L'article fort bien composé décrit un exercice qui pose les fondations de la phonétique historique du français.

La relation linguistique entre valet et maître fait l'objet de l'étude magistrale d'Artur Greive («Die Sprache des Rollentauschs von Diener und Herr. Zur Stilistik und Semiotik französischer Komödien des 17. und 18. Jahrhunderts»). L'auteur donne sept caractéristiques du parler des domestiques: forme d'adresse («vous au maître, tu aux collègues») l'usage des termes familiers; l'usage des injures; la présence des métaphores méconnues ou exagérées; l'usage des mots tabous; la vantardise; la perte de parole. Lorsque les domestiques revêtissent le rôle d'un maître (ou d'un personnage de cette classe supérieure), certains d'entre eux réussissent à changer leur manière de parler, d'autres ne le font pas, mais sont acceptés quand même comme maîtres, d'autres encore, également incompetents, sont critiqués, mais critiqués comme maîtres sans que l'on décèle leur véritable identité; enfin il arrive – et le *Jeu de l'amour et du hasard* en est un exemple – que les masques ne servent à rien; que l'amour réunit les personnes qui se ressemblent par leur naissance. Ce théâtre dans le théâtre produit un texte qui a plusieurs sens: un pour le protagoniste dupé, un autre pour ceux qui sont avertis...

Lothar Wolf («Zum Begriff des 'Gelehrten' in der *Encyclopédie*») complète l'étude d'U. Ricken (1961). Chez Cotgrave, la différence entre *docte* et *sçavant* qui, les deux, signifient 'learned, skillful, cunning', est définie par la présence du sème 'thoroughly instructed' pour *docte* et 'wise, expert, advised of much knowledge, of great experience' pour *sçavant*. Alors que *docte* souligne la culture livresque de celui qui porte l'épithète, *sçavant* est prédisposé à désigner un spécialiste de sciences de raisonnement: un *docte antiquaire*, un *savant géometre* dit l'*Encyclopédie*, s. *docte*. *Erudit*, néologisme du XVIII^e s., acquiert le sens spécial 'doté d'esprit philosophique'. Les connaissances qui se réduisent en pratique rendent *habile*, mais il faut être *savant* pour que l'on soit *très-habile*. La différence entre le *philosophe* et un *homme de lettres* consiste dans la présence nécessaire du bon goût chez l'*homme de lettres*.

Basil Guy («Le Prince de Ligne et les Turcs») nous fait voir l'image sympathique dessinée de l'ennemi traditionnel des chrétiens par C.-J. de Ligne. Le Prince de Ligne est «un des rares de son temps (fin du XVIII^e s.) à accorder aux Turcs cette qualité qu'il tenait toujours en haute estime, la noblesse de cœur» (p. 143). Ce jugement est d'autant plus important qu'il vient d'un homme qui s'avère connaisseur du monde ottoman, de la religion musulmane, des stratagèmes des Turcs.

Marius-François Guyard («L'Histoire dans l'Education Sentimentale») analyse les qualités de l'historien chez l'écrivain de l'*Education sentimentale*, et se demande s'il y a un sens flaubertien de l'histoire propre à expliquer le roman. Flaubert, péniblement véridique, s'informe sur l'époque qu'il décrit; et pour arriver à une objectivité maximale il utilise des sources réactionnaires pour s'informer sur les républicains et vice versa. Cet article lumineux nous incite à reconnaître l'idéal flaubertien par son opposé; à travers des personnages ternes et moyens et des réussites purement matérielles cet écrivain bourgeois nous démontre sa voie de salut; l'esprit philosophique et élitiste, l'empirisme scientifique du XVIII^e s.

L'article de Suzanne Fleischman («Signs and Co-Signs in the *Libro de buen amor*») compare J. Ruiz à Barthes, Derrida et au groupe *Tel Quel*, et arrive à la conclusion justifiée: «In the final analysis, then, when the Tel Quel theorists proclaim among their innovations recognition of the creative nature of *reading* as well as *writing*; when they insist that interpretation should no longer be a matter of retrieving a deposited univocal text, but rather an attempt to observe and participate in the play of potential meanings to which the text gives access: when they seek to shift the emphasis onto the *activity* of interpretation and away from the results obtained therefrom, we would do well to look back to an obscure fourteenth-century poet whom we have come to identify with the name Juan Ruiz» (p. 166). On nous permettra d'ajouter que le public des oracles de l'Antiquité, l'audience des troubadours, et

sans doute d'autres groupes, d'autres individus encore, s'étaient rendu compte, avant Tel Quel, et avant Juan Ruiz, de la possibilité d'une explication multiple d'un texte reçu.

La collection inclut la traduction en anglais par Philip Cranston du *Corbeau et le Renard* de La Fontaine, et elle se termine par un hommage à l'âme d'artiste de M. Sandmann: un article («*Jamais qu'unique*, Paradoxes in a Critic's View of Monet») de Joan Ungersma Halperin et des poésies de Richard Vernier; une bibliographie de M. Sandmann; «Notes on Contributors»; et une Tabula Amicorum.

Leena Löfstedt

*

EUGEN ROEGEST, LILIANE TASZOWSKI (eds.), *Verbe et Phrase dans les Langues Romanes, Mélanges offerts à Louis Mourin*, Gent 1983, 290 p. (*Romanica Gandensia* XX).

La miscelánea Louis Mourin constituye un digno homenaje a este insigne lingüista que, como señalan los editores, cumple a la perfección el programa del romanista ideal, de acuerdo con Lausberg: «connaître, dans l'histoire et la pratique, de manière active, toutes les langues romanes». Una breve semblanza del autor homenajeado, en la que se inscribe la anterior referencia, y una completa bibliografía del mismo (a cargo esta última de E. Roegiest) encabezan este volumen de la *Romanica Gandensia*.

Es difícil hacer una caracterización de conjunto de todos los trabajos aquí contenidos, pues responden a temas diversos dentro del amplio dominio del verbo y la frase en las lenguas romances, y porque los marcos de trabajo, más o menos explicitados, también difieren. Sin embargo, debe señalarse que la lectura de la obra permite esbozar un panorama de los que son cuestiones o intereses que ocupan a la lingüística románica de nuestros días, y nos acerca así a lo que podemos llamar una visión global del estado actual de la disciplina. La lectura puede suponer una buena forma de introducción para el lingüista que se inicia en este dominio y un cúmulo de sugerencias para el ya avezado. La obra contiene un total de 25 artículos, que se distribuyen de la siguiente forma:

Ibéro-Roman: Bal, De Kock, Dominicy, Lüdtke, Pottier, Sala, Tasmowski-De Ryck, Verdonck

Gallo-Roman: Henry, Körner, Pohl, Willems, Wilmet, Wunderli

Rheto-Frioulan: Ebner, Illiescu, Widmer

Italo-Roman: Pittau, Tekavčić

Daco-Roman: Dimitrescu, Iordan, Manea-Manoliu, Niculescu

Pan-Roman: De Dardel-Haadsma, Roegiest.

«À propos du système verbal du kriol ou créole à base portugaise du Senegal», Willy Bal, p. 15-27

En una breve conclusión el autor resume su trabajo en los siguientes términos: «L'examen du système verbal du kriol permet de rejeter deux vues réductrices, l'une selon laquelle l'aspect se serait carrément substitué à la temporalité, l'autre selon laquelle la transformation de la morphosyntaxe en créole ne consisterait qu'en une simplification. En réalité, il s'agit d'une véritable restructuration, commandée par l'économie et fortement conditionnée par le contexte. Quant au système verbal, certes, la temporalité – notamment dans sa référence déictique – n'y joue qu'un rôle peu important; il semble caractérisé par de nombreuses intersections de l'aspect, du temps et de la modalité» (p. 27).

«De l'emploi du passé composé en espagnol ou de l'importance du contexte pour l'enseignement de la grammaire d'une langue étrangère», Josse de Kock, p. 29-43

El pretérito perfecto en español refiere, como es sabido, a una acción pasada, en términos absolutos, que se relaciona sin embargo con el presente. El uso de este tiempo verbal depende de la percepción por el hablante de un vínculo entre la acción y un presente definido como esfera conceptual, normalmente en función de un contexto. De ahí la necesidad, señalada por el autor de este artículo, de abordar la enseñanza de este tiempo verbal sobre la base del contexto largo.

«Notes sur *acabar* de suivi de l'infinitif», Marc Dominicy, p. 45-55

Se pasa revista al comportamiento sintáctico-semántico del auxiliar «acabar» en la perífrasis «acabar de + infinitivo», comparándolo con el del verbo homófono semánticamente pleno. Se prueba la especificidad del valor auxiliar al observarse determinadas constricciones, que operan conjuntamente y son manifestaciones de la semi-productividad sintáctica propia de las perífrasis.

«Les exclamatives en Catalan», Jens Lüdtke, p. 57-67

Asumiendo la unidad funcional de las frases exclamativas, que se ejemplifica con el caso catalán, se pasa lista a los parámetros básicos que permiten su descripción. Para que ésta sea del todo coherente, junto a las características materiales o formales (prosódicas y sintácticas) hay que tener en cuenta las características semánticas: se hacen intervenir para ello conceptos como el de «significado óntico» de E. Coseriu, «interprétation», «interpréteur» del propio J. Lüdtke, y otros comunes en la lingüística general. Es justamente en este ámbito donde el artículo debe insertarse, lo que no deja de ser compatible con el tratamiento particular del caso catalán.

«Les phrases espagnoles sans verbe conjugué», Bernard Pottier, p. 69-72

Se lleva a cabo una clasificación y caracterización de las frases españolas sin verbo conjugado, asumiendo que se trata siempre en estos casos de enunciados implícitos. Los distintos tipos se obtienen al combinar una base nominal (SN), que puede ser fonéticamente \emptyset con predicados que son SN (predicado nominal simple), rSN (predicado nominal precedido de preposición), SA (sintagma adjetivo predicativo), SV (sintagma verbal predicativo, no conjugado).

«Sobre el verbo judeoespañol», Marius Sala, p. 73-80

Los rasgos diferenciadores de la morfología verbal del judeo-español en relación con los del español estándar se deben, en determinados casos, a la existencia de arcaísmos conservados por el dialecto, pero que la norma española ha desechado. En otros muchos casos, sin embargo, hay que tener presentes las innovaciones que se deben a factores internos en la evolución de esta modalidad de español y que son comunes a otras variedades dialectales del dominio hispánico. El peso del factor externo (contacto con otras lenguas) es de escasa relevancia en el dominio de la morfología verbal.

«Déterminant, verbe et phrase (Domaine ibéro-roman)», Liliane Tasmowski-de Ryck, p. 81-93

Frente a otras lenguas de la Rumania, las lenguas de la Península Ibérica presentan, para los sintagmas nominales indefinidos plurales, un introductor específico que es el plural morfológico del artículo indefinido «un» («unos», «uns»), cuyo valor contrasta, por una parte, con la ausencia de introductor, \emptyset , y, por otra, con los indefinidos del tipo «algunos» («alguns»).

El artículo arroja nueva luz sobre las diferencias que, aunque puedan en ocasiones neutralizarse, hemos de suponer que básicamente existen entre los tres términos.

«La construcción enfática con *ser* y los relativos», Robert A. Verdonk, p. 95–103

Como el mismo autor señala, la pretensión de este trabajo «no es más que una descripción formal y cuantitativa de un determinado tipo de construcción enfática en español», aquella en la que un término focalizado, sustantivo (animado o inanimado), pronombre, infinitivo o proposición es enlazado por medio de cópula con una oración de relativo con introductor «el que» o «quien» (y variantes morfológicas).

«Encore ancien français *femme que femme*», Albert Henry, p. 107–120

Existen en francés medieval dos procedimientos fraseológicos idénticos desde un punto de vista formal, una sería el tipo representado por «*femme que femme*» («una mujer es una mujer»), y otro el representado por «*mal que mal*» («puesto que en cualquier caso hay mal»). A pesar de un posible origen común, donde el segundo procedimiento aparece como satélite del primero, se ha llegado a una diferencia clara tanto en el plano sintáctico como referencial. El segundo procedimiento fraseológico, que equivale a una cláusula subordinada, responde a una situación en la que la repetición de un nombre implica actos referenciales diferentes, un mismo sentido y dos referencias. El primero, al que hay que suponer más bien un tipo de integración paratáctica, supone por el contrario una unidad referencial y de sentido, un tipo de tautología que debe ser resuelta sobre la base del conocimiento presuposicional o meta-lingüístico, cuyas claves se encuentran en el contexto.

«La conjugaison objective de type roman et la langue française», Karl-Hermann Körner, p. 121–134

Según el autor de este artículo el supuesto de que el francés presenta, como otras lenguas de la Romania, un tipo de conjugación objetiva se encuentra poco justificado. Conviene distinguir en el interior de la Romania entre lenguas con acusativo preposicional (como el español o el rumano) y lenguas que carecen de él (como el francés o el italiano). Esta distinción tiene implicaciones notables por lo que se refiere al peso funcional que debe asignarse a los pronombres objeto: en lenguas como el francés estos últimos desempeñan un claro papel desambiguador, y no pueden ser considerados, por tanto, como un simple índice morfológico (funcionalmente redundante). En francés hay que observar, por el contrario, redundancias en los pronombres sujeto y, en consecuencia, un peso claramente superior de la conjugación subjetiva sobre la objetiva.

«Le C.O.D.», Jacques Pohl, p. 135–145

Por más que con rótulo formal del tipo C.O.D. («*Séaudé*») se pretenda dar la imagen de delimitación precisa de un valor funcional, las implicaciones semánticas, pragmáticas y, en general, el carácter «plurifactorial» de los hechos gramaticales no pueden eludirse. El artículo ofrece, en este sentido, una serie de elementos que se han de hacer intervenir desde diferentes planos en la elucidación de las funciones oracionales, y señala con ello su oposición al uso de rótulos formales del tipo mencionado, cuando con ellos se enmascara la realidad compleja de la lengua. (C.O.D. = «*complément d'objet direct*»)

«*Regarde voir*. Les verbes de perception visuelle et la complémentation verbale», Dominique Willems, p. 147–158

Se maneja en el artículo una hipótesis general según la cual es posible realizar una caracterización semántica de los verbos atendiendo a si presentan o no complementos del tipo:

sintagmas nominales, construcciones de infinitivo o proposiciones subordinadas. En el caso de los verbos de percepción visual la combinación del verbo con una proposición completiva implica normalmente un tipo de percepción cognitiva o indirecta, mientras que la construcción con infinitivo supone, por el contrario, un tipo de percepción directa. Esta caracterización es claramente contraria a la solución generativo-transformacional, que deriva de una estructura profunda proposicional la construcción de infinitivo.

«L'imparfait forain», Marc Wilmet, p. 159–167

La variedad de usos discursivos del imperfecto de indicativo es un hecho perfectamente conocido. El autor del artículo insiste en señalar la necesidad de distinguir como una modalidad claramente diferenciada el imperfecto llamado por Marcel Cohen «atténuatif» (qu'utilisent 'les marchandes du marché (...) pour parler à leurs clients'). Se distingue este imperfecto «atténuatif» (o «forain») del imperfecto hipocorístico, con el que en ocasiones los adultos se dirigen a niños o animales, así como de otros usos discursivos de esta forma verbal; se analizan para ello características tanto del nivel de la enunciación como del enunciado en que aparece.

«L'intonation des phrases interrogatives du type» *Il est né en quelle année?*, Peter Wunderli, p. 169–181

Confirma el autor los resultados obtenidos en trabajos previos, concretamente el hecho de que en el dominio suprasegmental el único parámetro que tiene un papel distintivo es el formante fundamental de frecuencia. A la duración se le puede atribuir tan solo una función demarcativa, que opera normalmente sobre la vocal final del enunciado. La intensidad, por su parte, desempeñaría de forma absolutamente aleatoria una función culminativa redundante. El trabajo presente realizado sobre un corpus de secuencias con una longitud mayor a la de trabajos previos permite observar determinadas implicaciones entre la segmentación fónica del enunciado y la modalidad entonativa.

«Far en romanche», Theodor Ebnetter, p. 183–192

Tras analizar los usos de «far» romanche que aparecen en el *Wörterbuch des Romanischen von Observaz Lenzerheide Valbella* (del autor de este artículo), se confirma el carácter mixto de esta variedad románica. Los empleos sintácticos y semánticos del mencionado verbo responden de forma prácticamente paritaria (al menos por lo que se refiere al habla cotidiana) a estos tres componentes: el tratamiento románico general, el tratamiento autóctono, y la influencia del alemán, lengua sobre la que se realizan copias sintácticas y semánticas.

«La typologie du verbe frioulan», Maria Iliescu, p. 193–204

La autora señala, al final de su artículo, las características básicas observables en la tipología del verbo friulano, que revelan la «fuerte individualidad» así como la «tendencia a la uniformidad y a la regularidad» propias de esta variedad románica. Una característica común con las lenguas meridionales de la Romania es la presencia muy socorrida de una vocal añadida a la raíz verbal. Hay algunos rasgos que le son particulares, como sincretismos de 2ª y 5ª persona, por una parte, y de 4ª y 6ª, por otra, así como determinadas gramaticalizaciones. Por lo que se refiere a rasgos comunes con otras lenguas romances, el friulano muestra vínculos particularmente estrechos con el italiano y el francés.

«Quelques réflexions sur le pronom démonstratif dans l'ancienne littérature romanche des Grisons», Ambros Widmer, p. 205–216

A través del estudio de fuentes literarias tradicionales del romanche se nos muestra la variedad de pronombres demostrativos que presenta esta lengua románica (se dedica especial atención a la forma «quel», del latín «eccu ille»). Estas formas pronominales han sido muy poco estudiadas hasta el momento, aunque se debe destacar en este sentido la labor realizada por Louis Mourin, de la que el presente trabajo es, según su autor, una modesta continuación. Acerca de la situación actual de la lengua romanche se señala que la variedad de formas pronominales se mantiene, aunque, por otra parte, el intento de conseguir una lengua escrita unificada, imprescindible para la conservación del idioma, exige en éste, como en otros terrenos, una simplificación.

«Lo sviluppo di due frasi verbali nella lingua sarda», Massimo Pittau, p. 217–219

El sufijo sardo «-ffrikes» (y variantes), añadido a algunos vocablos monosílabos y que presenta un valor intensivo o exclamativo, se explica a partir de la frase desiderativa «t'úffrikes e kkrèpes!» (esto es «che tu possa gonfiarti e crepare»). La expresión adverbial sarda «masta kki», de diversos valores semánticos, se remite a una frase del tipo «ki Deur m'assèsta kki» (esto es, «che Dio mi assista (nel mio impegno) che...»). Ambos hechos son una prueba clara, señala el autor, de dos cosas:

- la transformación por la que en ocasiones una frase se reduce de la manera aquí ejemplificada es difícilmente explicable sin la documentación de las distintas fases en las que aquella tiene lugar;
- queda confirmado, asimismo, que lo primero en el lenguaje, al menos desde un punto de vista diacrónico, es la frase.

«Le espressioni per il vincolo nell'istroromanzo attuale», Pavao Tekavčić, p. 221–230

El artículo ofrece una serie de datos acerca de verbos modales en los dialectos «rovignese» y «dignanese» de la península de Istria, particularmente ricos en este tipo de formas. El autor resume los resultados de su investigación en los siguientes términos: «a) il presente studio rivela la presenza massiccia di certi verbi esprimenti il 'vincolo' die fronte ad altri; b) i paradigmi più frequenti nelle situazioni pragmlinguistiche quotidiane (presente indicativo, imperfetto indicativo, passato prossimo) sono anche numericamente bene rappresentati; c) il 'vincolo' presentivo (léase epistémico) è scarsamente rappresentato, essendo il mezzo principale di esprimerlo il futuro di probabilità o i corrispondenti avverbi performativi; d) i paradigmi della non-realtà sono anch'essi piuttosto rari, fatto che dipende dal contenuto semantico di questi verbi (...).

«Considérations autour des verbes dans le roumain actuel», Florica Dimitrescu, p. 231–241

Se consideran concretamente las características de los verbos neológicos adoptados o creados por el rumano en, aproximadamente, los últimos veinte años, y que aparecen en el *DCR, Dictionar de cuvinte recente*, (del autor de este artículo). Salvo alguna excepción los nuevos verbos pertenecen a la I o la IV conjugación, aunque mayoritariamente a la I. Se distingue entre lo que son formaciones propiamente rumanas y lo que son calcos de lengua extranjera, las creaciones autóctonas son prácticamente el doble que los calcos sobre otra lengua. Por lo que se refiere a las formaciones rumanas la base de derivación más frecuente es un sustantivo, existen determinados procedimientos habitualmente utilizados en la producción de formas verbales neológicas. En lo que afecta a los calcos se señala un predominio de origen francés. Este último hecho, así como la adopción mayoritaria de la I conju-

gación por parte de estos nuevos verbos, son manifestaciones de lo que el autor considera un proceso actual de occidentalización románica del rumano.

«Réorganisation de la flexion verbale roumaine», Iorgu Iordan, p. 243-246

En rumano existe una tendencia a unificar las conjugaciones II y III en favor de la última. A ello contribuyen varios factores: por una parte tenemos la posibilidad de un cambio acentual sobre la forma corta (verbal) del infinitivo inducido por un cambio en la forma larga (nominal), por otra parte existe en ocasiones una semejanza fonética entre formas de una y otra conjugación, lo que facilita la confusión entre estas últimas. Que esta se realice a favor de la III es fácilmente explicable desde el hecho mismo del carácter numéricamente minoritario que tenía ya la II conjugación en latín.

«*Că nu-s fată de găsit...*: Le supin et la voix en roumain», Maria Manoliu-Manea, p. 247-253

Aunque la forma de supino del rumano carece de las características de tiempo, modo y aspecto, responde positivamente a la característica de voz, lo que justifica la consideración de la misma como una forma verbal. Admitido esto, se hace un repaso de los valores que aporta el supino a las relaciones entre acción verbal y actantes. Se analiza concretamente su valor en construcciones causativas, construcciones finales, como reducción de una proposición relativa y como reducción de una proposición subjetiva.

«Le vocatif roumain», Alexandru Niculescu, p. 255-260

Uno de los rasgos más característicos del rumano, frente al resto de las lenguas romances, es el poseer un rico sistema de formas de vocativo, cuyos valores se distribuyen en distintas variedades diatópicas y diastráticas de la lengua. Aparte del vocativo de origen latino, el rumano ha incorporado formas vocativas propias del dominio eslavo en el cual se inserta geográficamente, e incluso ha desarrollado formas propias. Esta confluencia de fuentes hacia la obtención de un rico sistema de formas en vocativo pide una justificación del fenómeno, que se ha realizado teniendo en cuenta factores como el predominio de la instancia oral sobre la escrita, especialmente señalado en la historia de esta lengua, y su particular situación geográfica, en concreto la pertenencia a una zona periférica en el ámbito de las lenguas europeas. En cualquier caso, también por lo que se refiere al fenómeno aquí considerado se debe hacer notar – añade el autor – la posición especial del rumano respecto a otras lenguas romances y – en general – europeas. «Il révèle encore une fois sa capacité de faire de l'assimilation des éléments non latins une modalité de durcissement de ses structures latines, et de l'intégration des innovations récentes une force conservatrice».

«Constructions CV(X) en roman commun», Robert de Dardel et Rinze A. Haadsma, p. 261-270

Se estudian en este artículo las características de un orden sintáctico profundo CV(X), de extensión panrománica (C = «complément ou attribut pronominal tonique, nominal, adjectival, adverbial ou verbal (participe ou infinitif)», V = «verbe fini», X = «ensemble comportant soit S (sujet nominal), soit C, soit S et C»). Lo característico de este tipo de orden es el hecho de que tenemos en él una función sintáctica C delante en todo caso de un S eventual. Se señala la existencia de tres variantes para el mismo: una donde el elemento C presenta un marcado carácter fórico que realza su topicidad, otra donde C cobra el valor de un sujeto enfático, y una tercera en la que C es un adverbio negativo. El artículo estudia los aspectos comunes a estas tres variantes, por los que se confiere al conjunto un estatus homogéneo, así como la relación con otros modelos de orden sintáctico.

«Degrés de fusion dans la construction factitive des langues romanes», Eugene Roegiest, p. 271–288

La construcción factitiva se caracteriza como «Union» (según Aissen y Perlmutter, citados por el autor) siempre que los complementos de la forma verbal en infinitivo puedan interpretarse como complementos del verbo finito, lo que implica determinadas características formales. En el ámbito de las lenguas romances no siempre la construcción factitiva alcanzaría el estatus de «Union». Por otra parte, conviene observar que este último no se manifiesta de manera uniforme, sino que admite gradaciones diversas en función de la peculiar estructura sintáctica de cada lengua, y también naturalmente en función de los entornos en los que la construcción aparece o de las características de los elementos que la constituyen. El estudio de la construcción factitiva supone, por todo esto, la consideración de una serie de hechos anexos que se refieren básicamente a la naturaleza de las funciones proposicionales.

*

Carlos Hernández Sacristán

Historia contra los paganos. Historiarum adversum paganos libri septem. Estudio preliminar, versión y notas de ENRIQUE GALLEGU-BLANCO, Barcelona (Puvill) 1983, 383 p. (*Estudios* 4).

Paulus Orosius (den man als Autor des Originals auf dem Titelblatt dieser Übersetzung wohl hätte anführen sollen) floh im Jahre 414 seinen Geburtsort Braga, als die germanische Völkerwanderung die Westküste der iberischen Halbinsel erreichte. «Vi bárbaros, nunca antes vistos por mí; escapé de mis amigos (statt «enemigos», lat. *infestos*); escapé de las acechanzas que preparaban contra mí; por último, envuelto de repente en una niebla, escapé de los que me perseguían en el mar y que me esperaban con piedras y lanzas, estando a punto de ser apresado» (3.20; Übersetzung p. 124). Das Schicksal verschlug sein Boot an die Nordküste Afrikas, und so begab sich Orosius nach Hippo zum Bischof Augustinus. Dieser leitete ihn weiter zum hl. Hieronymus in Bethlehem. Etwa ein Jahr später wollte Orosius wieder nach Spanien zurückkehren; in Menorca angelangt, entschloß er sich aber nach Hippo auszuwandern (er hinterließ in Maó kurz vorher entdeckte Reliquien des hl. Stephan). Augustinus arbeitete gerade an seinem «Gottesstaat», und er regte Orosius an, ein Buch zu schreiben über ein Thema, das er selbst nur rasch im dritten Buch erwähnen konnte, nämlich, daß der Niedergang des römischen Reiches (Rom fiel 410) keinesfalls als Folge der Christianisierung erklärt werden kann. So entstanden die *Septem libri historiarum adversus paganos*, eine fatalistische Weltgeschichte, die zeigen will, – subjektiv zweitrangige Quellen benutzend –, daß es nie gute Zeiten gegeben hat: «Las calamidades de todos los tiempos suceden de una manera cíclica» (3.20).

Orosius Buch war im Mittelalter äußerst verbreitet, oft unter dem dunklen Namen *De orrmestu mundi*. Etwa 250 Handschriften sind noch erhalten, und es gibt über zwei Dutzend Ausgaben schon vor dem Nachdruck in der *Patrologia Latina* Bd. 31. Zangemeisters Text im *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum* Bd. 5 (Nachdruck 1966), und in der *Bibliotheca Teubneriana* von 1889, ist noch nicht ersetzt worden, obwohl sie über die Vorlagen, die die mittelalterlichen Übersetzer benutzten, wenig zu sagen hat. Auf Spanisch wurde die *Historia* in drei frühen Übersetzungen verbreitet, wovon nur eine, die aus dem Kreise des Großmeisters Fernández de Heredia, je das Interesse von Philologen erregt hat (diploma-tische Abschrift in der Microfiche-Ausgabe der Universität Madison, mit Konkordanz).

Die vorliegende moderne Übersetzung geht auf die Bedeutung der *Historia* des Orosius auf der iberischen Halbinsel nicht ein. Nach einer kurzen Einführung (S. 11–21) wird das lateinische Original inhaltsgetreu und flüssig lesbar übersetzt, mit historisch-enzklopädischen Anmerkungen.

Curt Wittlin

GERHARD ROHLFS, *Von Rom zur Romania. Aspekte und Probleme romanischer Sprachgeschichte*, Tübingen (Narr) 1984, 186 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 226).

Es ist Mode, seine eigenen kleinen Schriften herauszugeben. Bisweilen sehen diese Sammlungen wie Festschriften aus, die vom Verfasser dem Verfasser gewidmet sind¹. Oft wird mit rührender Pietät so gut wie alles Erschienene aufgenommen; kürzlich hatte ich Gelegenheit, in dieser Zeitschrift den achten Band einer solchen Serie kleiner Schriften zu besprechen (41 [1982], 341s.).

Rohlf s ist zurückhaltender und beschränkt sich auf den Nachdruck einiger Aufsätze aus seiner reichen Produktion². Es handelt sich um die folgenden: I. Toskanische 'gorgia': ein etruskischer Mythos; II. Vorrömische Lautsubstrate auf der Pyrenäenhalbinsel?; III. Span. *año (caballo)*: ein phonetisches Problem; IV. Oskische Latinität in Spanien?; V. *Concordancias entre catalán y gascón*; VI. Romanische Haustiernamen aus affektiver romanischer Urschöpfung; VII. *De grenouille à corbeau*; VIII. *Autour de l'accusatif prépositionnel dans les langues romanes*; IX. Toskanisch und Lombardisch; X. Italienisch und Toskanisch; XI. *La lingua di Dante nelle rime della Divina Commedia*; XII. *Origine e fonti dei cognomi in Italia*; XIII. *Tipi del periodo ipotetico nell'estremo Mezzogiorno d'Italia*; XIV. *L'antico ellenismo nell'Italia di oggi*; XV. *Munjoie, ço est l'enseigne Carlun*; XVI. Altromanische Relikte in den französischen Familiennamen; XVII. *Histoire plaisante d'une étymologie (à propos des cloportes)*; XVIII. Die Sonderstellung des Rätoromanischen; XIX. Rätoromanisch: *Linguach rumantsch tranter taliá a francés*; XX. Sprachen und Dialekte in Sardinien; XXI. Rumänisch *crăciun* 'Weihnachten'.

Die Aufsätze wurden erstmalig zwischen den Jahren 1955 und 1981 veröffentlicht. Wenn sie nun hier fast ohne Veränderungen nachgedruckt werden³, hat das natürlich gewisse Nachteile: jeder wissenschaftliche Aufsatz lebt, nachdem er erschienen ist, sozusagen sein eigenes Leben; er wird korrigiert und ergänzt; was der Kritik standgehalten hat, bleibt wie ein Stein im Gebäude der Wissenschaft, und andere bauen darauf weiter. Es macht einen etwas anachronistischen Eindruck, die Steine wieder herausgenommen und zur Schau gestellt zu sehen. Die Formulierung S. 22: «Die neuerdings von Tilander veröffentlichten 'Fueros de Aragón'...» ist typisch (sie sind i.J. 1937 erschienen). P. 36 N 2 wird K. Baldingers *Die Herausbildung der Sprachräume auf der Pyrenäenhalbinsel*, 1958, zitiert statt der spanischen neuen Auflage vom Jahre 1972. Das sind Kleinigkeiten. Wichtiger ist, daß der Leser des Bandes die wissenschaftliche Diskussion, die mehrere dieser Aufsätze ursprünglich veranlaßte, nicht kennenlernt.

Nachdem auf diese Nachteile hingewiesen wurde, die dieses Buch mit allen Sammlungen von kleinen Schriften teilt, muß ich sogleich hinzufügen, daß es auch ein Vorteil ist, diese romanistische Anthologie bequem zugänglich zu haben. Rohlf s schreibt immer fesselnd und wie andere große Sprachforscher, z. B. Karl Brugmann, hat er ein beträchtliches pädagogisches Talent; seinen stilistischen Schwung kennen wir u.a. durch seine «Lettres persanes» (die man gern nachgedruckt gesehen hätte, zumal sie schwer zugänglich sind), seine Fähigkeit, komplizierte Tatbestände klar und packend darzustellen, durch seine *Lexikalische Diffe-*

¹ So erschienen J. PUHVELS *Analecta Indoeuropaea* passend zum 50. Geburtstag des Verfassers/Herausgebers (1981); wie das Titelblatt angibt, enthalten sie Arbeiten aus 25 Jahren; ein Photo und eine selbstverfaßte Würdigung der wissenschaftlichen Methodik des Verfassers gehen den nachgedruckten 50 Aufsätzen voraus.

² Allerdings sind früher mehrere andere Sammlungen seiner kleinen Schriften erschienen; ich erwähne: *An den Quellen der romanischen Sprachen* (1952); *Studien zur romanischen Namenkunde* (1956); *Studi e ricerche su lingua e dialetti d'Italia* (1972); *Calabria e Salento* (1980).

³ Einige Aufsätze haben allerdings Zusätze erhalten, cf. die Übersicht p. 10s.

renzierung der romanischen Sprachen (1954; spanische Übersetzung 1960). Ein guter Griff ist es, wenn er in diesem Bande p. 89s. die lexikalischen Unterschiede zwischen Italienisch und Toskanisch durch eine der *Appendix Probi* entlehnte Darstellung: *ora non adesso* usw. veranschaulicht. Praktisch und interessant ist es auch, die Charakteristika der rätoromanischen und der sardischen Sprachen durch eine Reihe von Sprichwörtern, die kommentiert werden, darzustellen (p. 161ss. bzw. 170ss.). Den Aufsatz Nr. XVI über die altromanischen Relikte in den französischen Familiennamen wird jeder Philologe mit Vergnügen lesen.

Aus dem Obigen wird hervorgehen, daß ich es als wenig sinnvoll erachte, diese Aufsätze aus verschiedenen Zeiten eingehend zu würdigen und zu kritisieren. Ich beschränkte mich auf einige Randbemerkungen.

Rohlf's ist gewöhnlich gegen die Annahme von Substrateinflüssen skeptisch, so in seiner Kritik an der etruskischen Erklärung der *gorgia toscana* im Kap. I und an der vermuteten oskischen Latinität in Spanien in den Kapp. II und IV. Um so mehr fällt es auf, daß er bereit ist, die Sonorisierung intervokalischer Teneues auf keltisches Substrat zurückzuführen (p. 8 und 84s.). In meinen *Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze* (1961), p. 138ss. glaube ich nachgewiesen zu haben, daß sich auch diese Substrattheorie nicht aufrechterhalten läßt; weitere alte Belege für diese Sonorisierung in meinem vulgärlateinischen Forschungsbericht im *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt* 29: 1 (1983), p. 458.

Der p. 62s. mitgeteilten Bibliographie zum präpositionalen Objekt in den romanischen Sprachen ist mehreres hinzuzufügen, z. B. B. Pottier, *BSL* 63 (1968), 83ss.

P. 93 werden die Formen *la palude* und *il padule* behandelt. Es wird bemerkt, daß die letztere ein Toskanismus ist und daß Dante zweimal mask. *palude* hat, was dem Einfluß von *il padule* zugeschrieben wird. Mask. *palus* ist schon lateinisch belegt: *Corp. Gloss. Lat.* 2, 295, 39. Schon Schuchardt hatte auf handschriftliche Belege für die Metathese *padul-* hingewiesen. Ich möchte besonders auf das Vorkommen dieser Form in einer Ravennatischen Urkunde aufmerksam machen: J.-O. Tjäder, *Die nicht-literarischen lateinischen Papyri Italiens* Bd. 2 (1982) Nr. 34 p. 102: erstens ist dies eine Originalurkunde vom Jahre 551; zweitens kommt die Form mit Metathese dort 5mal vor, und zwar in Aussagen vier verschiedener Zeugen (Z. 99.111.115.118.123): sie war offensichtlich im 6. Jahrhundert in der Gegend von Ravenna geläufig. Ferner begegnet sie als handschriftliche Variante von Isid. *etym.* 15, 13, 18; dies ist eine Vorläuferin des span. *paúl*.

Bengt Löfstedt

*

EDUARDO BLASCO FERRER, *Storia linguistica della Sardegna*, Tübingen (Niemeyer) 1984, X + 349 p. (*Beih. ZRPh.* 202).

«Schuster, bleib' bei deinem Leisten», heißt es. Es mag vorwitzig erscheinen, wenn ein Latinist eine Arbeit über das Sardische bespricht. Aber auch wer das dictum *non omnia possumus omnes* gern unterschreibt und die jetzt in den USA so beliebten «interdisciplinary studies» (worunter sich meistens allseitige Oberflächlichkeit verbirgt) satt hat, muß anerkennen, daß die klassischen Philologen etwas Anregung von Kollegen in angrenzenden sprachlichen Fächern dringend nötig haben; für denjenigen, der sich mit spätem Latein beschäftigt, ist es notwendig, sich über die Fortschritte der Romanisten auf dem laufenden zu halten. Aber auch den Romanisten wäre zu empfehlen, die Ergebnisse der (Vulgär-)Latinisten vollauf zu benutzen. Vielleicht wird die folgende Besprechung zeigen, daß etwas mehr derartige Zusammenarbeit fruchtbar sein könnte.

Das Buch stellt die Geschichte des Sardischen in 12 chronologisch geordneten Kapiteln dar; im letzten Kapitel werden die sardischen Mundarten behandelt, und zwar an Hand von 35 Sprichwörtern. Das Buch wird mit einer sehr großen Bibliographie, Indizes und einigen Karten abgeschlossen.

Die zahlreichen bibliographischen Verweise sind etwas bedrückend, und das Buch ist nicht so leicht zu lesen und so spannend wie M. L. Wagners klassische Arbeit *La lingua sarda* (Bern 1951). Ich muß es natürlich den Romanisten überlassen, ein Urteil darüber zu fällen, wie zuverlässig die Darstellung des Sardischen ist. Was das (Vulgär-)Latein betrifft, muß ich aber zusammenfassend feststellen, daß die häufige Berufung auf das Latein und die große Bibliographie eine Gelehrsamkeit vorgaukeln, die nicht vorhanden ist. Es ist schade, daß die Editoren der *Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie* das Buch nicht näher untersucht haben, bevor sie es zum Druck annahmen. Um diese Beurteilung zu erhärten, gebe ich eine recht ausführliche Einzelkritik.

P. 9 wird mit Recht die Theorie, die sardische Nasalisierung sei durch Substrateinflüsse zu erklären, mit einem Hinweis auf F. H. Jungemann, *La teoria del sustrato* (1956) abgelehnt. Die Nasalisierung eines Vokals durch nachfolgendes *m* oder *n* ist in der Tat eine so allgemeine Erscheinung, daß jegliche Substrattheorie von vornherein unnötig erscheint; auch für das Latein wird man mit Nasalisierung rechnen, vgl. über *-am* und *-um* M. Leumann, *Lateinische Laut- und Formenlehre* (1977), 225 s., über den Vokal vor *ns*, *nf* ib. 145 s.; auch die spätlateinische Auslassung von *n* vor *d*, *t* und *g* mag mit Nasalisierung des vorhergehenden Vokals verbunden sein, cf. Rez., *Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze* (1961) 121 ss.¹

P. 20 N 17. Hier und anderswo werden Mańczaks Arbeiten über das Verhältnis des klassischen Lateins und des Vulgärlateins zu den romanischen Sprachen zitiert, und zwar ohne ein Wort der Charakterisierung oder Kritik; cf. aber z. B. Rez., diese Zs. 43 (1984), 267.

P. 24 und N. 20 wird die Beibehaltung des velaren *k* vor *e* und *i* in lateinischen Lehnwörtern im Deutschen und Berberischen erwähnt. Auch das Irische hätte hier genannt werden können, cf. H. Pedersen, *Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen* 1 (1909), p. 227, sowie das Britische, cf. K. Jackson, *Language and History in Early Britain* (1953), p. 402 N 1.

P. 27 heißt es: «l'omissione della nasale finale *-m* dell'accusativo latino è documentata in sintagmi risalenti al II sec. (*caveam gallinaria; vidit germani libertam addente*), e va addebitata al carattere pleonastico della determinazione morfologica nei costrutti con secondo accusativo in apposizione o con attributo posposto all'oggetto (Durante 1981: 33; ma v. anche Pulgram 1978: 180).»² Ich habe die Stelle ausführlich zitiert, weil sie die Schwächen von B.s Methode und Darstellung gut beleuchtet. Erstens muß man im Auge behalten, daß *-m* schon in altlateinischen Inschriften (z. B. im Scipionenelogium) und in vulgärlateinischen Inschriften aus klassischer Zeit ausgelassen wird; davon, daß es schwach ausgesprochen wurde, zeugt ja auch die Elision (cf. Leumann a.O. 223 ss.). Zweitens hätte gesagt werden müssen, woher die zitierten Stellen stammen (aus den Papyrusbriefen des Claudius Terentianus). Drittens kann man nicht zwei Belege für Auslassung des *-m* in diesen Texten zitieren, um eine morphologische Tendenz zu beweisen: Wie J. N. Adams, *The Vulgar Latin*

¹ Den dort angeführten Belegen füge ich noch hinzu z. B. *agenam* statt *anginam* Physica Plinii Bambergensis (ed. ÖNNERFORS) p. 65, 43; Cf. auch J. SVENNUNG, *Compositiones Lucenses* (1941) 110 über *saguine* statt *sanguine* u. a. sowie die umgekehrte Schreibung $\mu\epsilon\nu\delta\iota\omicron\nu\mu$ = *medium*, *Corpus papyrorum Latinarum* Nr. 281,9.

² Auch p. 80 oben erwähnt B. diesen Sprachgebrauch, aber ohne einen Querverweis auf unsere Stelle hinzuzufügen und mit einer dunklen Andeutung der Quelle: «risale al lat. di Egitto una delle testimonianze più sincere della tradizione volgare...»

of the Letters of Claudius Terentianus (1977), p. 22ss. zeigt, fehlt das *-m* sehr oft in diesen Briefen; eine morphologische Tendenz wie die von B. im Anschluß an M. Durante, *Dal latino all'italiano moderno* (1981), p. 33 angenommene, müßte statistisch nachgewiesen werden, und das läßt sich an Hand dieser Texte kaum tun. Viertens hat B. übersehen, daß ein anderer Forscher mit Anwendung richtiger, nämlich statistischer Methoden und an Hand von Inschriften zu einem ähnlichen Ergebnis bezüglich Eliminierung überflüssiger Kasusflexion gekommen ist: J. Herman in seinem Beitrag 'Recherches sur l'évolution grammaticale du latin vulgaire: les emplois fautifs du nominatifs', *Acta classica univ. scient. Debrecen*. 2 (1966), 109ss.; er bemerkt p. 111: «Le nominatif... accuse une nette tendance à devenir une sorte de forme de base, une forme fonctionnellement 'non marquée' qui peut s'insérer comme membre dans des groupes dont la fonction syntaxique commune est exprimée par un autre membre.» Fünftens ist der Verweis auf E. Pulgram, *Italic, Latin, Italian* (1978), p. 180 überflüssig: Pulgram hat dort (wie gewöhnlich, wäre ich versucht zu sagen) nichts Interessantes zu sagen.

P. 28 «l'uso dell'impf. cong. non è più vincolato al requisito della irrealtà o potenzialità... presente, di fronte a quella anteriore esplicita dal piuccheperfetto con valore presente... (v. alcuni es. nel *Bellum Hispaniense*, ed. Pascucci 1964: anche Durante 1981: 27).» Die Formulierung ist unklar, und es ist zwecklos, den Editor eines Textes zu erwähnen, wenn keine Belege aus seiner Edition zitiert werden. Durante a.O. behandelt die Verwendung des Plusquamperf. statt des Imperfekts (Konj. oder Ind.) in Fällen wie *Bell. Hisp.* 19,1 *turris lignea, quae nostra fuisset*. Weitere, z.T. ältere Belege für diese Verschiebung bei J. B. Hofmann – A. Szantyr, *Lateinische Syntax* (1965), p. 320ss.

P. 32s. «Sembra plausibile che il costruito analitico del futuro volgare (*debeo, habeo ad + infinito* ecc.) sia sorto da un cambio di mentalità tra i latini cristiani, orientato a rafforzare la loro consapevolezza della contingenza umana e a conferire a questa un indirizzo etico diverso...» Diese Erklärung, die letztlich auf Vossler zurückgeht, hat E. Löfstedt, *Syntactica* 2 (1956), 67ss. überzeugend abgelehnt; B. zitiert E. Löfstedt, aber ohne seine abweichende Meinung zu erwähnen.

P. 34ss. werden insgesamt 59 «Arcaismi lessicali» aufgezählt, aber die Überschrift ist irreführend: während z. B. das unter 13 angeführte *domus* > sard. *domo* insofern ein Archaismus ist, als das lat. Wort nur im Sardischen in der ursprünglichen Bedeutung 'Haus' weiterlebt, können Wörter wie *aequale* im Sinne von 'noch' (Nr. 1) oder *complere* 'reifen' (Nr. 8) nicht als archaisch bezeichnet werden: diese Bedeutungen kommen ja im Latein überhaupt nicht vor. – Dieses Verzeichnis gibt zu anderen Bemerkungen Anlaß: Zu *capo* 'Hahn' (Nr. 3) cf. auch *ThLL* 3, 354, 7ss. und J. Svennung, *Kungl. hum. vetenskapssamfundet i Uppsala, Årsbok* 1948, p. 47s. – Nr. 5: «cito citius 'presto', 'di buon mattino'...; il termine positivo si continua in pt. *cedo*...»; was «il termine positivo» hier bedeutet, ist unklar. – Nr. 8. Der Verweis auf *ThLL* «III: 2091» bezüglich *complere* «maturare» ist irreführend, da diese Bedeutung im *ThLL* nicht belegt ist. – Nr. 16. Lat. **extutare* muß mit einem Sternchen versehen werden, da es m.W. nicht belegt ist. «per estensione a contesti del tipo *tutare focum* il verbo assume il valore transitivo di 'spegnere' già nel I. sec. d. C.» Belege, bitte! Das Verb ist weder archaisch noch auf das Sardische beschränkt.³ – Nr. 24. Zum Etymon **hoque* (statt *hoc*; B. hat wieder das Sternchen vergessen; ebenso p. 113) *anno* cf. u.a. Rez., *Glotta* 54 (1976), 153 über *anc*, **anque* für *an*, *aut* und *dunc*, *dumque* statt *dum*.⁴ – Nr. 31. Zur Verwendung der substanti-

³ Cf. außer *REW* 3110 *JUD*, *RLiR* 1 (1925), 192ss. und zum Venezianischen H. J. FREY, *Per la posizione lessicale dei dialetti veneti* (1962), p. 24ss.

⁴ Auch Rez., *Neuphilologische Mitteilungen* 81 (1980), 348 über *dunc*, *dumque*.

vierten Ableitung *quercea* statt *quercus* s. die Parallelen bei Rez., *ALMA* 29 (1959), 37s. – Nr. 34. Zur Bedeutungsentwicklung von *mane* zu *cras* cf. K. Brugmann, *Zu den Wörtern für 'heute', 'gestern', 'morgen' in den idg. Sprachen*, (Sitz.-Ber. Leipzig 69, 1917) p. 16ss. Belege für *mane* im Sinne von *cras* im *ThLL* 8, 278, 78ss. (seit der Vulgata). B.s Behauptung, der Ausgangspunkt sei der Ausdruck *cras de mane* ist falsch. – Nr. 36. Der Gebrauch der Deszendenten von *mensa* im Sinne von 'Tisch' ist im Romanischen so weit verbreitet, daß er im Abschnitt «Arcaismi lessicali» keinen Platz hat. Ein Gleiches gilt *mutatis mutandis* für das Nr. 50 notierte *plangere* 'klagen'. – Nr. 44. *Pala* 'Schulter' ist nicht nur in der *Mulomedicina Chironis*, sondern auch in mehreren anderen medizinischen Texten belegt: *ThLL* 10: 1, 97, 36ff. – Nr. 52 wird behauptet, die Bedeutung 'Hahn' von *pullus* «sembra avere precedenti nel lat. africano» und es wird auf einen Beleg in der *Peregrinatio Egeriae* verwiesen. Aber erstens stammt Egeria sicher nicht aus Afrika, sondern wahrscheinlich aus Spanien; zweitens kommt *pullus* für *gallus* in spätlateinischen Texten aus verschiedenen Teilen des römischen Reiches vor: in den *Symbolae Osloenses* 38 (1963), 52 N 19 gebe ich Belege aus der *Vulgata*, aus Anthimus (der sein Latein in Norditalien gelernt haben soll),⁵ schweizerischen Urkunden und spanischen Inschriften.

P. 40. Die Formen *es* und *est* von *edere* und von *esse* sind nicht «omofone», da die Quantität verschieden ist.

P. 44. Zum Weiterleben von *labor* im Sinne von 'Getreide' im Sardischen ist zu bemerken, daß sich diese Bedeutung von *labor* bereits aus dem 8. Jahrhundert in langobardischen Urkunden belegen läßt, cf. E. Löfstedt, *Eranos* 44 (1946), 348s.⁶

P. 46 werden viele Belege dafür zitiert, daß «la Sardegna ha conservato certi termini tecnici agrari perduti altrove». Erstens hätten hier nicht nur das lateinische Etymon und die italienische Übersetzung, sondern auch das betreffende sardische Wort zitiert werden sollen. Zweitens ist die Formulierung «ha conservato» irreführend, denn in mehreren Fällen kommt das lateinische Wort im betreffenden Sinn überhaupt nicht vor; das gilt z. B. für *albatu* 'Pflug' (> sard. *arvata* dass.).

P. 50ss. werden viele unklassische Wörter und Konstruktionen aus Lucifer von Calaris angeführt «che preannunciano, il più delle volte, delle strutture romanze e sarde». Es handelt sich aber hier durchweg um allgemein vulgärlateinische Ausdrücke, die damit nichts zu tun haben, daß Lucifer aus Sardinien stammt. Zu seiner Zeit (4. Jh.) war das Vulgärlatein durchaus einheitlich. – Nr. 2. Der vom Sardischen vorausgesetzte pluralische Deklinationswechsel *pectora* > **pectos* hat mit dem im Lateinischen früh zu belegenden Übergang von der 4. in die 2. Dekl. nichts zu tun. – Nr. 10. Zur Konstruktion von *sum* mit einem Part. Präs. statt finiter Formen cf. S. Eklund, *The Periphrastic, Completive, and Finite Use of the Present Participle in Latin*, Uppsala 1970.

P. 58 nimmt B. an, das sard. *kama* 'Sommerhitze' sei ein byzantinisches Lehnwort, und zwar ohne sich mit den Gegenargumenten M. L. Wagners, *Dizionario etimologico sardo* 1, 272, auseinanderzusetzen.

«L'uso frequente d'un epiteto al posto di un genitivo adnominale è una movenza tipicamente cristiana». Nein, der Sprachgebrauch ist schon im archaischen Latein häufig (cf. den Typus *erilis filius* bei Plautus) und stellt indogermanisches Erbgut dar; wenn er bei christ-

⁵ Was das italienische Latein betrifft, füge ich noch einen Beleg hinzu: Agnell. *pontif.* (MGH *Langob.*) p. 364, 41.

⁶ *Op. cit.* behandelt E. LÖFSTEDT die ebenfalls im Romanischen weiterlebende Verwendung von *labor* im Sinne von 'Acker'; weitere Belege dafür im *ThLL* 7: 2, 795, 49ss.; Parallelen zu dieser Bedeutungsentwicklung bei Rez., *IF* 87 (1982), 110.

lichen Schriftstellern vorkommt, gehört er zu den rhetorischen Bestandteilen ihrer Sprache; cf. die grundlegende Darstellung E. Löfstedts, *Syntactica* 1 (1964), 107ss.

P. 59. Die Form **blastemare* ist unbelegt und sollte ein Sternchen haben.

P. 68 unter *pauperos* > *paperos* steht CGL statt CIL.

P. 74. «una base *coactile* (> sard. *battile*) è già attestata in Prisciano». Jeder des Lateinischen einigermaßen kundige Leser vermutet, es handele sich um den Grammatiker Priscianus. Nein, vielmehr um den Mediziner Ps. Theodorus Priscianus (4.–5. Jh.), wie wir aus dem *ThLL* 3, 1368, 73ss. lernen. Nach diesem Wörterbuch kommt das Wort auch u.a. im *Edictum Diocletiani* und beim Juristen Ulpianus vor.

P. 81. Zum Weiterleben der Vokativformen von Eigennamen und *soror* im Sardischen cf. die Entlehnungen lateinischer Vokativformen in verschiedenen Sprachen, die ich in *Maia* 35 (1983), 232s. verzeichne. Was *soror* betrifft, ist es ja unsicher, ob der Vok. oder der Nom. weitergeführt wurde. Dasselbe gilt für das etwaige, von Merk, *Revue de linguistique romane* 47 (1983), 335ss. angenommene Weiterführen von *pater*, *mater*, *frater* im Französischen. (Was den letztgenannten Aufsatz betrifft,⁷ hätte Merk darauf hinweisen können, daß im späten Latein diese Nominative/Vokative bisweilen für oblique Kasus gebraucht werden; ich behandle derartige Fälle in meinen *Studien*, p. 215ss. und in *Glotta* 54 [1976], 126.)

P. 85 «*Ipse* si afferma [als Artikel] sin dal IV sec. nella latinità sardo-africana e iberica (il suo uso è prevalente nella *Mulomedicina Chironis* e nella *Peregrinatio*)». Woher Chiron stammt, wissen wir nicht, und die Verwendung von *ipse* als eine Art Artikel ist im Frühmittelalter überall gleich häufig, cf. meine *Studien*, 261ss.

P. 87. «Come nel resto delle lingue romanze, sia la comparazione di superiorità che quella di inferiorità avviene in sd. tramite l'aiuto dei morfemi *plus* e *minus* rispettivamente.» Im Iberoromanischen und Rumänischen u.a. wird jedoch der Komparativ mit *magis* gebildet.

P. 88. «*Maius*, neutro del comparativo aggettivale, scompare presto a beneficio di *magis*, comparativo dell'avverbio (Hofmann J. B. 1977: 167).» An der zitierten Stelle behandeln aber Hofmann-Szantyr den Ersatz von *magis* durch *maius*, nicht umgekehrt. Überhaupt ist mir der Gebrauch von *magis* statt des Adjektivs *maius* im Lat. nicht bekannt.

P. 89. «Al posto di *vester* s'impiega *voster*, attestato già in Plauto, per simmetria con *nos nostrum*. Das spätlateinische *voster* dürfte nicht das altlateinische *voster* fortsetzen: *vo-* vor *r*, *s* und *t* ist um 150 v. Chr. in *ve-* übergegangen (M. Leumann *op. cit.*, 47); deshalb heißt es in klassischer Zeit *vester*. Dieses *vester* ist im Spätlatein durch Analogie von *nos* und *noster* wieder in *voster* übergegangen.⁸

P. 92 wird sard. *nikele* im Anschluß an Wagner, *Diz. etim. sardo* 2, 165 auf *nicil* < *nihil* + *nec* zurückgeführt. M. E. ist es ganz unnötig, das *nec* zu bemühen. In spät- und mittellateinischen Texten ist die Schreibung *nichil* und auch (besonders in Spanien) *nicil* geläufig. Sie spiegelt eine Aussprache mit assibiliertem *c* bzw. mit *k* wider, die ihrerseits damit zusammenhängt, daß intervokalisches *h* seit langem schwach war und zum Verschwinden neigte; um dieser Tendenz entgegenzuwirken, hat man das *h* stärker artikuliert, und so ist daraus *é* oder *k* geworden; cf. span. *aniquilar* < *annihilare* (Rez., *Gnomon* 38 (1966) 67 und *Glotta* 54 (1976), 121; *FEW* 7, 140 N 5 und 6).

⁷ Die Diskussion ist in derselben Zeitschrift weiter gegangen: Bd. 48 (1984), 311ss. (SPENCE, *Encore l'évolution de père, mère et frère*) und die Antwort MERKS, *op. cit.*, 318ss. Bisher hat aber kein Romanist den lateinischen Tatbestand beachtet.

⁸ Cf. umgekehrt inschriftliches *nester* statt *noster* nach *vester*: E. LÖFSTEDT, *Rheinisches Museum* 67 (1912), 214.

**nec ente* (B. vergißt das Sternchen) kann als Etymon des ital. *niente* schon deswegen nicht in Frage kommen, weil ein Wort *ens entis* erst im scholastischen Latein belegt ist. Richtig FEW 7, 87s.

«Una forma masch. *nullus* ... compare già nel CSMB (= Il Condaghe di Santa Maria di Bonarcado)... col significato 'nessuno'». Das ist reichlich spät; in Wirklichkeit steht *nullus* für *nemo* bereits bei Plautus (z. B. *Bacch.* 191 *qui scire possum?: nullus plus*).

P. 93. «l'innovazione *totu per omnia* è già cristiana». Sie ist wohl schon klassisch und begegnet u. a. bei Caesar, *Bellum civile* (Hofmann-Szantyr *op. cit.*, 203).

P. 94. «*cuius*... continua nella sua funzione di dativo». Hier in Los Angeles lernen meine Kinder in der Schule, daß *cuius* ein Genitiv ist.

P. 95. «Dall'unione errata del suffisso rafforzativo *-met* al pronome personale seguito da *ipse* (*egomet ipse*, forma già rimproverata dal grammatico Donato, v. Petersmann 1977: 128), si crea una forma analogica *mihimet*, che ha continuazione in sd.: /a mmímme/». B. hat den lateinischen Tatbestand völlig mißverstanden: das Suffix *-met* hat seinen ursprünglichen Platz nach den Personalpronomina; *mihimet* kommt u. a. bei Plautus und Cicero mehrfach vor (Neue-Wagener, *Formenlehre der lat. Sprache* 2, 363). Wie Petersmann *op. cit.* bemerkt, wird der Ausdruck *egomet ipse* von Donat getadelt, weil *ipse* nach *met* pleonastisch ist. In später Zeit wird *met* vom Personalpronomen getrennt und mit dem folgenden *ipse* verbunden, und afr. *medesme*, span. *mismo* usw. gehen auf den Superlativ **metipsimus* zurück. Die Form *metipse* ist also sekundär, *egomet* (*mihimet*, *memet* usw.) primär.

sese wird als eine «forma volgare» bezeichnet. Nichts spricht dafür, daß *sese* vulgärer als *se* sein sollte, cf. die Belegsammlung bei Neue-Wagener *op. cit.* 355ss. (B.s Verweis auf Hofmann-Szantyr 462 ist falsch).

P. 101. Bei der Erwähnung der späten analogischen Formen *essere* statt *esse* und *potere* statt *posse* wäre ein Verweis auf Belegstellen am Platze gewesen, zumal diese Formen in den Handbüchern nicht belegt sind; cf. aber zu *essere* Rez., *Glotta* 54 (1976), 131, *IF* 84 (1979), 326 und *Maia* 32 (1980), 61, zu *potere* *Latomus* 40 (1981), 125.

P. 114. Zu *postius* (statt *post* nach *prius*) cf. D. Norberg, *Syntaktische Forschungen* (1943), 241s. und 245s.

Es liegt kein Grund vor, die Form *dunque* statt *dunc*, *dum* durch Einfluß von *umquam* zu erklären, cf. *supra* (p. 227).

P. 117. «*sursum* (> *susum* già in Petronio...)». Hierzu ist folgendes zu bemerken, Erstens ist *susum* statt *sursum* mehrfach auch für das archaische Latein überliefert (s. K. E. Georges, *Lexikon der lateinischen Wortformen*, 1889, p. 668). Zweitens steht *susum* bei Petron in der *Cena Trimalchionis*; dieser Abschnitt des *Satiricon* ist nur in einer Handschrift aus dem Jahre 1423 auf uns gekommen: Ist es nicht möglich, daß im Zeitraum von ca. 1400 Jahren ein Kopist irrtümlich *susum* statt *sursum* schreiben könnte und daß also *susum* nicht auf Petron zurückgeht? (Derselbe Einwand trifft natürlich *mutatis mutandis* für die oben erwähnten archaischen Belege zu.) Drittens kommt *susum* (-o) mehrmals in einer Inschrift aus Erz vor, die aus dem Jahre 117 v. Chr. stammt: *Sentent. Minuc.* (CIL V 7749, 7. 8. 15).

P. 119. Die Konjunktionen *at* und *atqui* sind nicht «allomorph» (wie etwa *ac atque*), sondern verschiedene Wörter (obgleich *atqui* eine Zusammensetzung von *at* ist).

P. 120. «Come in lat. volgare e romanzo (Petersmann 1977: 245; DES: 1, 34) si può impiegare *et* con il valore di *aut*...» An den zitierten Stellen behandeln Petersmann und Wagner vielmehr die Verwendung von *aut* statt *et* (in Fragen). Zum umgekehrten Sprachgebrauch *et* statt *aut* cf. Hofmann-Szantyr *op. cit.*, 484, *ThLL* 5: 2, 894, 30ss.

P. 122. «La concomitanza temporale era esplicata dai morfemi lat. *cum*, *ut*, *dum*, *donec*; il lat. volgare ed il romanzo impiegano *quando* che, pur essendo interrogativo in lat., è passato ad assolvere alla funzione di congiunzione, per falsa segmentazione...» Aber *quando* wird ja

schon archaisch als Konjunktion verwendet, z. B. bei Plautus, und es wird auch von Cicero, Lukrez und Horaz gebraucht (Hofmann-Szantyr *op. cit.* 607).

P. 174. Es ist erfreulich, daß B. das Sardische als eine «lingua nazionale» betrachtet.

P. 210 heißt es über die Prothese vor *s* impurum: «Il fenomeno, che è sorto probabilmente da un unico centro d'irradiazione, il latino africano, è attestato sin dal sec. II». Nichts spricht dafür, daß die Prothese im afrikanischen Latein begann: die Latinisten haben es überhaupt seit langem aufgegeben, vom afrikanischen Latein als einer besonderen Mundart zu sprechen; cf. Rez., *Studien*, 107ss.

P. 222. «lat. classico: *non volo ut mihi dicas*». Dieser Satz ist alles andere als klassisch. Cicero hätte gesagt: *nolo te mihi dicere*.

P. 234. Zur Präsensform **quaeruo* statt *quaero* mit *u* aus Perfektformen auf *-ui* vgl. *vetuo* statt *veto* wegen *vetui* bei Petron 53, 8.

P. 257 heißt es über die im Sardischen weiterlebenden denominalen Verbalableitungen auf *-iare*: «L'origine del fenomeno è da cercarsi nei derivati verbali deaggettivali lat. volgari la cui base aveva un comparativo in *-ior*». Ein Ausgangspunkt für Bildungen auf *-iare* waren natürlich auch Ableitungen von Nomina auf *-io* und *-ia* vom Typus *conciliare*, *sociare*, *absentare*.⁹ Zum Lateinischen cf. im übrigen X. Mignot, *Les verbes dénommatifs latins*, (1969), p. 309ss.

P. 281. Das von B. so genannte «imperfetto d'attenuazione» sollte vom sprachvergleichenden Gesichtspunkt aus näher untersucht werden. Hier sei nur erwähnt, daß wir im Schwedischen einen ähnlichen Sprachgebrauch haben, und zwar sowohl in Ausrufen vom Typus *det var vackert* (wörtlich: 'das war [statt ist] schön') wie in höflichen Fragen: *jag undrade, om...* ('ich fragte [statt frage], ob...').¹⁰

Bengt Löfstedt

*

MARCELLA RODDEWIG, *Dante Alighieri, Die Göttliche Komödie. Vergleichende Bestandsaufnahme der Handschriften*, Stuttgart (Hiersemann) 1984, CVI e 564 p. (*Bibliographische Handbücher* 4).

Dopo la *Bibliografia dantesca* del Batines, con la parte sui *Codici e manoscritti + commenti inediti* (Prato 1846), dopo le *Contributions* del Moore, dove si tiene conto specialmente dei numerosi codici inglesi (Cambridge 1889), e dopo il *Regesto dei codici della «Commedia»* del Petrocchi, appendice dell'*Introduzione* all'edizione nazionale delle opere di Dante (Milano 1966), il libro della Roddewig si presenta come la *summa* del lavoro svolto in questo campo.

Nella nutrita parte introduttiva, l'autrice fa una lunga e particolareggiata storia delle *Vie della tradizione*: com'è nata la *Divina Commedia*, quali ne sono le prove della prima diffusione, come il testo è tramandato dal Boccaccio in poi, qual'è il numero e la datazione dei manoscritti, chi sono e che professione esercitano i copisti, come i codici si distribuiscono geograficamente secondo la provenienza degli amanuensi e i luoghi indicati negli explicit, qual'è l'appartenenza geografica dei possessori e committenti italiani sino alla fine del Settecento, quali sono i possessori stranieri.

⁹ Wie M. L. WAGNER, *Historische Wortbildungslehre des Sardischen*, 1952, p. 127s. gezeigt hat, hat sich auch das Suffix *-idiare* (< *-izare*) zu *-iare* entwickelt, z. B. *battiyare* < *baptizare*.

¹⁰ Zum Romanischen verweist B. auf A. DAUSES, *Das Imperfekt in den romanischen Sprachen* (1981) 19. Zum Französischen s. auch G. & R. LE BIDOIS, *Syntaxe du français moderne* 1 (1935), 436. Cf. das engl. *I was wondering if you would mind closing the window* oder *We were hoping you could be persuaded to come*.

Di tutta questa parte, non si sa che cosa apprezzare di più: se il modo come la Roddewig segue passo passo il diffondersi della *Commedia*, affrontando anche i relativi problemi critici, o il modo come la vede uscire dalla mano dei vari e numerosi copisti: un capitolo, l'ultimo, che può dirsi interamente nuovo, e che fornisce un contributo non indifferente alla storia del poema dantesco, soprattutto se si pensa che di esso manca interamente l'originale.

Ci si vorrebbe augurare che tutti i saggi critici fossero scritti alla maniera di questo: col massimo rigore scientifico e insieme con un segreto entusiasmo, dal quale sembra scaturire l'energia per la quasi incredibile impresa. È un'altra prova, e forse la maggiore con quella del Witte e del re Giovanni di Sassonia, del lungo studio e del grande amore che la cultura tedesca ha dedicato a Dante. Non si dimentichi che la Deutsche Dante-Gesellschaft, la prima del genere, fu fondata già nel 1865, undici anni prima di quella inglese e tredici prima di quella italiana, e che finora esistono, in tedesco, oltre cento traduzioni della *Commedia*.

La parte principale rimane tuttavia la *Descrizione dei manoscritti esistenti e perduti, ordinati alfabeticamente per città*. Cominciando da Altona e finendo a Venezia, s'incontrano in tutto 844 tra manoscritti completi (489) e frammenti. Per ciascuno di essi sono indicati la denominazione, il materiale, il formato, il volume, la data, il contenuto, le lacune, i versi interpolati, l'explicit, il tipo di scrittura, le illustrazioni, i commenti e le glosse, la provenienza e la patina regionale, l'eventuale dipendenza da altri codici e la letteratura critica. Si tratta di un apparato che non si può desiderare più completo (salvo la registrazione delle varianti, che del resto in questa sede non era possibile) e da tener presente in ogni caso per una futura edizione della *Commedia*. Per farsi un'idea dell'ampiezza del lavoro, basti pensare che il Petrocchi ha descritto, in modo esauriente, solo una trentina di codici (quelli della sua «vulgata») e che per gli altri si è limitato a indicazioni di sole due o tre righe. Una tavola apposita serve poi a orientare sui numeri progressivi usati dal Batines e dalla Roddewig stessa, mentre per il Petrocchi si dà il numero della pagina.

Di non poca importanza, in questa seconda parte, è il capitolo dedicato ai *Commenti e glosse dei manoscritti della «Commedia»*. In un certo senso, la fortuna di Dante comincia da qui; e la frequenza nei vari codici permette a sua volta di vedere la fortuna dei commentatori che si sono succeduti già nel Trecento: un posto di rilievo va a Benvenuto da Imola (che tra l'altro è anche un vero scrittore), a Bartolo da Buti, a Guido da Pisa, ai due Jacopi, uno figlio di Dante e l'altro detto della Lana. Inutile osservare che le citazioni contenute in questi commenti e glosse sono valide anche per la ricostruzione del testo e che in avvenire si dovranno forse considerare, in questa prospettiva, più di quanto non si sia fatto finora.

Tra la prima e la seconda parte si trovano quaranta pagine di facsimile di manoscritti del Trecento e del Quattrocento. Non senza emozione si può vedere la veste in cui l'immortale testo si presentava ai lettori di quei primi secoli, dalla chiara e rotonda scrittura del codice Landiano, che si ritiene il più antico, alla stupenda illustrazione della rosa dei beati nell'Urbinate 365. Si ha l'impressione che anche in questa scelta la Roddewig abbia avuto una mano felice.

Remo Fasani

*

I cantari di Fierabraccia e Ulivieri. Testo mediano inedito a cura di ELIO MELLI, Bologna (Pàtron) 1984, 265 p. (*Biblioteca di Filologia Romanza* 3).

«Nel corso dei lavori effettuati in preparazione dell'edizione critica dei *Cantari di Fierabraccia e Ulivieri* (...) mi sono sempre più convinto dell'interesse che il manoscritto di Volterra presenta sotto l'aspetto linguistico, e dell'inopportunità di confinare un testo di tale impor-

tanza fra le varianti di un apparato». Questa, secondo il M., la ragione dell'edizione, e non il valore letterario del testo, che invece rimane assai scarso. I cantari, nati a Firenze nella prima metà del Trecento, hanno in quel secolo anche i loro capolavori (*La donna del Vergiù* e *Liomb Bruno* in primo luogo) e dopo non fanno che decadere per lasciare nel Quattrocento il posto ai poemi di ampio respiro; e proprio della fine di questo secolo dovrebbe essere il nostro testo.

Nell'*Introduzione* di una cinquantina di pagine, il curatore esamina minutamente il testo secondo la fonetica e la morfologia e giunge alla conclusione che «numerosi fenomeni (...) devono essere riportati all'area dell'Italia mediana» e specialmente «alle Marche centrali e all'Umbria meridionale». Ma altri fenomeni, e il lessico stesso, fanno pensare a «una trascrizione in area centrale di un testo originariamente toscano», che però riesce ancor più interessante perché conserva qualche segno di una precedente diffusione in area settentrionale.

I criteri dell'edizione sono definiti in altre sette pagine. Il curatore non interviene quasi sul testo, e ciò in consonanza col valore precipuamente linguistico di esso.

Anche la metrica non viene regolarizzata: «Ci si è (...) limitati alla registrazione del dato, indicando a margine l'eccedenza o il difetto di sillabe (...)». Ma qui alcune osservazioni sembrano necessarie. Per le 33 ottave (264 versi) del primo cantare, è segnato 62 volte + 1, 4 volte + 2 e 2 volte + 3: in tutto 68 versi ipermetri o circa il 25%. Solo 2 volte, al contrario, è segnato - 1; e già questa proporzione risulta sospetta. È vero che il M. dice di dover ammettere sinalefi e dialefi di eccezione; ma in questo modo raddrizzano troppi versi. Do qualche esempio che prendo dai cantari I e II: *perché l'alba n'era chiara anchora* (I, 9, 7): una dialefe tra *chiara* e *anchora* qui interrompe il ritmo trocaico (meglio segnare - 1 e pensare a un endecasillabo senza la sillaba iniziale); *Poi dimandò: «Qual via fèno?»* (I, 20, 7): già per la prevalenza dell'accento di 4a, era meglio lasciare *Poi* sineretico e segnare - 2; *Ben che in vèr lui avesse fallaggio, / perché nol volse sego menare* (I, 29, 4-5): qui è segnato - 1 solo per il secondo verso, ma è chiaro che il precedente ha lo stesso ritmo e che la dialefe *che / in* lo rende innaturale; *verun s'arma per voler jostrare* (II, 30, 4): qui senza segno, quando *jostrare* (che si legga con la semivocale *j* o con la palatale *g*) non può in nessun modo ammettere la dieresi. In certi casi, poi, l'eccedenza sillabica non è stata vista. Sempre in I e II: *si che si renda lor merito per merti* (I, 7, 8), *et già non teme di quilli aguaiti grossi* (I, 9, 5), *Margotto se mosse con baruni et conti* (I, 13, 5), *dui fiaschi d'oro, ciascuno te' un petetto* (II, 19, 7): tutti + 1. In altri, finalmente, non è stata vista bene: *e cqui d'udire vi piazza volenter* (II, 17, 5), non + 2, ma + 1.

Ci si può chiedere, del resto, se per un cantare come il presente, d'origine schiettamente popolare e di metrica approssimativa, sia opportuno voler segnare tutte le eccezioni, che poi realmente non sono tali. Più che veri endecasillabi, qui si trovano infatti dei versi che si aggirano sulle undici sillabe. Sarebbe quindi stato preferibile non segnare le eccezioni nel testo stesso, ma descrivere una volta per tutte il fenomeno nell'introduzione.

Remo Fasani

*

GIANNA MARCATO POLITI, *La sociolinguistica in Italia*, Pisa (Pacini) 1974, 165 p. (*Centro di Studio per la dialettologia italiana*, vol. 4).

Die vorliegende Arbeit darf sich von vornherein eines besonderen Interesses gewiß sein, da sie auf Grund ihres allgemeingehaltenen Titels eine Art Synthese bzw. einen Forschungsbericht zur italienischen Soziolinguistik (= SL) in Aussicht stellt. Aus dem Geleitwort von M. Cortelazzo geht hervor, daß die Autorin (= M.) in Padua mit einer soziolinguistisch

ausgerichteten dialektologischen Dissertation *Dialecto e società in un microcosmo sociale: Mirano* promoviert hat; zugleich gibt Cortelazzo zu verstehen, daß sich M. der übernommenen Aufgabe («la rassegna serenamente critica di quanto s'è scritto in Italia sui complessi e spesso oscuri rapporti fra lingua e società» p. 5) mit Erfolg entledigt hat: «l'autrice ha pienamente risposto all'esigenza e non possiamo che esserle grati di questa sua laboriosa e intelligente fatica» (ibid.). Inwieweit dies zutrifft, wird im folgenden noch zu untersuchen sein. In ihrem kritischen Überblick, der im Mai 1974 erschienen ist, beschäftigt sich M. vor allem mit der soziolinguistischen Literatur in Italien zwischen 1968 und 1972. Vereinzelt erwähnt sie auch noch Titel aus dem Jahre 1973; ferner werden italienische Vorläufer der soziologischen Betrachtungsweise sprachlicher Phänomene berücksichtigt. Im einzelnen ist M.s Arbeit in zehn Kapitel gegliedert, die hier nacheinander zur Sprache kommen sollen.

Das mit *Considerazioni preliminari* überschriebene erste Kapitel ist einer allgemeinen Charakterisierung der Situation in der italienischen SL gewidmet. Diese fällt im ganzen recht kritisch aus, wobei M.s Beurteilung oft genug an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassen. So ist die italienische soziolinguistische Produktion für sie gekennzeichnet von «frequenti dimostrazioni di dilettantismo» und einer «assoluta superficialità metodologica» (p. 8). Im übrigen glaubt sie vor allem zwei Tendenzen in der italienischen SL des fraglichen Zeitraums ausmachen zu können: einerseits eine unkritische Übernahme angelsächsischer Modelle, ohne daß dabei den besonderen sprachlichen und sozialen Bedingungen Italiens genügend Rechnung getragen worden ist; andererseits speziell im Bereich der Dialektologie die bloße Ergänzung der linguistischen Untersuchungen durch soziologische Daten. M. weist auch darauf hin, daß sich die italienische SL eine unverständliche Selbstbeschränkung auferlegt, indem sie sich nur mit den Vertretern der gesellschaftlichen Unterschichten beschäftigt, also etwa mit den in den norditalienischen Industriestädten lebenden Südtalienern oder den Bewohnern von Arbeitervierteln. M. bezweifelt ferner, daß das sprachliche Verhalten dieser Kreise allein vom Streben nach sozialem Aufstieg bestimmt ist, wie es in der einschlägigen Literatur vielfach behauptet wird; für sie sind auch noch andere Faktoren wie etwa das Bedürfnis nach Verbesserung der kommunikativen Kompetenz für die Aufgabe der Dialekte zugunsten des Italienischen verantwortlich. Es überrascht unter diesen Umständen nicht, daß M. nicht sonderlich angetan ist von den Ergebnissen der italienischen soziolinguistischen Forschung: «i risultati sono spesso scontati e l'elaborazione dei dati non presenta niente di nuovo o di più stimolante della presentazione iniziale del problema nei suoi elementi essenziali» (p. 9). Grund dafür sind für M. die Mängel im methodischen Bereich. Diese «carezza metodologica» (p. 10) erklärt sich für M. dadurch, daß man sich in der italienischen SL der herkömmlichen Methoden der Sprachwissenschaft bedient und lediglich einige soziologische Angaben hinzufügt («un superficiale riadattamento delle tecniche tradizionali» p. 10). M. tritt auch entschieden der vielfach vertretenen Meinung entgegen, daß in der Sprachwissenschaft und speziell in der Dialektologie seit jeher eine soziolinguistische Orientierung existiert hat: «ammettere la presenza di una dimensione sociale accanto a quella linguistica non equivale a studiare le connessioni e le relazioni tra variabili linguistiche ed extra-linguistiche all'interno di una unità sostanziale, considerando la lingua in rapporto al resto della vita sociale» (p. 10s.). Hier wird bereits die Konzeption der SL sichtbar, die M. vertritt und die sie im folgenden noch präzisiert: «La ricerca sociolinguistica, ..., presuppone da un lato una doppia scelta a livello teorico, che permetta di ricondurre teoria linguistica e teoria sociologica ad una visione globalmente comune dei fenomeni da analizzare, dall'altro una coerente elaborazione metodologica» (p. 11). Die SL, in der neben der Sprachwissenschaft die soziologische Komponente gleichberechtigt integriert ist, hat nach M. zum Gegenstand «lo studio del linguaggio nei suoi rapporti non casuali con

il fenomeno totale della comunicazione sociale, e non quello di un linguaggio asettico, mutilato dalla sua dimensione sociale» (p. 11).

Im zweiten Kapitel *Alcune definizioni di sociolinguistica* stellt M. 26 chronologisch geordnete Texte (1968–1972) zusammen, die den Gegenstand der SL definieren und deren Umfang zwischen zwei Zeilen und fast einer Seite variiert. Diese Charakteristika hat M. bei der Durchsicht der italienischen soziolinguistischen Literatur gesammelt. Die Frage ist nur, ob sie es verdienen zusammengestellt und publiziert zu werden; in immer neuen Variationen wird hier nämlich die SL als die Wissenschaft beschrieben, deren Aufgabe es ist, die Sprache in ihrem gesellschaftlichen Umfeld zu beschreiben. Im übrigen handelt es sich in den wenigsten Fällen um wirkliche Definitionen, die den Forschungsgegenstand und die Aufgaben der SL prägnant erfassen. Oft genug handelt es sich eher um mehr oder minder subjektiv gefärbte Vorstellungen, die die einzelnen Autoren mit dem Begriff der SL verbinden. Diese verschiedenen Paragraphen bieten substantiell nichts Neues, sondern tragen durch ihre Häufigkeit vielmehr zur Begriffsverwirrung bei. Da diese Wiederholungen selbst für einen mit der SL nicht vertrauten Leser kaum von nennenswertem Nutzen sein dürften und M.s Arbeit zudem kein Einführungswerk sein will, ist nicht zu erkennen, welche Funktion diese Aufreihung von Charakteristika der SL aus verschiedenen Quellen haben soll. (Auf p. 18 ist in der zweiten Definition von Berruto der Anfang sinnentstellt wiedergegeben worden; er muß richtig heißen: «la sociolinguistica... [esige] di sostenere il discorso in termini linguistici, di contro a termini non linguistici [storici o, appunto, sociologici]».)

In dem umfangreichen dritten Kapitel *Lingua, società e linguistica tradizionale* geht M. den Anfängen der soziologischen Betrachtungsweise sprachlicher Fakten in der italienischen Sprachwissenschaft nach. In dem in mehrere Paragraphen gegliederten Kapitel untersucht M. zunächst soziologische Ansätze bei einigen namhaften italienischen Sprachwissenschaftlern (Terracini, Tagliavini, Migliorini, Francescato, Grassi etc.). Hier werden verschiedene Arbeiten der fraglichen Autoren erwähnt, wobei der Inhalt kurz skizziert wird und markante Stellen zitiert werden. Diese Studien, die die unterschiedlichsten Aspekte der Beziehung zwischen Sprache und Gesellschaft behandeln, läßt M. jedoch nicht für die eigentliche SL gelten. In dem mit *Problemi* überschriebenen Paragraphen skizziert M. die gesellschaftlichen Umwälzungen im Nachkriegsitalien und ihre Auswirkungen auf das Sprachleben. M. verweist in diesem Zusammenhang vor allem auf das Zurückgehen der Dialekte und – parallel dazu – die Entwicklung des Italienischen von einer Elitesprache zu einer Volkssprache. Die Verschiebung der Gewichte zwischen Dialekt und Schriftsprache hat auch dazu geführt, daß die strenge Trennung ihrer Verwendungssphären verlorengegangen ist. Die gesellschaftlich bedingten sprachlichen Phänomene, die für das moderne Italien kennzeichnend sind, kommen auch in den folgenden Paragraphen zur Sprache. Im Paragraphen *Storia della lingua* steht an erster Stelle die Behandlung von T. De Mauros *Storia linguistica dell'Italia unita* (1963), die mit ihrer stark soziologisch ausgerichteten Betrachtungsweise eine Sprachgeschichte neuen Stils darstellt. Hier findet zum ersten Mal nicht nur die Sprache, sondern auch ihre Sprecher die ihnen gebührende Aufmerksamkeit. Neben De Mauros *Storia linguistica* wird aber u.a. auch Devotos *Profilo di storia linguistica italiana* (1953) erwähnt, in dem nach M. bereits die Rolle der gesellschaftlichen Triebkräfte für die Sprachentwicklung besondere Beachtung gefunden hat. Im übrigen wird hier auch kurz auf die Polemik zwischen C. Grassi und De Mauro eingegangen, die im Anschluß an die Publikation der *Storia linguistica dell'Italia unita* entstanden ist: Grassi hatte die Beweiskraft von Daten, die De Mauro zur Stützung seiner These von der engen Beziehung zwischen der Entstehung großer Industriestädte und der Verbreitung des Italienischen anführt, in Zweifel gezogen. Im folgenden Paragraphen *Questione della lingua e dell'ortografia*

geht M. zunächst auf die Diskussion ein, die P. P. Pasolini mit seiner Behauptung vom Klassencharakter des Italienischen ausgelöst hat. Ausführlicher wird im zweiten Teil eine Polemik behandelt, in der es um die Aussprache des Italienischen geht. Verursacht wurde diese Auseinandersetzung durch einen Artikel von G. C. Leschy (1964), in dem dieser die Meinung vertritt, daß es wichtiger sei zu wissen, wie das Italienische effektiv ausgesprochen wird und nicht wie es ausgesprochen werden sollte, und daß die regionale Aussprachevarianten nicht weniger ihre Berechtigung hätten als eine angenommene Aussprachenorm. In der sich anschließenden Diskussion wurde unter praktischen Gesichtspunkten mehrheitlich die Bedeutung der Orthoepie hervorgehoben. Beide Standpunkte – der linguistische wie der normative –, wie sie in der Diskussion zum Ausdruck kommen, haben natürlich ihre Berechtigung, wenn auch aus unterschiedlicher Sicht. Im letzten Paragraphen *Raccolta di materiale dialettale* geht es M. darum zu ermitteln, inwieweit soziologische Gesichtspunkte bei der Erarbeitung der italienischen Sprachatlanten eine Rolle gespielt haben. Anregungen zu einer Berücksichtigung gesellschaftlicher Gegebenheiten findet M. bereits in einer Besprechung des *Atlas linguistique de la Corse* durch C. Salvioni (1916). Sehr ausgeprägt ist das Wissen um die Bedeutung der soziologischen Komponente bei den Autoren des *ALEIC* und *AIS*. M. zitiert zum Beweis aus den *Aspects géographiques du langage* von K. Jaberg, in denen dieser ausdrücklich auf die «différenciation sociale du langage» hinweist und die Notwendigkeit der Berücksichtigung verschiedener Altersgruppen und sozialer Schichten im Rahmen einer Mundartaufnahme unterstreicht, auch wenn der *AIS* als Privatinitiative mit begrenzten finanziellen Mitteln diese Vorstellungen nicht verwirklichen konnte. Eingehend befaßt sich M. damit, in welchem Maße die *Carta dei dialetti italiani* der soziologischen Komponente Rechnung trägt. In dem anspruchsvollen Programm, das sich die *CDI* vorgenommen hat, geht man von vornherein von mehreren Informanten pro Mundart aus, um die Standardsprechweise (*parlata media*) zu erfassen, aber auch um gesellschaftlich bedingte Unterschiede innerhalb der einzelnen Mundarten zu registrieren. Sicher wird damit eine optimale Erfassung der Mundarten erreicht; die Frage ist nur, ob nicht die hohen Ansprüche, die man an die Materialgewinnung stellt, das Unternehmen zugleich unrealistisch werden lassen.

In dem sehr kurzen vierten Kapitel *Sociolinguistica e linguistica sociologica* geht es M. um die gegenseitige Abgrenzung beider Begriffe. Gleich eingangs macht M. deutlich, daß eine Anerkennung oder oberflächliche Berücksichtigung der sozialen Komponente in der Sprachforschung noch nicht SL ist: «... l'interesse per i problemi sociali, il semplice fatto di riconoscere la presenza di tale dimensione, occupandosi dello studio della lingua, non significa necessariamente fare sociolinguistica, ...» (p. 61) und «... studiare la realtà da un punto di vista sociolinguistico non significa illustrare l'aspetto sociale della lingua, né inquadrare i fatti linguistici su un più vasto sfondo politico culturale e sociale, ...» (p. 61s.). Diese Sprachforschung, die die Sprache nicht von ihrem sozialen Umfeld trennt und für die M. die Bezeichnung *linguistica sociologica* verwendet, wird repräsentiert durch die Arbeiten, die M. im vorangegangenen Kapitel besprochen hat. Die SL ist dagegen eine völlig neue, eigenständige Disziplin, die die Korrelationen von sprachlichen und gesellschaftlichen Variablen untersucht: «Fare sociolinguistica implica la necessità di spostare il fuoco della ricerca, considerando fatti linguistici e fatti sociali nelle reciproche connessioni non casuali, come rapporto di una parte con un tutto, ...» (p. 62). Da in ihr die soziologische Komponente nicht eine untergeordnete, sondern gleichberechtigte Rolle spielt, ist die SL für M. gekennzeichnet durch die Interdisziplinarität (*ibid.*); auch an anderer Stelle (cf. p. 64, 71, 76, 102, 138, 142) wird immer wieder auf den interdisziplinären Charakter der SL hingewiesen, der für M. essentiell ist. Die hier vorgenommene begriffliche und terminologische Abgrenzung ist sicher angezeigt. Sie hätte aber bereits im Rahmen des Kapitels II geschehen können, das bekanntlich der Definition der SL gewidmet ist.

Das Kapitel V mit der Überschrift *Contributi teorici* weckt Erwartungen, die letztlich nicht erfüllt werden, weil es den hier zitierten Beiträgen an der nötigen Substanz für eine theoretische Grundlegung der SL fehlt. Wohl wird in den von M. zitierten Texten die enge Beziehung zwischen Sprache und Gesellschaft sowie die sich daraus ergebende Verbindung zwischen Sprachwissenschaft und Gesellschaftswissenschaften mehrfach beschworen. Im allgemeinen kommt man aber nicht über das Konstatieren von sattem bekannten Zusammenhängen hinaus. Auch die Texte von Rossi-Landi machen keine Ausnahme; seine Vergleiche der Sprache mit dem Produktionsprozeß bzw. dem Kapital mögen originell sein, haben aber keine Relevanz für eine Grundlegung der SL. Es fragt sich also, weshalb diese Texte unter der genannten Überschrift aufgeführt worden sind. Mit einer gewissen Berechtigung hätten sie auch im Kapitel II Platz finden können, wo bereits dieselben grundlegenden Sachverhalte mehrfach dargelegt worden sind.

Das Kapitel VI beschäftigt sich mit dem der SL gewidmeten Heft, das die *Rassegna italiana di sociologia* 1968 publiziert hat. In diesem von P.P. Giglioli herausgegebenen und eingeleiteten Faszikel kommen neben italienischen Wissenschaftlern auch nichtitalienische (u.a. Labov, Gumperz, Cicourel) mit Beiträgen zu Worte, die vor allem soziolinguistische Grundsatzfragen zum Gegenstand haben; eine Ausnahme bildet der Beitrag von Labov, in dem es um die außersprachlichen Faktoren des Sprachwandels geht. Der besondere Platz, den M. diesem Heft der *Rassegna italiana di sociologia* in ihrem Forschungsbericht einräumt, resultiert wohl aus der Überzeugung, daß diese Publikation so etwas wie die Geburtsstunde der SL in Italien darstellt. Ein ähnlicher Stellenwert dürfte auch den *Giornate internazionali di sociolinguistica* zukommen, die 1969 im Istituto Luigi Sturzo stattgefunden haben. Im Kapitel VII faßt M. die Beiträge der italienischen Teilnehmer auf Grund der über 600 Seiten umfassenden Kongreßakten zusammen, während die Beiträge der ausländischen Teilnehmer entsprechend der Zielsetzung des Forschungsberichts nicht referiert werden. Die berücksichtigten Beiträge haben in der Hauptsache wieder allgemeine, grundsätzliche Fragen zum Gegenstand (u.a. Stellung der SL zwischen Linguistik und Soziologie), vereinzelt aber auch konkrete Themen (u.a. Fragen des Bilinguismus in Südtirol). In ihren Zusammenfassungen der verschiedenen Beiträge äußert sich M. z.T. sehr kritisch zu den vertretenen Thesen, wobei sie sich wiederum von der Vorstellung einer interdisziplinären SL leiten läßt. So findet A. Pagliaro, der die Sprachwissenschaft nur um soziologische Methoden bereichern will, nicht ihren Beifall, weil dadurch die SL zu einer sprachwissenschaftlichen Teildisziplin reduziert wird. Für M. geht es Pagliaro nur um eine Erneuerung der Sprachwissenschaft unter Verwendung soziologischer Gesichtspunkte und Methoden, so daß es sich in diesem Fall nur um eine *linguistica sociologica* handeln kann. Ähnlich ergeht es G. Devoto und C. Grassi; auch ihre Vorstellungen und Forschungen erfüllen nicht die Bedingungen, die in den Augen von M. für eine richtig verstandene SL unerlässlich sind. Danach erscheinen bei ihnen die linguistische und die soziologische Komponente nicht integriert, sondern voneinander getrennt, d.h. die soziologischen Angaben ergänzen lediglich die sprachwissenschaftliche Forschung. Kritisch äußert sich M. aber nicht nur zu den Beiträgen älterer Sprachwissenschaftler, sondern auch zu denen jüngerer. So muß auch P.P. Giglioli, der das Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Soziologie realistisch einschätzt und nur an eine gegenseitige Beeinflussung im methodischen Bereich glaubt, sich den Vorwurf gefallen lassen, die Unterschiede zu betonen und nicht «una mediazione... tra le due discipline» (p. 92) zu versuchen. Indem M. die SL als einen interdisziplinären Forschungsbereich konzipiert, in dem Sprachwissenschaft und Soziologie gleichrangig und integriert zusammenwirken, stellt sie Ansprüche, die im Grunde von allein arbeitenden Wissenschaftlern fast nicht zu erfüllen sind.

Das Kapitel VIII ist G. Braga und seinem Beitrag zur SL vorbehalten. Dieser besondere Platz dürfte Braga schon deshalb eingeräumt worden sein, weil für ihn die SL eine «disciplina ponte» (p. 100) zwischen der Soziologie und der Sprachwissenschaft ist. Diese Brückenfunktion der SL sieht Braga in Gefahr, wenn sie sich darauf beschränkt, die sozialen Bedingungen der sprachlichen Phänomene zu beschreiben. Für Soziologie und Linguistik ist die Kommunikation der «comune settore d'intesa e di interdisciplinarietà» (p. 102). Als Gegenstand der soziolinguistischen Analyse sieht Braga «una serie di tensioni continuamente presenti tra codice-norma da un lato e messaggi-esperienze dall'altro, oppure tra messaggi-esperienze e messaggi-forme, e ancora fra messaggi-forme e codice-sistema, o tra codice-sistema e codice-norma» (p. 101). Zu den speziellen Aufgaben, die vor der SL liegen, gehören nach Braga die sprachlichen Aspekte im Zusammenhang mit der gegenwärtigen «rivoluzione tecnologica della comunicazione umana» (p. 102). Ansonsten befaßt sich Braga ausführlich mit der sozialen Bedingtheit sprachlicher Differenzierungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Die in diesem Zusammenhang geäußerten Gedanken sind durchaus interessant, aber keineswegs immer neu und originell. Die Bedeutung, die M. den Arbeiten von Braga beimißt, wird deutlich am Ende des Kapitels, wo die Rede ist von seinen «densissimi articoli tramite i quali, con rigore terminologico ed estrema organicità di presupposti metodologici ed orientamenti pratici, il Braga ha costruito un suo esauriente discorso sulla socio-linguistica» (p. 108).

Die verbleibenden beiden Kapitel stellen das eigentliche Kernstück dieses Forschungsberichtes dar, weil in ihnen die einzelnen soziolinguistischen Arbeiten zur Sprache kommen. Im ersten der beiden Kapitel (Kap. IX *Contributi sociolinguistici italiani*) werden jedoch auch einige Abhandlungen berücksichtigt, die eher eine allgemeine, grundlegende Zielsetzung haben, so etwa der schon 1971 im ersten Heft der *Parole e metodi* erschienene Überblick über die SL. Unter den Arbeiten mit konkreten Fragestellungen nimmt die Behandlung der Dissertation von M. Pautasso *Dialecto, lingua e integrazione linguistica a Pettinengo* (1969) einen breiten Raum ein, da ihr in der italienischen SL allgemein eine Art Modellcharakter zugewillt wird. Die Arbeit befaßt sich mit der sprachlichen, aber auch sozialen Integration der nach Pettinengo (Prov. Biella) vor allem aus Südtalien Zugezogenen, die 59% der Gesamtbevölkerung des Ortes ausmachen. Abgesehen von einer Anzahl kritischer Anmerkungen, mit denen M. einzelne Elemente und Interpretationen der Arbeit versieht, ist ihr Gesamturteil eher negativ, weil Pautassos Untersuchung in methodischer Hinsicht die linguistische und die soziologische Komponente nicht gleichrangig miteinander verbindet bzw. in wechselseitige Beziehung setzt: «A questo punto diventa evidentissima la funzione subordinata dell'indagine sociologica; ma così viene distrutta anche la sociolinguistica, perché si frantuma il concetto di integrazione in quelli di integrazione sociale e integrazione linguistica. ... I dati sociologici, ..., si mantengono ad un livello troppo superficiale, mentre le risposte al questionario linguistico costringono ad un approfondimento, ...» (p. 116s.). Und gleich darauf spricht M. von der «scissione, netta quanto arbitraria, del piano linguistico dal piano sociale» und fährt fort: «La linguistica non ne trae alcun contributo, perché non si aggiunge nulla di più di quello che avrebbe dato una analisi limitata al materiale di sua pertinenza; si tratta dunque solo della giustapposizione di dati discordanti, senza possibilità di mediazione, ...» (p. 117). Der Vorwurf, daß es sich um keine echte soziolinguistische Untersuchung handelt, sondern um eine linguistische, die um soziologische Angaben ergänzt worden ist, findet sich mehr oder weniger offen auch in der Besprechung anderer Arbeiten. Und es ist zu sagen, daß kaum eine diesem Vorwurf entgeht.

Auch das letzte Kapitel ist empirischen Untersuchungen vorbehalten, und zwar sind hier unter dem Titel *Lingua, scuola e società* Studien zusammengestellt, die «le correlazioni e le influenze reciproche esistenti tra la realtà socio-ambientale del parlante e il suo livello

linguistico» (p. 151) speziell in Schülerkreisen untersuchen. In all diesen Arbeiten, die sich mit der Beziehung zwischen der sozialen Herkunft und dem Sprachgebrauch von Schülern verschiedener Altersstufen und aus den verschiedensten Regionen beschäftigen, geht es um die Überprüfung der Bernsteinschen Defizit-Hypothese, die sich auch durchweg bestätigt findet. Auch in diesem Kapitel hat M. mehr als einmal Gelegenheit, sich über die «limitante concezione della sociolinguistica, intesa come confronto di dati linguistici con dati esterni al linguaggio, a carattere puramente descrittivo ed aggiuntivo» (p. 161) zu beklagen. Unglücklich ist die Anordnung der Beiträge in diesem letzten Kapitel. Sie sind auf Grund ihrer geographischen Herkunft den einzelnen Regionen zugeordnet worden, wobei diese wiederum seltsamerweise in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt werden: Campania, Emilia Romagna, Lazio, Lombardia, Piemonte, Puglia, Sicilia, Veneto. Hier hätte sicher auch ein anderes Ordnungsprinzip auf Grund inhaltlicher Gesichtspunkte gefunden werden können.

Man könnte der Meinung sein, daß diesem Forschungsbericht zur italienischen SL die zusammenfassende Schlußbetrachtung fehlt. Es kann aber in diesem Zusammenhang auf das einleitende Kapitel verwiesen werden, in dem M. die Situation in der italienischen SL mit kritischen Worten umreißt und damit in gewisser Weise die Schlußbetrachtungen vorweggenommen hat.

Zum Abschluß noch zwei allgemeine Bemerkungen zu M.s Forschungsbericht. Die erste betrifft seine Form. Der Inhalt der einzelnen Arbeiten wird nicht immer ausreichend von der Autorin referiert, so daß man sich an Hand ihrer Angaben oft kein klares Bild von der Art der Untersuchung und ihren Ergebnissen machen kann. Andererseits tendiert M. dazu, z. T. recht umfangreiche Textstellen aus den Arbeiten zu zitieren, in denen vor allem allgemeine Sachverhalte im Zusammenhang mit der SL zur Sprache kommen. Ein Sammeln solcher Zitate mag im Augenblick der Materialsichtung naheliegend sein, bei der Zusammenstellung des Forschungsberichts hätte aber ein Teil dieser Darlegungen zu soziolinguistischen Prinzipienfragen getilgt werden müssen. Da dies nicht geschehen ist, kommt es zu häufigen Wiederholungen derselben grundsätzlichen Sachverhalte, was sich bei der fortlaufenden Lektüre des Forschungsberichts als lästig erweist. So finden sich noch unzählige Zitate zu den Aufgaben der SL in den verschiedenen Kapiteln, obwohl die lange Reihe der ausführlichen Definitionen in Kapitel II in dieser Hinsicht vollauf genügt hätte. Die Autorin unseres Forschungsberichts hätte besser daran getan, das Schwergewicht auf das inhaltliche Referieren der einzelnen Beiträge zu legen; der informative Charakter ihrer Arbeit wäre sicher dadurch verstärkt worden. Eine zweite Bemerkung zum Inhalt von M.s Arbeit. Wie mehrfach in dieser Besprechung darauf hingewiesen wurde, legt M. strenge Maßstäbe an die Beurteilung soziolinguistischer Arbeiten, indem sie als solche nur diejenigen gelten läßt, welche die systematische Kovariation sprachlicher und soziokultureller Merkmale untersuchen. Da M. diese Bedingung in den meisten Fällen nicht erfüllt sieht, hätte die von ihr vorgelegte Bestandsaufnahme zumindest aus ihrer Sicht wohl eher den Titel *La linguistica sociologica in Italia* tragen sollen.

Otto Jänicke

*

MARIA ILIESCU / HEIDI SILLER-RUNGGALDIER, *Rätoromanische Bibliographie*, Innsbruck (Institut für Romanistik der Leopold-Franzens-Universität) 1985, 136 p. (*Romanica Aenipontana* 13).

Die Sprachwissenschaftler versagen den romanischen Dialekten, die in Graubünden, in den Dolomiten und im Friaul gesprochen werden, gemeinhin die einheitsstiftende Bezeichnung «rätoromanische Sprache», weil eine solche für sie allenfalls im rein linguistischen Sinne

existiert.¹ In der Tat fehlt den drei Sprachblöcken jeglicher Zusammenhalt, zumal ihre jeweilige Romanisierung zu ganz unterschiedlichen Zeiten stattgefunden hat, sie niemals im engen Kontakt zueinander gestanden und sich ihre Gebiete im Laufe der Zeit beträchtlich auseinanderentwickelt haben. Lediglich dem *Bündnerromanischen* kommt durch seine unabhängige Entwicklung vom Italienischen eine Sonderstellung zu. Friaulisch und Dolomitenladinisch hingegen erweisen sich als archaische Entwicklungsstufen des Norditalienischen, so daß sie heute nur noch den Mundarten des Italienischen «zugeordnet» werden können.²

Wenn die vorliegende Bibliographie trotzdem das «Rätoromanische» im Titel führt, geschieht dies durchaus im Bewußtsein um die bereits angesprochene Problematik. Gerade aus diesem Grund werden die zentral- und osträtoromanischen Dialekte aufgenommen. Der bibliographische Teil erfaßt in Auswahl die wichtigsten Arbeiten zu ausschließlich linguistischen Problemen. Die Übersicht über das Schrifttum wendet sich dabei auch nicht alltäglichen Mundarten zu, die grob unterteilt werden in *Westrätoromanisch* (Bündnerromanisch), *Zentralrätoromanisch* (Ladino-Anaunisch, Dolomitenladinisch, Agordinisch, Ladino-Cadorinisch) und *Osträtoromanisch* (Friaulisch). Jeder der in Frage kommenden Dialekte wird sodann einem gleichbleibenden Feinraster nach Sachgebieten unterzogen, die beispielsweise Phonetik, Neologismen, Onomastik erfassen. Dort, wo entsprechende Einträge keine Rückschlüsse auf den Inhalt erlauben, sind kurze Bewertungen oder Zusammenfassungen beigegeben. Den Abschluß bilden ausführliche Register zu Abkürzungen und Autoren.

Die Beschränkung auf das sprachwissenschaftlich Wesentliche, die dadurch gewonnene Übersicht über teils ältere, teils recht aktuelle Arbeiten, die Berücksichtigung aller auch nur entfernt als «rätoromanisch» bezeichnbaren Dialekte dürften der vorgelegten Bibliographie einen weiten Benutzerkreis sichern. Weitaus wichtiger aber: sie erinnert die Romanistik an eines ihrer Fachgebiete, das bisher sträflich vernachlässigt worden ist. Auch unter diesem Aspekt darf die *Rätoromanische Bibliographie* als wertvolles Arbeitsinstrument für all jene gelten, die begehenswertes Neuland zu erkunden suchen.

Heinz Klüppelholz

*

Ladinia. Sföi culturâl dai ladins dles dolomites 8, San Martin de Tor (Istitut Ladin «Micurà de Rü») 1984.

Die von Lois Craffonara seit 1977 mit großem Elan herausgegebene Zeitschrift hat ihr achttes Jahr in luxuriöser graphischer Aufmachung angetreten. Vielleicht müßte der Titel, besonders für Nicht-Südtiroler, etwas präzisiert werden: Die *Ladinia* ist in erster Linie das sprachliche Organ der Val Badia und der Val Gardena (das Fassatal verfügt über ein eigenes Kulturinstitut). Die vorliegende Nummer ähnelt in ihrem Aufbau den *Annalas da la Società Retorumantscha* insofern, als sie neben wissenschaftlichen Artikeln, vor allem zur Linguistik, auch sprachpolitische Aufsätze und literarische Beiträge enthält.

Die Reihe der Beiträge wird eröffnet durch einen Aufsatz von B. Cathomas: «Minderheiten in der Selbstbesinnung und Selbstbestimmung» (p. 5–15). Cathomas stellt eine Tendenzwende in der Beurteilung der kleinen Sprachen fest. Ob diese Tendenzwende mit der Nostalgiewelle und der in der deutschen Schweiz oft seltsame Blüten treibenden

¹ Stellvertretend für solche Meinung sei hier JÜRGEN LANG, *Sprache im Raum: Zu den theoretischen Grundlagen der Mundartforschung. Unter Berücksichtigung des Rätoromanischen und Leoneischen*, Tübingen (Niemeyer) 1982 (Beih. ZRPh. 185), p. 223, zitiert.

² Referiert nach JOHANNES KRAMER, *Gibt es eine rätoromanische Sprache?*, RRLi 16 (1971), 189–201, hier: 201.

Mundart-Renaissance in Zusammenhang zu bringen ist, das ist eine Frage, die auch vom Autor offen gelassen wird. Die von B. Cathomas aufgestellten fünf Thesen sind bei den Lesern der *Vox Romanica* wohl soweit bekannt, daß sie hier nicht im einzelnen diskutiert werden müssen. Problematisch erscheint dem Rezensenten das Territorialprinzip. In einer Zeit, wo sich die Sprachgrenze von Jahr zu Jahr zu Ungunsten des Rätoromanischen verschiebt, ist eine verfassungsmäßige Festlegung der Sprache mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der Überlebenskampf des Irischen etwa, das zur Staatssprache erklärt und an allen Schulen gelehrt wird, ist ein eloquentes Beispiel dafür, daß Gesetze und Verbote mit dem Leben und Sterben einer Sprache nicht unbedingt zu tun haben. Cathomas hat richtig gesehen, wenn er die Krise des Rätoromanischen in einen größeren Zusammenhang stellt. Es ist weniger die Krise einer Sprache als der Zusammenbruch eines fast autarken sozioökonomischen Systems, von dem französische, italienische und deutsche Alpenmundarten in gleicher Weise betroffen werden.

Ein Aufsatz von R. Rampold beschreibt «Sitte und Brauchtum in Buchenstein (Fodom)» (p. 17–65).

Für den Linguisten interessant ist der Aufsatz von O. Gsell über «Unpersönliche Konstruktionen und Wortstellung im Dolomitenladinischen» (p. 67–98). Es ist eine sorgfältig geschriebene und gut dokumentierte Arbeit. Man fragt sich nur, ob die Einführung des Neologismus «Topikalisierung» wirklich nötig war. Die *topics* betreffen ja nur das *Thema* und erfassen nicht das *Rhema*. Im Grunde genommen hat N. Chao schon 1955 dafür den sehr einfachen Ausdruck «Linksversetzung an den Satzanfang» vorgeschlagen. Ob damit Tiefsinnigeres herauskommt als beim traditionellen Begriff «mise en relief», ist zu bezweifeln. Die bisherigen Arbeiten zu diesem Thema, insbesondere Marie-Louise Müller-Hauser, *La mise en relief en français moderne*, Genève – Erlenbach – Zürich 1943, und C. Th. Gossen, *Studien zur syntaktischen und stilistischen Hervorhebung im modernen Italienischen*, Berlin 1954, verstehen sich als stilistische Untersuchungen im Sinne Ch. Ballys, d. h. sie sehen ihren Gegenstand auf der Ebene der *parole*. O. Gsell und die von ihm benützte neuere Literatur gehen dagegen aus von der Linksstellung als Satzstruktur, unabhängig vom emotiven Wert dieser Aussage.¹ O. Gsell fragt also nach den syntaktischen Strukturen, die das heutige Zentralladinische charakterisieren. Nach der Einführung werden die vorhandenen Stellungstypen im Dolomitenladinischen beschrieben (p. 71 ss.).² Wir können hier nur die wichtigsten Resultate aus dieser soliden und gut geschriebenen Arbeit herausgreifen. In Buchenstein existieren nebeneinander zwei Gebrauchsnormen für die Linkssetzung: a) *el nei, el sfreida* (fast nur bei Ausdrücken für meteorologische Erscheinungen); b) *Per cást pense che siebe dârt che, Toca prové mpruma* (p. 72). Im Badiot und Grödnerischen kann das Verb im einfachen Satz nicht die erste Stelle einnehmen. Wird der Satz durch ein Satzglied eröffnet, das nicht Subjekt ist, so hat Inversion zu erfolgen: bad. *Al é gnü l pere, L pere à laorè* (p. 74). Allen ladinischen Mundarten gemeinsam ist die Nichtkongruenz zwischen Verb und folgender Nominalgruppe: grödn.: *Ai 24 de fauré ie-l uni tenuta la senteda generela* (p. 75). Auf p. 78 wird die dornige Frage behandelt, was in der unpersönlichen Konstruktion nun als Subjekt zu betrachten sei. Der Verfasser sieht das Subjektspronomen als eigentliches Subjekt an. In seinem Satze wie: *Lëgns vëgnel taié d'inver* (p. 79) wäre das unbetonte *-l* Subjekt, die Nominalgruppe Ergänzung zum Verb. Es würde zu weit führen, hier noch im einzelnen auf die zahlreichen scharfsinnigen Beobachtungen des Autors einzugehen. Für das Bündnerromanische wären ähnliche Untersuchungen zu wünschen. – Obwohl sich

¹ Man vergleiche dazu die Ausführungen von U. WANDRUSZKA, *Studien zur italienischen Wortstellung*, Tübingen 1982, «Vorbemerkung», p. IX.

² Der Ausdruck «Präsentativ» scheint mir nicht sehr glücklich gewählt, da man darunter sonst Adverbien vom Typus ital. *ecco* und franz. *voici* versteht.

O. Gsell methodisch in Gegensatz zu den oben erwähnten früheren Arbeiten zu diesem Thema setzt, gleicht der Aufbau der Arbeit diesen Vorläufern in verblüffender Weise. Und das ist wohl gut so.

Walter Belardi untersucht in einer ebenfalls mit großer methodischer Umsicht geführten Untersuchung aus dem Bereich des Grödnertischen «Neutralizzazione sintattica delle opposizioni di singolare-plurale e di maschile-femminile» (p. 101–105). Im Grödnertischen bleiben die attributiven femininen Adjektiva (vor dem Substantiv) unverändert: *la blòta mutàns* 'le belle ragazze', vs *la mutans blòtes* 'le ragazze belle' (p. 101). Betroffen werden vor allem Adjektive der Quantität und der Qualität: *blòt, bün, burt, trüep*, einige Indefinita: *valgün, degün*, und die Maßbezeichnungen: *diesc ëura*. Merkwürdigerweise stellt der Verfasser die Frage nach dem Zusammenhang mit dem Schwund des auslautenden -s im Sinne einer satzphonetischen Differenzierung gar nicht zur Diskussion.³

Ebenso sorgfältig und fein differenzierend ist die nächste Studie von W. Belardi: «Il trattamento sintattico del participio passato» (p. 107–115). Bemerkenswert sind dabei die doch zahlreichen Fälle von *non-accord* vom Typus: *I ie unì lauranc* 'sono arrivati degli operai' (p. 108), sodann die große Mobilität dieses Systems, in welchem noch alle Positionsregeln im Fluß zu sein scheinen. Ähnliches beobachtet man im Italienischen des XV. und frühen XVI. Jahrhunderts.

Ein dritter Artikel von W. Belardi (p. 117–121) befaßt sich mit der Etymologie von *grödn. tòch* 'dicht, voll', das vom Verfasser auf kelt. *tuccare*, resp. auf ein kelt. **tukko* zurückgeführt wird.

In einem letzten Aufsatz (p. 123–128) setzt sich Walter Belardi mit gewohnter Umsicht mit den Ergebnissen eines 1983 in Belluno durchgeführten *Convegno di studi ladini* auseinander. Seinen Überlegungen zu pseudowissenschaftlicher Sprachpolitik und pseudopolitischer Sprachwissenschaft kann der Rezensent nur beipflichten. Davon wird weiter unten die Rede sein.

Karl Linder steuert eine sehr schöne und kenntnisreiche Rezension des Buches von W. Catrina, *Die Rätoromanen zwischen Resignation und Aufbruch*, bei (p. 145–148). Von H. Goebel stammt eine Kurzanzeige (p. 149–150) von Th. Ebnetter, *Romanisch und Deutsch am Hinterrhein/GR: Heinzenberg/Mantogna, Romanisch* (Phonogrammarchiv der Universität Zürich).

Es folgt dann p. 153–166 eine Polemik zwischen J. Kramer und H. Goebel, ausgelöst durch Kramers Buch *Deutsch und Italienisch im Südtirol*, Heidelberg 1981. Die Polemik ist von einem erschreckend tiefen Niveau. Wenn J. Kramer H. Goebel Apartheidmentalität vorwirft (p. 156 N 14), und wenn dann H. Goebel seinen Gegner in subtiler Formulierung mit den Gaskammern von Auschwitz in Verbindung bringt (p. 164), dann hört jede wissenschaftliche Diskussion auf. Eigentlich wäre es Pflicht der Redaktion, solche Entgleisungen im Text abzulehnen.

Zur Sache: Es ist nicht Aufgabe eines schweizerischen Romanisten, zu den Fragen der Sprachenpolitik im Südtirol Stellung zu beziehen. Die ganze Diskussion, und das gilt leider auch für große Teile der Diskussion um das Bündnerromanische, ist nämlich sinnlos. Es gibt keine linguistischen Kriterien, um eine Sprache von einem Dialekt zu unterscheiden, und es ist sicher zuletzt Aufgabe der Linguisten, hier ein Urteil fällen zu wollen.⁴

³ Cf. dazu K. JABERG, «Notes sur l'-s final libre dans les patois francoprovençaux et provençaux du Piémont», *BGl.* 10 (1911), 49–79, und G. REICHENKRON, *Beiträge zur romanischen Lautlehre*, Jena–Leipzig 1939. Der Typus *la spala larghes* ist im provenzalisch-piemontesischen Grenzgebiet durchaus nicht ungewöhnlich.

⁴ Etwas anderes ist die Diskussion um die Wege, welche die Sprachenpolitik in Zukunft einschlagen hätte. Diese Diskussion gehört sehr wohl zu den Aufgaben der *Ladinia*.

Die Diskussion dauert nun schon seit G. I. Ascoli an: Ist das Frankoprovenzalische ein Dialekt oder eine eigene Sprache? Sind Katalanisch und Provenzalisch zwei Sprachen oder nur zwei regionale Ausprägungen eines Sprachtypus? Und wie steht es dann mit den Sprachen ohne Schrift? G. B. Pellegrini hat wohl recht, wenn er fragt, warum sein Heimatdialekt (Rocca Pietore im Agordino) italienischer oder weniger ladinisch sein soll als die Sprache von Buchenstein (G. B. Pellegrini, *Saggi sul ladino dolomitico e friulano*, Bari 1972, p. 265). Auch aus soziolinguistischer Sicht ergibt sich kein gültiger Ansatz. Wenn wir Dialekt verstehen als eine der Varianten eines Diasystems, welche geringeren sozialen Status besitzt, so kann das gültig sein für das Plattdeutsche, das Wallonische, die meisten italienischen Dialekte. Dabei übersieht man leicht, daß die Situation in den Gebieten von Zwergsprachen ganz anders ist: Im Rätoromanischen, im Salentogriechischen, im Istroromanischen geht die Gleichung nicht mehr auf, weil die sozial (prestigemäßig) übergeordnete Sprache einer ganz anderen Sprachgruppe, also nicht demselben Diasystem angehört. Die einzige brauchbare Definition scheint mir diejenige der Ethnolinguistik zu sein: «native speaker interpretation of native speaker classifications» (Voegelin-Voegelin 1977, p. 141).

Das heißt: ob ich zwischen Graubünden und Italien 15 oder 45 Isoglossen einzeichnen kann, ist irrelevant (die Auswahl der Isoglossen unterliegt so oder so der Willkür des Interpreten). Wesentlich ist, daß die Bündner seit mindestens vierhundert Jahren ihre Dialekte als etwas Zusammengehörendes, vom Italienischen Verschiedenes, ansehen. Etwas überspitzt ausgedrückt: Sprache ist immer ein politischer Willensakt, Dialekt ist das Resultat einer sozialen Ausgliederung.

Mit dieser ausführlichen Besprechung sollte gezeigt werden, daß die Zeitschrift *Ladinia* heute gerade dem schweizerischen Linguisten viel zu sagen hat.

Konrad Huber

*

ANDRES MAX KRISTOL, *Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Bivio (Graubünden). Linguistische Bestandesaufnahme in einer siebensprachigen Dorfgemeinschaft*, Bern (Francke) 1984, 354 p. (*Romanica Helvetica* 99)

Der Autor untersucht in diesem Buch, einer Zürcher Habilitationsschrift, die sprachliche Situation in der oberhalbsteinischen Gemeinde Bivio/Beiva, von wo aus der Julierpaß ins Oberengadin und der Septimerpaß ins Bergell führen. Aus wirtschaftlichen (Alpbestoßung vom Bergell her, Gewerbe an den Paß-Straßen) und Endogamie-Gründen ergab sich eine höchst ungewöhnliche Lage: Im Dorf wird nicht nur der angestammte rätoromanische Ortsdialekt gesprochen, sondern auch das Oberhalbsteinische der zunächst gelegenen Ortschaften Marmorera und Sur, sodann das (Ober-)Bergellische (eine lombardisch überlagerte Form des Rätoromanischen), das Lombardische (des Unter-Bergells und des Puschlavs), das Schweizerdeutsche; mit letzterem wird die in der deutschen Schweiz übliche Diglossie Schweizerdeutsch/Hochdeutsch übernommen, verstärkt durch den Einfluß der Massenmedien; und, letzte Kuriosität: das Fehlen einer rätoromanischen schriftsprachlichen Norm führte die Bivianer im letzten Jahrhundert dazu, das Italienische als Schrift-(Schul- und Kanzlei-)Sprache einzuführen!

Nachdem die letzten Untersuchungen zum Bivianischen vierzig Jahre zurückliegen, hat sich der Verfasser dazu entschlossen, den Sprachzustand von 1980 noch einmal gründlich zu erheben und darzustellen, wobei er soviel Material sammelte, daß auch für weitere Publikationen gesorgt ist. Er befragte aus der gesamten Bevölkerung von etwa 250 Einwohnern alle Personen vom 5. Primarschuljahr an aufwärts und kam, bei nur sieben Verweigerungen,

auf 191 ausgefüllte Fragebogen, mit denen das sprachliche Verhalten in verschiedenen Situationen und die Selbst- und Fremdeinschätzung des sozialen Prestiges der einzelnen Sprachen festgestellt werden konnten. Da oft drei Generationen aus der gleichen Familie befragt wurden, konnte auch der Sprachwandel erhellt werden.

Nun leben aber nicht nur diese fünf Mundarten und zwei Schriftsprachen (von denen das Italienische auch gesprochen wird) im Raum nebeneinander, so zwar, daß jeder jeden versteht, sondern mehrere Individuen verfügen über beachtliche aktive Kenntnisse aller oder vieler in Bivio vertretenen Sprachen (und noch einiger darüber hinaus: so wird von einigen auch das Surselvische und Oberengadinische beherrscht, abgesehen von in der Schule oder im Beruf erlernten Sprachen: Französisch, Englisch, Portugiesisch ...). Diese individuellen Kenntnisse wurden mit dem sogenannten «Pseudo-Interview» ermittelt: Von nicht im Dorf ansässigen Vertretern der in Frage kommenden Sprachen (bei Kristol beliebig für «Sprachen» und «Mundarten» gebraucht) wurden die jeweils gleichen dreizehn Fragen auf Tonband gesprochen, die als Stimuli für kürzere oder längere Antworten gedacht waren. Diese Fragen wurden vor den Gewährsleuten abgespielt. Die Angesprochenen reagierten erstaunlich positiv darauf und beantworteten hintereinander die Fragen in allen von ihnen aktiv beherrschten Sprachen. Die Antworten fielen natürlich von Sprache zu Sprache nicht übersetzungsmäßig vergleichbar aus, sondern wurden von Fall zu Fall inhaltlich zwar identisch, formal aber je völlig neu formuliert. Das Resultat ist mehr als überraschend: Die genaue phonetisch/phonologische, morphologische, syntaktische und lexikalische Untersuchung zeigt, daß die Gewährsleute die verschiedenen Sprachen in ganz erstaunlichem Maß beherrschen, tendenziell genau auseinanderhalten und nur selten Interferenzen erliegen («Fehler» machen; wobei für nicht normierte Mundarten «Fehler» ein vager Begriff ist).

Nun ist eine solche kollektive und individuelle Mehrsprachigkeit auf kleinem Raum nicht über lange Zeit aufrecht zu erhalten; die Situation ist labil und trägt den Keim ihres Untergangs in sich; sprachliche Vielfalt und unpolemisch bewahrtes Gleichgewicht der Sprachen stehen im Widerspruch zu wirtschaftlicher und kultureller Öffnung. Nachdem etwa 1950 der Höhepunkt der individuellen Vielsprachigkeit erreicht war, ist sie zunehmend am Schwinden; die wirtschaftliche Ausrichtung nach dem Norden und die Einheirat vieler Frauen aus der deutschen Schweiz («die denkbar friedlichste Form des Sprachwandels») sowie der Einfluß der Massenmedien (in den ersten Jahren konnte das Tessiner TV-Programm nicht empfangen werden) geben dem Hoch- und Schweizerdeutschen ein derartiges Übergewicht, daß mit dem Untergang der übrigen Sprachen gerechnet werden muß. Der Entschluß, das Italienische als Schulsprache nur mehr in den ersten drei Schuljahren beizubehalten und dann auf das Hochdeutsche überzuwechseln, schadet beiden Sprachen; im Italienischen wird keine genügende Kompetenz mehr entwickelt, da jeder Anreiz und jede Notwendigkeit zum weiteren Gebrauch entfällt, und dem Hochdeutschen kann dann auch zuwenig Zeit gewidmet werden. In den wenigen sprachlich homogenen oder gemischten romanischen (d.h. rätoromanisch, bergellisch, lombardisch, italienisch sprechenden) Familien werden sich auf einige Zeit hinaus noch eine bzw. zwei nicht-deutsche Sprachen halten, und auch die passive sprachliche Durchlässigkeit wird noch einige Zeit andauern. – Im untersuchten Zeitraum gab es immer noch sieben Personen, die keine gemeinsame Sprache hatten, also kein Wort miteinander wechseln konnten; für eine kleine Dorfgemeinschaft doch auch ein Kuriosum.

Anhand des reichhaltigen und auf die Bevölkerung bezogen vollständigen Materials kann der Verfasser mehrere Probleme der Sprachkontakt-, Sprachwandel- und Mehrsprachigkeitsforschung diskutieren. Am meisten haben sich aufgrund jahrhundertelangen Nebeneinanderlebens das Bivianische und das Bergellische beeinflusst, die andern

Varianten werden sehr viel strenger voneinander geschieden, so etwa das Bivianische von der Mundart von Marmorera (das übrigens inzwischen in einem Stausee untergegangen ist). Am meisten Mühe machen von allen sprachlichen Phänomenen die unregelmäßigen Verben der jeweiligen Nicht-Muttersprache.

Da einige der Vielsprachigen sich selber als «sprachunbegabt» bezeichnen, womit sie offenbar Schulerfahrungen spiegeln, bekommt auch der Fremdsprachen-Lehrer bzw. -Didaktiker Denkanstöße in diesem Buch; ebenso werden Sprachpolitiker, die sich für Kleinsprachen einsetzen, aus den nüchtern rapportierten Vorgängen ihre Schlußfolgerungen ziehen können. Der Linguist wartet mit Spannung auf weitere Früchte, als erste hoffentlich kommentierte Schallplatten bzw. Kassetten mit den Beispielen der Mehrsprachigkeit, natürlich mit den Fragen der «Pseudo-Interviewer».

Verschiedene genaue Beobachtungen erlaubten dem Verfasser, die bisherigen Kenntnisse der Morphologie und Syntax der beteiligten Sprachen zu ergänzen bzw. zu modifizieren, so über das bergellische Plural-Morphem auf -n, die Pronominalsyntax, auch über die spontane Wortbildungsfähigkeit der Sprecher.

Eine kleine Frage sei erlaubt: Wenn einige Male in deutschen, durch «und» verbundenen parallelen Hauptsätzen im zweiten Satz Inversion vorkommt (z. B., vereinfacht geschrieben, «ich bin zrukpliba unt het ich für d Kamerada sola khocha») – könnte da nicht zwischen «unt» einerseits und «het» andererseits ein stark abgeschwächtes «do» («und da hätte ich ...») stecken? Aber auch: Diese Satzstellung ist mir aus hochdeutschen Texten, v. a. veralteten Geschäftsbriefmodellen, in Erinnerung, etwa vom Typus: Wir übermitteln Ihnen in der Beilage ... und freuen wir uns, wenn ...

Das Buch, als Typoskript reproduziert, zeichnet sich durch klare Gliederung, saubere Darstellung, 52 übersichtliche Tabellen und sehr gut lesbare handschriftliche Transkriptionen (26 Seiten) der Tonbandaufnahmen aus. Und kein geringes Lob: mir ist bei sorgfältiger Lektüre kein einziger Druckfehler begegnet!

Iso Baumer

*

PAUL ZUMTHOR, *La poésie et la voix dans la civilisation médiévale*, Préface d'YVES BONNEFOY, Paris (Presses universitaires de France) 1984 (*Collège de France, Essais et conférences*), 115 p.

Le présent volume nous permet de prendre connaissance de quatre conférences prononcées au Collège de France en février et mars 1983.

La série est ouverte par «L'oralité dans les traditions poétiques: position du problème». Ce que M. Zumthor propose à l'attention, c'est «l'aspect corporel des textes médiévaux, leur mode d'existence en tant qu'objets de perception sensorielle» (p. 12). Mais tout d'abord, comment savons-nous si un texte avait été présenté à haute voix? Il est rare qu'on trouve un texte qui semble reproduire ou résumer un poème prononcé lors de la représentation. Parfois une notation musicale, même fragmentaire, attachée à un texte nous indique que le texte était destiné à être chanté; de même un texte qui se désigne lui-même par le terme «chanson», ou un texte qui est parsemé d'interpellations adressées par l'auteur à son public (... *escoutés!*)¹. En revanche les indices tirés de la composition du texte, l'examen des traits

¹ Il faut cependant se rendre compte que *écoute* peut être utilisé dans une lettre personnelle comme une interjection présentative cf. Cic. fam. 7, 13, 1 *audi, Testa mi, utrum superbiorem te pecunia facit* (cf. L. LÖFSTEDT, *Les expressions du commandement et de la défense*, Helsinki 1966, *Mém. Soc. Néoph.* XXIX).

rythmiques ou rhétoriques du «style formulaire» ne donnent pas de résultats sûrs; et les indices externes de l'oralité – la mention, par un romancier, de quelqu'un qui exécute une chanson – n'ont guère de valeur documentaire pour M. Zumthor si le romancier ne mentionne pas la chanson en question.

Les condamnations de l'Eglise du VI^e au XII^e s. contre les *cantationes rusticae* prouvent l'existence dans le peuple d'une poésie orale dont nous ne savons ni la musique ni le texte.

Le problème de l'oralité peut être étudié non seulement par un examen des indices de présentation orale du texte, mais aussi par la comparaison, en synchronie, avec d'autres fonctionnements textuels du même ordre (cf. A. Galmés de Fuentes, *Épica árabe y épica castellana* Barcelona 1978); ou encore par un examen de l'économie sociale des textes. Cette dernière méthode est exemplifiée par une analyse du fonctionnement social du *cantus gestualis* dans *De Musica* de Jean de Grouchy.

Cette conférence conclut sur une question d'autorité: «Lorsque le poète ou son interprète chante ou récite (que le texte soit improvisé, formulisé, ou mémorisé), sa voix seule confère à celui-ci son autorité... Si le poète ou l'interprète, en revanche, lit dans un livre ce qu'entendent ses auditeurs, l'autorité provient plutôt du livre...»

La deuxième séance intitulée «La performance: oralité et écriture» commence par une constatation importante: «l'ensemble des textes à nous légués par les X^e, XI^e, XII^e siècles a transité par la voix ... ce transit vocal n'a pas été aléatoire, mais il constituait l'une des finalités des textes.»

On peut distinguer trois types d'oralité qui tous reflètent la culture de leur milieu. Il y a une oralité totale qui ne comporte aucun contact avec l'écriture; la «littérature» parfaitement orale se perd avec la tradition; les bribes de la poésie orale du monde paysan conservées par des poètes lettrés témoignent de l'existence de cette poésie. L'oralité est *mixte* quand l'influence de l'écrit y demeure externe, partielle et retardée. Ce type d'oralité reflète une culture qui possède une écriture. Enfin, lorsqu'une tradition orale est recomposée et réorganisée par l'écriture, nous avons affaire à une oralité *seconde* qui implique une culture lettrée. Le rôle de l'oralité seconde devient de plus en plus important à partir du XII^e s.

L'histoire d'un texte consiste en cinq opérations: production, transmission (ou communication), réception, conservation, répétition, et toutes sortes de combinaisons sont possibles. La production peut être faite par écrit et tout le reste par voie orale-auditive; ou la production, la conservation et la répétition sont faites et assurées par l'écriture, tandis que la performance (= transmission et réception en acte unique) est orale ce qui est le cas des chansons de geste au XIII^e s. A l'opposé de l'oralité totale (cf. ci-dessus) on a la médiation exclusive de l'écrit: cette dernière combinaison serait la seule atypique pour le moyen âge. Ajoutons que l'on trouve souvent des traces de la voix humaine, donc une certaine oralité, au cœur même de l'écriture: la conservation (par écrit) peut être réalisée sous la dictée comme le démontrent certaines variantes graphiques.

La présentation orale implique une certaine théâtralité, p. ex. l'usage conscient des gestes (à partir du XII^e s. du moins, p. 46); et le cadre de la représentation (p. ex. sa date: Noël, entrée d'été, etc.) a son importance. La lecture à haute voix – à l'improviste – des textes médiévaux a probablement été rare (p. 51: «vu les difficultés et la lenteur probable du déchiffrement des graphies»²).

² La lecture silencieuse a dû être rare aussi; en effet, Wagner, qui a entendu le bruit de la conversation entre l'Esprit de la Terre et Faust, dit en entrant *Verzeiht! ich hör euch deklamieren; Ihr last gewiß ein griechisch Trauerspiel* (J. W. GOETHE, *Faust*, Berlin (Tempel Verlag), sans date, p. 100); on en tire la conclusion que la lecture, même privée, impliquait un certain usage de la voix. Mais on lisait (de la poésie?) déjà au moyen âge, v. les statues des tombeaux des Plantagenêt à Fontevault.

L'illettré n'est aucunement méprisé au moyen âge: il n'est pas l'analphabète de nos jours. Il peut avoir une bonne position dans la société: il appartient à la majorité qui n'a pas la formation spécifique d'un scribe, qui ne sait ni écrire ni parler le latin.

La troisième conférence «Comment intégrer l'opération vocale dans l'étude des textes médiévaux» porte une juste critique contre les médiévistes qui ont exagéré l'étude du style formulaire comme le caractère propre et définitoire de toute poésie de tradition orale. Si la discussion autour de la théorie formulaire a eu le mérite d'attirer l'attention sur l'importance des effets vocaux de récurrence, elle a aussi contribué à la création d'une idée simplifiée de la nature de la poésie orale dont les caractéristiques avaient été décelées déjà vers 1950 par Menendez Pidal: l'intensité du style, sa tendance à réduire l'expression à l'essentiel, la prédominance de la parole en acte sur la description, les jeux d'écho et de répétition, l'immédiateté des narrations, l'impersonnalité, l'intemporalité...

Le fait qu'un texte oral tende à s'instituer, non comme propriété de son auteur, mais plutôt comme un bien commun du groupe au sein duquel il fonctionne, en expliquant deux traits essentiels (p. 76):

«1. Le 'modèle' des textes oraux est plus fortement concret que celui des textes écrits: les fragments discursifs préfabriqués qu'il véhicule sont plus nombreux, mieux organisés et sémantiquement plus stables. (...)»

2. A l'intérieur d'un même texte au cours de sa transmission, et de texte en texte (en synchronie et en diachronie), on observe des interférences, des reprises, des répétitions probablement allusives: échanges discursifs qui donnent l'impression d'une circulation d'éléments textuels voyageurs, à tout instant se combinant avec d'autres en compositions provisoires. (...)»

Alors que le texte écrit peut fixer sa destinée, un texte oral dépend de la représentation: l'art est instantané, aucune correction n'est possible. La voix et le geste complètent le message linguistique. M. Zumthor nous invite à considérer par principe tout texte antérieur au XIII^e s. comme une danse, consistant en texte, mélodie et mouvements.

La dernière conférence «Le moyen âge et la voix» souligne le rôle de la voix comme garantie de l'authenticité. Marie de France affirme qu'elle a entendu telle histoire qu'elle va raconter; Chrétien de Troyes met en scène dans son roman un narrateur pour achever une illusion d'oralité. Les anciens ouvrages composés par écrit utilisent le discours direct dans le même but.

En réalité aussi presque toute l'information passe par voix vive au moyen âge. Beaucoup d'information n'a jamais été écrite, mentionnons les croyances populaires. Si leur opposé, la théologie officielle, se base sur une documentation écrite, il ne faut néanmoins pas négliger le fait qu'un théologien a appris sa matière par cœur (il a récité les leçons quant il était écolier) et l'a transmise à ses auditeurs par voix vive. C'est la voix vive qui a manifesté la connaissance du droit coutumier également. M. Zumthor signale un parallélisme intéressant présenté par l'histoire du droit coutumier et celle de la poésie, entre le IX^e et le XVI^e siècles. Dans ces deux cas l'information développée dans la communauté est d'abord gardée par la mémoire, pour n'être fixée par l'écrit que plus tard. Fixée par écrit, la loi a changé de caractère.

Le livre de M. Zumthor ouvre une nouvelle perspective à quiconque s'est demandé pourquoi la jeune littérature vernaculaire utilise le vers, aussi bien l'épopée anonyme, élaborée par des poètes, des interprètes, dont on ignore le nom, que la littérature encyclopédique que l'on peut attribuer à un Philippe de Thaün, p. ex.

Pour ma part, j'aimerais voir l'étude de la littérature orale attachée à l'étude de la musique, ce qui ne serait pas contre l'intention des poètes/interprètes médiévaux (v. p. 83). Parfois une âme créatrice s'exprime par les deux arts, dont les messages s'expliquent sans

doute; mais les Guillaume de Machaut sont rares. Il est plus normal de trouver le rythme de quelque musique préexistante dans des vers créés plus tard – les hymnes d'Eglise prêtent leur forme à la poésie de troubadours – vers qui, eux, ont été mis en musique à leur tour, etc. La performance poétique, ses qualités vocales, portent certainement la marque non seulement de l'aire dialectale du poète (ou de l'interprète), mais aussi de cette «ambiance» musicale du texte.

Les «chansons de toile», bien qu'elles n'appartiennent pas nécessairement aux textes oraux, donnent l'illusion de marquer le rythme d'un certain travail manuel. Pour étudier cette poésie, on devrait connaître les mouvements et la vitesse optimale du travail.

Toute la discussion concernant l'histoire de la culture européenne va profiter de ce livre.

Leena Löfstedt

*

The Spirit of the Court. Selected Proceedings of the Fourth Congress of the International Courtly Literature Society (Toronto 1983), Edited by GLYN S. BURGESS and ROBERT A. TAYLOR, Exeter (D. S. Brewer) 1985, 408 p.

Les quarante-deux articles retenus par les éditeurs couvrent la période du premier troubadour connu, Guillaume de Poitiers jusqu'à la Renaissance et au-delà. Pour le centenaire de la «naissance» du terme 'amour courtois', dû à Gaston Paris, H. A. Kelly analyse cette expression de la critique littéraire, les autres communications puisent dans la culture littéraire de la Bretagne, de la France, de l'Allemagne, de l'Italie et de l'Espagne, mettant à profit les techniques critiques traditionnelles ou des méthodologies plus récentes.

Brian Stock, «Literacy and Society in the Twelfth Century» (p. 1-4); Dennis Green, «Oral and Written Literature in Medieval Germany» (p. 5-8); Emmanuèle Baumgartner, «Géants et chevaliers» (p. 9-22); F. R. P. Akehurst, «William IX and (un)bridled Passion: Did William have the Pox?» (p. 23-30); Gregory Peter Andrachuk, «Transmission, Translation, and Creation in the Spanish *Erasto*» (p. 31-40); Merritt R. Blakeslee, «Apostrophe, Dialogue, and the Generic Conventions of the Troubadour *Canso*» (p. 41-51); Kathleen J. Brahney, «When Silence was Golden: Female Personae in the *Roman de Silence*» (p. 52-61); Leslie C. Brook, «Comment évaluer une traduction du treizième siècle? Quelques considérations sur la traduction des *Lettres d'Abélard et d'Héloïse* faite par Jean de Meun» (p. 62-68); Glyn S. Burgess, «Social Status in the *Lais* of Marie de France» (p. 69-78); Keith Busby, *Le Roman des Eles* as Guide to the *sens* of *Meraugis de Portlesgues*» (p. 79-89); Danielle Buschinger, «L'adaptation des romans courtois en Allemagne. Un exemple: le thème de Tristan» (p. 90-109); Sandra Cairns, «Sir David Lindsay's *Dreme*: Poetry, Propaganda and Encomium in the Scottish Court» (p. 110-119); William Calin, «The Occitan Tradition: Interpreting Love Poetry of the Baroque» (p. 120-128); Raymond J. Cormier, «Simon Chèvre d'Or's *Ylias*: Some Notes on a Mid-Twelfth-Century Troy Poem» (p. 129-136); Mark Davie, «Biography and Romance: the *Vita Caroli magni* of Donato Acciaiuoli and Luigi Pulci's *Morgante*» (p. 137-152); Mildred Leake Day, «The Letter from King Arthur to Henry II: Political Use of the Arthurian Legend in *Draco Normannicus*» (p. 153-157); Alan Deyermond, «The *Libro de los engaños*: its Social and Literary Context» (p. 158-167); Patricia J. Eberle, «The Politics of Courtly Style at the Court of Richard II» (p. 168-178); Carol F. Heffernan, «The Bird-snare Figure and the Love Quest of *The Romance of the Rose*» (p. 179-184); Sarah Kay, «The Tristan Story as Chivalric Romance, Feudal Epic and Fabliau» (p. 185-195); Hans-Erich Keller, «Lit-

erary Patronage in the Time of Philip Augustus» (p. 196–207); Douglas Kelly, «Disjointure and the Elaboration of Prose Romance: the Example of the Seven Sages of Rome Prose Cycle» (p. 208–216); Henry Ansgar Kelly, «Gaston Paris's Courteous and Horsely Love» (p. 217–223); Beverly Kennedy, «Northrop Frye's Theory of Genres and Sir Thomas Malory's *hoole book*» (p. 224–233); June Hall McCash, «Marie de Champagne's *Cuer d'ome et cors de fame*: Aspects of Feminism and Misogyny in the Twelfth Century» (p. 234–245); Judith Perryman, «*The Words of Mercury*: Alchemical Imagery in *Love's Labour's Lost*» (p. 246–253); Wendy Pfeffer, «The Riddle of the Proverb» (p. 254–263); Domenico Pietropaolo, «Literary Taste at the Court of the Last Medici» (p. 264–272); Silvia Ranawake, «Poetry and Theory: Reflections of Treatises on Courtly Love in the Songs of Walther von der Vogelweide» (p. 273–282); Judith Rice Rothschild, «Manipulative Gestures and Behaviors in the *Lais* of Marie de France» (p. 283–288); Ernstpeter Ruhe, «*Inventio* devenue *Troeve*mens: la recherche de la matière au Moyen Age» (p. 289–297); Beate Schmolke-Hasselmann, «Middle English Lyrics and the French Tradition – Some Missing Links» (p. 298–320); John R. Secor, «The *Planctus Mariae* in Provençal Literature: a Subtle Blend of Courtly and Religious Traditions» (p. 321–326); Dorothy Sherman Severin, «Albas and Alboradas in *La Celestina*» (p. 327–329); Helen Solterer, «*Sermo* and *Juglar*: Language Games in *Flamenca*» (p. 330–338); Michel Stanesco, «Le Secret de l'*estrange* chevalier: notes sur la motivation contradictoire dans le roman médiéval» (p. 339–349); Penny Sullivan, «Translation and Adaptation in the *Roman de Troie*» (p. 350–359); Annie Triaud, «Une version tardive de l'*Eneas*» (p. 360–372); Kathryn S. Westoby, «A New Look at the Role of the Fée in Medieval French Arthurian Romance» (p. 373–385); Charity Cannon Willard, «Concepts of Love according to Guillaume de Machaut, Christine de Pizan and Pietro Bembo» (p. 386–392); Joan B. Williamson, «Philippe de Mézière's Book for Married Ladies: a Book from the Entourage of the Court of Charles VI» (p. 393–408).

Marie-Claire Gérard-Zai

*

WERNER ZILTENER, *Repertorium der Gleichnisse und bildhaften Vergleiche der okzitanischen und der französischen Versliteratur des Mittelalters*, Heft 2: *Natur – Zweiter Teil (Belebte Natur)*, Bern (Francke) 1983.

Onze ans après le premier fascicule du *Repertorium der Gleichnisse und bildhaften Vergleiche* paraît enfin le second fascicule, consacré à la nature animée. Il comprend deux parties: le chapitre III présente les comparaisons où figure un substantif désignant une plante ou un fruit (arbres, arbrisseaux et plantes à baies, céréales, légumes, herbes, fleurs), le chapitre IV celles où le substantif désigne un animal (quadrupèdes, oiseaux, animaux marins, poissons, reptiles, amphibiens).

L'utilité d'une recension des comparaisons dans les littératures française et occitane du moyen âge ne fait pas de doute: Aldo Menichetti (*Studi Medievali* 14 [1973] 1123–24) et Claude Thomasset (*Le Moyen Age* 82 [1976] 180–82) l'ont déjà relevé dans leurs comptes-rendus du premier fascicule. Les deux critiques ont également signalé certains problèmes liés d'un côté à l'organisation des articles dans le *Repertorium*, de l'autre côté au corpus des textes dépouillés par W. Ziltener. Certaines lacunes sont faciles à déceler, notamment si on a recours à un autre manuel dont le matériel recensé se recoupe en partie avec celui du *Repertorium*: les *Middle French Proverbs, Sentences and Proverbial Phrases*, Toronto 1982, de James Woodrow Hassel Jr. Prenons par exemple la comparaison «noir comme mûre», fréquente

tout au long du moyen âge: les textes signalés par W. Ziltener (nos. 1756–1810) et J.W. Hassel (M 246) pour les XIV^e et XV^e siècles ne sont qu'en partie les mêmes. Il est certes difficile, voire impossible d'être complet dans de telles entreprises où un choix des textes s'impose (mais au nom de quels critères?); on aura par contre quelques réticences à accepter l'absence de comparaisons qui figurent dans des textes dépouillés par l'auteur. En voici un exemple tiré de la *Chronique métrique* de Geffroy de Paris (éd. A. Diverrès, Strasbourg 1956). Trois comparaisons servent à caractériser la vie et la mort du pape Boniface VIII:

C'est assavoir qu'il enterroit
Comme renart et regneroit
Comme lyon et comme chien
Mourroit.
(v. 2161–64)

Nous ne relevons aucune de ces comparaisons dans le *Repertorium*, ni à l'article chien, ni à l'article lion, ni à l'article renard.

A ces observations nous ajouterons trois exemples de travail avec le *Repertorium*. Ils permettront à la fois d'illustrer les possibilités qu'offre ce manuel et d'attirer l'attention sur ses limites:

1) les vers cités ci-dessus de la *Chronique métrique* présupposent, pour être compris, une connaissance des attributs qui au moyen âge caractérisaient traditionnellement le chien, le lion et le renard. Le recours aux bestiaires peut être ici de quelque utilité, et on sera reconnaissant à W. Ziltener d'établir des liens avec les bestiaires au moins en ce qui concerne certains comportements animaux: l'article consacré au lion en fournit plusieurs exemples de même que celui consacré au renard. Il conviendrait toutefois de compléter la liste des textes faisant allusion à la ruse du goupil qui feint être mort pour attraper les oiseaux: à la fin du *Bestiaire d'Amours* de Richart de Fournival elle sert à caractériser le comportement des faux amants; dans le *Livre des deduis du roy Modus* (en prose) le comportement du renard est comparé à celui des gens qui feignent être victime d'une attaque épileptique en pleine église afin de soustraire de l'argent aux fidèles (chap. 80).

Ce que le *Repertorium* n'offre pas – (mais telle n'était pas l'intention de l'auteur!) –, ce sont des renvois aux bestiaires en ce qui concerne les attributs (physiques ou psychiques) des animaux: la force du lion, la ruse du renard, etc. De ce point de vue le recours à l'iconographie ne manque pas d'intérêt: dans les cycles des Vices et des Vertus sur les façades des cathédrales gothiques (Amiens, Paris), Prudence a sur son bouclier un serpent, Charité une brebis, etc., tandis que Lâcheté est représentée sous les traits d'un chevalier qui s'enfuit devant un lièvre: ces représentations rappellent les armes de différents Vices et Vertus dans le *Torneiment Anticrist* de Huon de Méry, mais font aussi pendant aux comparaisons où figurent l'agneau comme animal doux et patient (souvent comparé au Christ), le lièvre comme animal couard, le serpent comme animal sage (*Repertorium*, nos. 2687–2702/3097–3113/4595). W. Ziltener ne fait qu'exceptionnellement référence à des traditions iconographiques, notamment lorsque l'attribut d'un animal ne peut s'expliquer autrement que par une influence des arts plastiques: ainsi le «plus megre que chimere» au vers 828 du *Testament Villon* (no. 3699). Une telle retenue est plus que justifiée par les limites assignées au manuel, mais pour la proverbiale incapacité de l'âne à jouer de la harpe (nos. 2412–17) devrait figurer dans la note bibliographique l'étude de Reinhold Hammerstein, *Diabolus in musica*, Bern/München 1974: l'*asinus ad liram* est une représentation de la musique pervertie, c'est-à-dire la corruption de l'harmonie céleste;

2) aux vers 12035–44 du *Roman de la Rose* (éd. F. Lecoy) la compagne de Faux Semblant, Atenance Contrainte, est comparée au cheval pâle de l'Apocalypse (VI/8). Selon le *Repertorium* (no. 2809) cette comparaison reste isolée dans la littérature médiévale d'expression

française. Or, le renvoi au passage correspondant de la Bible est insuffisant: ce sont les *Glossa ordinaria* qui fournissent la clé de cette comparaison en interprétant le cheval pâle comme symbole de l'hypocrisie religieuse. Avant Jean de Meun et exploitant cette tradition exégétique à ses propres fins, Guillaume de Saint-Amour renvoyait explicitement aux *Glossa* lorsqu'il comparait les ordres mendiants à ce même cheval pâle dans le *De periculis novissimorum temporum*. L'élément qui importe dans la comparaison est moins le cheval (comme le suggère la place de la citation dans le *Repertorium*) que l'absence de couleur, associée depuis l'Antiquité à la dysphorie, la maladie ou la mort. Dans le *Du Pharisien* de cet autre témoin de la querelle universitaire parisienne qu'est Rutebeuf, les hypocrites sont définis de la façon suivante: «Color ont simple et pale et vaine» (v. 54);

3) pour le dernier fascicule à paraître, W. Ziltener avait annoncé dès 1972 qu'il contiendrait un index des passages inventoriés dans le *Repertorium*. On ne peut que saluer un projet qui fera du manuel un instrument de travail efficace: il ne sera pas seulement possible, comme le pense l'auteur, de comparer le répertoire individuel d'un poète au répertoire de comparaisons qui caractérise une époque ou un genre; bien fait, l'index permettra également d'étudier la répartition des comparaisons dans une œuvre. Une telle possibilité ne manque pas d'intérêt: le *Jeu de la Feuillée* d'Adam de la Halle – il ne figure pas dans la liste des œuvres dépouillées que W. Ziltener donne en tête du premier fascicule – nous servira d'exemple. Rappelons brièvement les données de la pièce, notamment en ce qui concerne le personnage d'Adam. Au début il proclame son désir de quitter son épouse et Arras afin de retrouver à Paris sa véritable vocation, la clergie; mais il se laissera entraîner par les autres, et les fées le condamneront à rester dans sa ville natale. Pendant toute la pièce Adam n'intervient pratiquement jamais – sauf au début: là se place l'intervention dans laquelle il décrit la déchéance physique de son épouse (v. 81-174). C'est de loin la réplique la plus longue de la pièce, elle occupe une place à part dans l'ensemble – ce que signale, entre autres, la présence de deux comparaisons, les deux référées à la beauté passée de l'épouse: «freske et vermeille comme rose»; «ke manche d'ivoire entaillies» (v. 120/145). Une seule comparaison figure encore dans le *Jeu*, et de nouveau elle sert à caractériser une épouse, celle de Henri des Arjans «ki grate et resproe c'uns cas» (v. 315): on remarquera avec un certain étonnement que le passage est signalé dans le *Repertorium*...

D'un côté les rares comparaisons du *Jeu* tissent des liens entre différents passages de sorte que s'oppose la femme idéale (dont les comparants sont tirés des règnes minéral et végétal) à l'épouse acariâtre (comparant tiré du règne animal); de l'autre côté, leur importance dans le discours d'Adam en signale l'élaboration rhétorique. Selon les arts poétiques de l'époque (Geoffroi de Vinsauf), la *collatio* (comparaison) relève de l'*amplificatio* dont la principale fonction est d'«orner» le discours; c'est à quoi sert aussi l'*effictio*, figure de rhétorique qui relève de l'*ornatus facilis*. La description qu'Adam donne de sa femme obéit à ce précepte en la décrivant du haut vers le bas: son discours est une pièce de bravoure rhétorique, «ein Stück Literatur», comme le dit Otto Gsell dans la préface à son édition (Würzburg 1970). Avec un tel discours Adam fait valoir sa «clergie», sa compétence de clerc; il affiche son savoir-faire et espère convaincre ainsi les autres de l'aider à réaliser ses projets. Il échoue, et son silence dans le reste de la pièce est l'expression de son échec: l'art (scolaire) de la parole est inefficace. Que la comparaison du vers 315 soit aussi placée dans la bouche d'Adam, est doublement significatif: elle est une constante stylistique du discours du clerc, et son absence dans les discours des autres personnages souligne le contraste entre le monde auquel aspire Adam (les études) et le monde dans lequel il est contraint de vivre (Arras).

La distribution des comparaisons dans un texte est significative: c'est ce qu'illustre le *Jeu de la Feuillée*. L'étude d'autres œuvres médiévales le confirmera, et pour de telles recherches

le *Repertorium* – (une fois terminé) – sera d'une grande utilité: nous attendons avec impatience la parution des prochains fascicules.

Jean-Claude Mühlethaler

*

DIETMAR RIEGER, *Mittelalterliche Lyrik Frankreichs*. I: *Lieder der Trobadors*, provençalisch/deutsch – II: *Lieder der Trouvères*, französisch/deutsch. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von D. R., Stuttgart (Reclam) 1980–1983.

D. Rieger commence cette publication bipartite par une préface quelque peu mélancolique: alors que, dit-il, le public non averti s'intéresse de plus en plus au moyen âge, «[spielt] das Mittelalter [...] hier (i.e. 'an den Universitäten') eine immer geringere, mancherorts als geradezu verpönte Epoche überhaupt keine Rolle mehr». Si cette constatation est toujours valable, l'auteur n'aura pu rien faire de mieux que de publier ces chansons dont l'interprétation souvent double, multiple même, est propre à les opposer ou juxtaposer aux théories modernes de critique littéraire (*Companho, farai un vers qu'er covinen... / E tenhatz lo per vilan qui no l'enten*), c.-à-d. d'animer la discussion universitaire de nos jours.

D. R. est bien connu grâce à ses *Gattungen und Gattungsbezeichnungen der Trobadorlyrik* (Untersuchungen zum altprovenzalischen Sirventes), Tübingen 1976 (*Beih. ZRPh.* 148) et les auteurs occitans et français figurant dans les collections représentent le choix d'un spécialiste. On peut regretter que les troubadours «extra-occitans» n'aient trouvé que peu de place – l'Italien Sordel n'est même pas mentionné –, tandis qu'on nous donne cinq poèmes non seulement de la production du «premier» troubadour Guillaume d'Aquitaine, mais aussi de celle de Marcabru. Ce choix peut cependant être approuvé vu l'énorme influence des premiers troubadours et compte tenu aussi du fait que le Duc d'Aquitaine en est le plus énigmatique. Le volume français renferme bon nombre de chansons anonymes (élargissement du champ sémantique du terme 'trouvère') qui illustrent l'origine plus profondément populaire (ou la tradition plus fréquemment orale?) des chansons françaises.

Tirés de bonnes éditions préexistantes, les textes, sans appareil critique, ont été publiés avec, en face, une traduction allemande et ils sont suivis d'un commentaire qui rend compte de la forme et qui discute l'origine de l'œuvre. La traduction est fidèle, sans aucune prétention littéraire, et le cas échéant nous trouvons plusieurs fois des alternatives, discutées ensuite dans le commentaire.

Le volume II se termine par une postface intitulée *Mittelalterliche Lyrik Frankreichs* que l'on peut recommander aux étudiants les plus jeunes et que leur maître consultera utilement en préparant ses cours. L'auteur commence par souligner l'importance capitale de la poésie des troubadours dans la formation de la poésie romane méditerranéenne (catalane, italienne, portugaise) et de la poésie des trouvères de la France francophone; la poésie des troubadours est antérieure à celle des trouvères de 70 ans environ. Les littératures allemande et anglaise ont subi la double influence des troubadours et des trouvères. Suit un aperçu très sommaire des langues littéraires du Midi (la koïné des troubadours) et du nord (les dialectes littéraires de la langue d'oïl). La production poétique du Midi est beaucoup plus uniforme que celle du Nord, celle-ci étant riche en éléments populaires: dans les deux aires de production ce sont cependant les mêmes types, la chanson et le sirventes/serventois qui dominent. La situation manuscrite des trouvères a transmis aussi leur musique en règle générale, tandis que parmi les chansons des troubadours, seulement dix pour-cent ont conservé leur mélodie. Le troubadour et le trouvère ont généralement reçu une formation pratique et

théorique correspondant à celle offerte par le programme scolaire du *quadrivium*. Quand à leur appartenance sociale, la plupart de ces poètes représentent les pauvres chevaliers, les jeunes nobles sans fief; mais il y a parmi eux des membres de la haute aristocratie, du clergé et, à partir du commencement du XIII^e s. aussi des bourgeois. Les poètes du Midi comptent parmi eux des dames (*trobairitz*), appartenant, elles, à la haute noblesse, alors que les chansons anonymes de *toile* et de *mal mariée* décrivant la vie de femme dans la France francophone, peuvent, à la rigueur, être écrites par des hommes. Les troubadours ont laissé plusieurs arts poétiques, tandis que le premier manuel poétique fr. date d'Eustache Deschamps – ajoutons que cette œuvre sert à relier la poésie des trouvères à celle des rhétoriciens. L'opposition *trobar clus* / *trobar leu* est caractéristique de la poésie du Midi. Ce détail, ainsi que les origines de la poésie des troubadours a donné lieu à une discussion continue. Le problème socio-psychologique du programme des troubadours, l'amour courtois d'un chevalier pour une dame mariée peut trouver sa solution dans la situation difficile des jeunes chevaliers sans fief. Ils aspirent à monter sur l'échelle sociale par leur *fei & homage* faits à la dame; l'appellation *midons* au lieu de *ma domna* juxtapose la dame au seigneur. Cette situation particulière, dont Köhler a découvert l'importance, explique, me semble-t-il, aussi le caractère «adultère» de l'amour courtois. La dame féodale, dotée de terres et qui pouvait jouer un rôle social, était presque nécessairement mariée: elle était ou bien l'épouse d'un seigneur qui tenait le domaine en fief, ou bien, héritière de ses parents, elle était dame lige elle-même, dans lequel cas elle «devait le mariage» à son seigneur féodal qui lui avait donné un époux dès son douzième anniversaire.¹ La seule dame féodale qui pût rester fille était celle qui n'était pas dame lige; mais les reines par naissance, héritières de leurs parents, étaient rares (type: Brunhilde).

Nous savons gré à la maison Reclam d'avoir inclus ces livres dans la série Universal-Bibliothek. Un romaniste qui maîtrise l'allemand aura du mal à trouver une excuse pour ne pas apprendre à apprécier les troubadours et les trouvères.

Remarques de détail:

II, p. 166 l'expression *tenir près* signifie 'soumettre à une discipline rigoureuse' – la trad. 'nachstellen' (= 'verfolgen') n'est pas réussie.

p. 295 «aprov. vers bezeichnet nicht den Einzellers, sondern ein ganzes Lied, bzw. eine Liedgattung» vaut pour l'afr. également (*FEW* XIV, p. 315 b; ce qui n'exclut pas l'emploi simultané du terme dans le sens 'assemblage de mots mesurés et cadencés selon des règles déterminées et formant l'unité rythmique de base d'un poème», *ib.*).

p. 266: Si l'on tient compte des remarques de POPE, 378, et notamment au vu de la rime allem. *foreht* (< afr. *forest*): *sleht*, il est difficile de croire que l's préconsonantique n'eût pas laissé de traces dans la prononciation.

Leena Löfstedt

*

¹ Cf. *Ass. Jér.* I, p. 279 *Quant feme a et tient fié qui deit servise de cors et elle le tient en irretage ou en baillage, elle en deit le mariage au seigneur... se il semone ou fait semondre, si come il deit, de prendre baron.* (*Ibid.* p. 254–5)... *puisque elle aura douze ans passés, le seignor la peut semondre de prendre baron.* Les veuves avaient le droit d'attendre un an et un jour avant que l'on ne leur impose un nouveau mariage (*Ass. Jér.* I, p. 626 «Livre au roi»); d'après JEAN D'IBELIN, il est cependant possible qu'une veuve mère de famille réclame le fief de son mari pour ses enfants, dans lequel cas elle peut rester veuve (*Ass. Jér.* I, p. 281): était-ce le cas de Marie de Champagne?

M. ROY HARRIS, *The Occitan Translations of John XII and XIII–XVII from a Fourteenth-Century Franciscan Codex* (Assisi, Chiesa Nuova Ms. 9), Philadelphia (American Philosophical Society) 1985, VII + 149 p. (*Transactions APS* 75/4).

Seit Ingrid Arthur 1955 die *Vida del glorios sant Frances* nach dem Ms. Chiesa Nuova 9 (Assisi) publiziert hat¹, ist das Interesse an dieser Sammelhandschrift nicht mehr erlahmt, enthält sie doch neben dem Bonaventura-Text eine Reihe weiterer okzitanischer Texte religiösen bzw. theologischen Inhalts, u.a. eine Übersetzung von Johannes XII–XVII. Dies ist v.a. deshalb bedeutsam, weil dieser Teil des Johannesevangeliums im okzitanisch-katalanischen Raum auch sonst eine autonome Überlieferungstradition kennt: das Ms. Harley 2928 des British Museum enthält eine (ältere) okzitanische Fassung der Kapitel XIII–XVII², das Ms. 740 der Biblioteca de Catalunya eine katalanische Übersetzung der Kapitel XII–XIV/23 (die wohl als Relikt einer ursprünglich die Kapitel XII–XVII umfassenden Version anzusehen ist).³ Inhaltlich umfaßt Kap. XII die Geschichte von der Fußölung durch Maria und die Vorbereitung für das Osterfest; die Kap. XIII–XVII decken die Abendmahlsgeschichte ab.

Harris liefert uns eine äußerst sorgfältige Edition des Textes von Assisi und eine substantielle Einleitung (p. 1–71), in der u.a. auch nach dem Sitz im Leben der Kompilation gefragt und der Johannestext im Rahmen der okzitanisch-hispanischen Tradition situiert wird; wir werden auf diesen Teil noch zurückkommen. Die Edition im engeren Sinne umfaßt die Editionsprinzipien (p. 75–79), den Text (p. 80–90), Anmerkungen (p. 91–108), ein knappes Glossar (p. 109–11) und eine vollständige Formenkonkordanz (p. 112–41). Der Band schließt mit einer Bibliographie (p. 142–44), einem Verzeichnis der verwendeten Handschriftensiglen (p. 145–46) und einem Namen- und Sachindex (p. 147–49).

Trotz des allgemein vorzüglichen Eindrucks der Edition sind gewisse Vorbehalte zu machen. Dies beginnt damit, daß eine Reproduktion wenigstens einer Manuskriptseite fehlt und so die Zuverlässigkeit der Transkription auch nicht exemplarisch überprüft werden kann. Dies ist um so unverständlicher, als kein Anlaß zur Annahme besteht, Harris hätte eine derartige Überprüfung fürchten müssen. – Nicht einzuleuchten vermag auch die Begründung für die Übernahme der traditionellen Kapitel- und Verseinteilung nach Wordsworth und White⁴: wenn man schon die Vorteile der neuen Gliederung von Weber⁵ sieht, dann kann doch das Argument, die älteren Ausgaben würden der traditionellen Einleitung folgen, nicht mehr stichhaltig sein⁶ – eine durchgängige Vergleichbarkeit ist ohnehin nicht gegeben, da ich in meiner Ausgabe bereits Weber gefolgt bin. – Man kann diesen Punkt noch als marginal und rein äußerlich betrachten, der nächste ist es sicher nicht mehr: die Auflösung der Abkürzungen. Harris löst die im Ms. enthaltenen Abkürzungen – den modernen Gepflogenheiten folgend – regelmäßig auf; die Begründungen, die er für die Art

¹ Cf. INGRID ARTHUR, *La vida del glorios sant Frances*, version provençale de la 'Legenda Maior Sancti Francisci' de saint Bonaventure, Uppsala 1955.

² Cf. P. WUNDERLI, *La plus ancienne traduction provençale (XII^e s.) des chapitres XIII à XVII de l'Evangile de Saint Jean* (British Museum, ms. Harley 2928), publiée avec une introduction, des notes et un glossaire par P. W., Paris 1969.

³ Cf. J. PERARNAU, «Aportació al tema de les traduccions bíbliques catalanes medievals», *Revista Catalana de Teologia* 3 (1978), 17–98.

⁴ I. WORDSWORTH / H. I. WHITE, *Nouum Testamentum Latine secundum Editionem Sancti Hieronymi* ..., Editio Minor, Oxford/London 1962.

⁵ R. WEBER ET AL., *Biblia sacra iuxta vulgatam versionem* ..., 2 vol., Stuttgart 1969.

⁶ Cf. HARRIS, *John*, p. 75.

der einzelnen Auflösungen liefert (p. 75–77), sind durchwegs akzeptabel, keineswegs aber immer zwingend. Dies gilt z. B. für seine Lesung «*fraire*» statt meinem «*frere*» in Ms. L⁷; paleographisch ist *er* vorzuziehen, und auch lautgeschichtlich liegt eine (lokale) Entwicklung *air* > *eir* > *er* durchaus im Bereich des Möglichen.⁸ Aber nicht Meinungsverschiedenheiten über solche Einzelfälle sind hier von Bedeutung, sondern vielmehr die Tatsache, daß Harris seine Eingriffe nicht kennzeichnet (z. B. durch Kursivierung). Für eine Beurteilung der Skripta und eine lautgeschichtliche Interpretation sind aufgelöste Formen auf jeden Fall ohne Aussagekraft. Da der graphische Habitus im Ms. von Assisi (wie nicht anders zu erwarten) keineswegs einheitlich und konstant ist, da andererseits ausgeschriebene und abgekürzte Formen beliebig miteinander wechseln können, entzieht Harris seinem Text durch die Nichtkennzeichnung der Eingriffe letztlich jede Aussagekraft für die Bereiche Skripta und Lautgeschichte: wenn der Linguist nicht mehr weiß, was «der Handschrift» und was «des Herausgebers» ist, baut er mit seinen Überlegungen auf Sand – wovon die zahlreichen «*formes fantômes*» in der linguistischen Literatur hinreichend Zeugnis ablegen. Andererseits kann eine Auflösung als solche so unsinnig sein wie sie will: wenn sie als solche gekennzeichnet ist, wird sie kaum weiteren Schaden stiften. Dies ist um so wichtiger, als kein Herausgeber – auch Harris nicht – für sich in Anspruch nehmen kann, alle Kürzel wirklich immer korrekt zu interpretieren!

Was die Anmerkungen angeht, so zeigt sich Harris leider sehr oft intolerant. Dies äußert sich v. a. darin, daß er andere Auffassungen mit Vorliebe ironisiert – und dies selbst dann, wenn auch seine eigene Auffassung nicht mehr als eine (weitere) Hypothese ist. Dies gilt z. B. für seine Interpretation für XIV/26 *sozministrar* in H (A *suazier*, hypothetisch), wo er meine Übersetzung 'rappeler, remettre en mémoire' aufgrund komplizierter Überlegungen zugunsten von 'to provide' ablehnt.⁹ Dazu muß er aber eine Fehlinterpretation des lat. Textes durch den Übersetzer annehmen. Die Argumentation von Harris ist zwar nicht unmöglich, aber plausibler scheint mir die Annahme einer übertragenen Bedeutung 'liefern, versehen mit', 'das Gedächtnis versehen mit' (= 'in Erinnerung rufen'). Nicht weniger intolerant sind seine Kommentare zu H XVI/20 und XVI/21, wo er eine erkannte, aber nicht emendierte Lücke und einen offensichtlichen Satzfehler zum Gegenstand der Kritik macht.

Bleiben noch die nützlichen, mithilfe eines Computers erstellten Konkordanzen. Hier hätte man sich ein ökonomischeres Verfahren vorstellen können, denn es ist nicht einzu- sehen, warum zu identischen Formen nicht einfach die Belegstellen gereiht werden, sondern auch noch jedesmal die Form ausgeworfen wird. Bei einer integrierenden Darstellungsweise hätte mit Sicherheit ein Drittel des Platzes eingespart werden können; überdies hätte sich ein deutlicher Gewinn an Übersichtlichkeit ergeben.

Wenden wir uns nun noch der (bisher ausgesparten) Einleitung zu. In einem ersten, mit «Kontext» betitelten Kapitel (p. 3 ss.) gibt Harris zuerst eine detaillierte Beschreibung des Ms. *Chiesa Nuova* 9, das wohl eine Kopie darstellt. Die Handschrift ist in schlechtem Zustand und oft nur mit einer UV-Lampe lesbar, sagt Harris p. 3; p. 101 erklärt er dann aber, in Assisi sei leider keine UV-Lampe verfügbar gewesen! – Es folgt dann eine ausführliche Diskussion der Datierungsproblematik, wobei sich Harris wie Ingrid Arthur für den Zeitraum 1325–35 entscheidet, allerdings deren Argumente als nicht stichhaltig ablehnt: die entscheidenden Fakten für die Datierung sind nach seiner Ansicht das Vorhandensein von

⁷ Cf. HARRIS, John, p. 76.

⁸ Cf. J. RONJAT, *Grammaire istorique des parlers provençaux modernes*, vol. I, Montpellier 1930, § 216 ss.

⁹ HARRIS, John, p. 101/2.

Francesco Bartholis Traktat über die *Indulgentia* in der Sammelhandschrift sowie deren Verwandtschaft mit der Sammelhandschrift 128 der *Biblioteca Comunale* von Todi, die wohl für den Kreis am Michele di Cesena ausgeführt worden sein dürfte. – Was den Entstehungsort angeht, so denkt Ingrid Arthur aufgrund von onomastischen Gegebenheiten und von Italianismen nicht an Südfrankreich, sondern an Italien, was sich nach Harris jedoch nicht schlüssig beweisen läßt (p. 12–13).

Auf das Vorhandensein von Johannes XII–XVII in Ms. *Chiesa Nuova* 9 wurde erstmals 1955 von Ingrid Arthur verwiesen. Es ist richtig, daß mir dies in meinen Publikationen aus dem Jahre 1969 entgangen war¹⁰ – aber wozu der ironisch-vorwurfsvolle Ton? Wer sucht schon Informationen über Teilübersetzungen des NT in einer Publikation zu einem Heiligenleben? Auf derartige Hinweise kann man nur durch Zufall stoßen bzw. wenn man sich in amerikanischer Manier auf ein engstens begrenztes Teilgebiet (> okzitanische religiöse Literatur vom 12.–15. Jh.) spezialisiert, zu dem man dann allerdings jede Zeile kennt, die irgendeinmal publiziert worden ist! – Die Sammelhandschrift von Assisi ist deutlich franziskanisch geprägt: sie enthält nicht nur Bonaventuras *Vida* von Franziskus, sein Testament und die Ordensregel von 1223, sondern auch eine Reihe weiterer Texte, die auf franziskanische Kreise um Olivi (Olieu) deuten. Die Handschrift kann sicher zu Recht mit Harris folgendermaßen charakterisiert werden:

The appearance in the Assisi manuscript of such clearly Franciscan texts as translations of Bonaventura's *Legenda Maior*, St. Francis's *Rule* and his *Testament*, etc. can leave no doubt about the Franciscan imprint on the codex. Furthermore, the presence of at least four Occitan versions of writings which Manselli believes to be the work of Peter John Olivi narrows the focus to the Spiritual movement. A work by Matthew of Bouzigues points to a group of followers of Olivi centered in southern France. And finally, several factors allow us to suppose that the collection was made for use by the Beguin community which grew up, first around Narbonne, within the Spiritual movement: It is written in the vernacular, it contains a translation of the rule of the Third Order, and finally, it contains a translation of a segment of John's Gospel found also in a Catalan version of Beguin origin.¹¹

Zur Klärung der noch offenen Fragen (v.a. warum Joh. XII–XVII in die Sammlung aufgenommen wurden) gibt Harris dann zuerst eine knappe Skizze der Geschichte des Franziskanerordens und v. a. der Streitfrage um das Armutsgebot (p. 19ss.); diese Auseinandersetzung hat vom Tode von Franz von Assisi an (1226) über hundert Jahre gedauert und mit dem letzten Beguinen-Prozeß (1332–34) nur nach außen hin einen gewissen Abschluß gefunden.

Für die Aufnahme von Teilen des Johannes-Evangeliums in die Kompilation scheint es nun verschiedene Gründe zu geben (p. 26ss.). Einmal sind die Kapitel XIII–XVII in hohem Maße durch Demut (cf. v.a. die Fußwaschung in XIII) und Liebe zum Mitbruder geprägt, was aus der Sicht der Spiritualen von zentraler Bedeutung ist; überdies zeigen die Kreise um Olivi eine generelle Vorliebe für das Johannes-Evangelium. Dazu kommt noch, daß es zwei eindeutige Beziehungen zwischen der *Vida* und Joh. XIII–XVII gibt: vor seinem Tod bittet Franz darum, man möge ihm Joh. XIII/1 ss. vorlesen; wie er dann später dem Bischof von Assisi erscheint, verwendet er praktisch die Worte von Joh. XVI/28. Auch sonst fehlen in der *Vida* Anspielungen auf diese Kapitel nicht, und zwar auf XIII/36 (Liebe), XIV–XVI

¹⁰ Cf. HARRIS, *John*, p. 13. – Cf. P. WUNDERLI, *Saint Jean* und P. WUNDERLI, *Die okzitanischen Bibelübersetzungen des Mittelalters*, Frankfurt/M. 1969.

¹¹ Cf. HARRIS, *John*, p. 18.

(Abschiedspredigt) und XVII (Gebet Jesu). Es kann somit kein Zweifel daran bestehen, daß Joh. XIII–XVII für die Spiritualen und Beguinen von besonderer Relevanz waren. – Schwieriger ist es, die Aufnahme von Joh. XII zu begründen, wenn auch Ansatzpunkte hierfür im Text nicht fehlen. Einmal ist es möglich, daß die Geschichte von der Fußölung durch Maria (XII/3 ss.) im Zusammenhang mit der Fußwaschung in Kap. XIII gesehen wurde. Dann ist die Tradition bezüglich der bei Franz' Tod vorgelesenen Stelle aus dem Johannes-Evangelium nicht einheitlich; neben XIII/1 ss. wird vereinzelt auch XII/1 ss. genannt. Und schließlich ist vom *usus pauper* nicht nur in XIII/29, sondern – und vor allem – auch in XII/4–6 die Rede. All dies mögen Gründe sein, die zu einer Ergänzung der Kap. XIII–XVII durch Kap. XII geführt haben. In der Tat kann nämlich der im Ms. von Assisi enthaltenen Johannes-Sequenz kein einheitlicher Charakter zugesprochen werden (p. 32 ss.). Einmal haben Kap. XII und XIII–XVII jeweils eigene Rubriken (obwohl es nur nach XVII ein *Explicit* gibt). Dann besteht ein deutliches Ungleichgewicht bezüglich der Kapiteleinteilung in XII einerseits, XIII–XVII andererseits. Und schließlich zeigen die beiden Teile z.T. konsistente Unterschiede bezüglich einiger Übersetzungsgewohnheiten (p. 33 ss.), so daß man wohl mit Harris schließen muß, daß wir es mit zwei verschiedenen Übersetzungen bzw. Überlieferungstraditionen zu tun haben, die in *Chiesa Nuova* 9 miteinander amalgamiert worden sind.

In einem weiteren Kapitel (p. 38 ss.) befaßt sich Harris dann mit dem Problem der languedokischen Vulgatarezension und ihren Reflexen in den Mss. H,¹² A und B. Perarnau hatte alle 3 Handschriften der languedokischen Tradition zugewiesen und darüber hinaus angenommen, H liege den Versionen von A und B zugrunde! Nach Harris ist nun aber keines von Perarnaus Argumenten ausreichend, weshalb er erneut die Texte von H, A und B miteinander vergleicht und versucht, sie zu andern Bibelhandschriften, die mit Sicherheit der languedokischen Tradition zuzuordnen sind, in Beziehung zu setzen. Was Joh. XII angeht, so muß sich der engere Vergleich auf A und B beschränken (p. 42 ss.). Harris kommt dabei zum Schluß, daß die beiden Texte zwar einerseits deutliche Gemeinsamkeiten, andererseits aber auch unverkennbare Unterschiede erkennen lassen, so daß gesamthaft gesehen die beiden Johannesversionen unterschiedlichen Traditionen zuzuweisen wären: die Gemeinsamkeiten wären in einer gewissen Affinität zwischen languedokischer und hispanischer Bibelüberlieferung begründet, die Unterschiede dagegen würden in den spezifischen Eigenheiten dieser beiden Traditionen wurzeln. – Für die Kap. XIII–XIV/23 ist ein Vergleich der 3 Texte möglich (p. 45 ss.), und auch hier ergeben sich wieder Gemeinsamkeiten und Unterschiede, wobei die Gemeinsamkeiten v.a. A und B betreffen, während eine gemeinsame spezifische Lesung für alle drei Versionen nur in einem einzigen Fall nachzuweisen wäre¹³. – Was Joh. XIV/24–XVII angeht (p. 48 ss.), so muß sich der Vergleich erneut auf 2 Versionen beschränken (A/H). Nach Harris finden sich in diesem Teil nur nicht beweiskräftige languedokische «Gemeinsamkeiten»; die Abweichungen hingegen würden eindeutig zeigen, daß die beiden Zeugen unterschiedliche lat. Traditionen repräsentieren.

Harris schließt aus all dem, daß H nicht die Basis von A und B sein könne; in diesem Punkt ist ihm ohne Vorbehalt beizupflichten. Darüber hinaus betont er, H sei viel orthodoxer und könne deshalb nicht zur languedokischen Tradition gerechnet werden. Von dieser Aussage kann ich mir nur den ersten Teil zu eigen machen, und zwar aus folgenden Gründen. Einmal darf man eine derartige Argumentation nicht nur auf einer Handvoll von gemeinsamen bzw. abweichenden «Korruptelen» aufbauen: es ist bekannt, daß bei der Abschrift (und ganz besonders bei Bibeltexten) sehr oft Kontaminationen verschiedener

¹² H = BM Harley 2928; A = Assisi, Chiesa Nuova 9; B = Barcelona, Biblioteca de Catalunya 740.

¹³ Joh. XIV/1; cf. unten.

Überlieferungsstränge stattfinden, da die Kopisten meist mit mehreren Vorlagen arbeiten, um auf diese Weise ein besonders hohes Maß von «Treue» zu gewährleisten. Ma müßte vielmehr auch den Gesamthabitus der Übersetzungen berücksichtigen (gemeinsame bzw. abweichende Wahl von Lexien und Konstruktionen etc.) – und dies hat Harris nur bzgl. Joh. XII einerseits, Joh. XIII–XVII andererseits in A getan, nicht aber was die 3 Versionen A, B, H angeht.

Entscheidender sind für mich jedoch folgende Punkte:

- H zeigt eine eindeutig languedokische Variante, die auch Harris nicht wegdiskutieren kann (XIV/1)¹⁴; weitere languedokische Züge fehlen nicht, obwohl ihnen Harris die Beweiskraft abspricht;
- auch in B fehlen zahlreiche languedokische Varianten von A;
- Fälle, wo A und H gemeinsam anderweitig belegte languedokische Lesungen nicht haben, fehlen ebenfalls nicht (XIII/1, XVI/25).

Aus all dem kann ich nur schließen, daß die «Languedokisierung» offensichtlich ein graduellles Phänomen darstellt, von dem unsere 3 Versionen (bzw. ihre lat. Vorlage) in unterschiedlichem Ausmaß betroffen sind: H weniger als B, B weniger als A (also: H < B < A). Gleichwohl zeigt H aber languedokische Züge und ist deshalb zur Gruppe der in diesem Sinne «infizierten» Texte zu stellen.

Schließlich liefert Harris noch eine sprachliche Untersuchung von A, wobei er dem von Ingrid Arthur und mir praktizierten Verfahren folgt. Untersucht wird die geographische Ausdehnung folgender Phänomene: K^a > ca; KT > it/yt; ± Diphthongierung von [e], [o] in betonter Stellung; 1. Pers. sg. Fut. auf -e; 3. Pers. pl. auf -an; 3. Pers. sg. Präs. Ind. auf -etz; 3. Pers. sg. Perf. -ec/-et; Objektspronomen *le/les* (für *lo/los*); -LL- > -lh-; *lansol* < LINTEOLU. Unter sorgfältiger Abwägung aller Faktoren kommt Harris zum Schluß, daß der Text von A aus dem Raum Aude/Ariège stammen müsse, wobei es keine Gründe gebe, den einen oder anderen dieser Bereiche vorzuziehen. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Gesamthaft gesehen hat Harris hier sicher eine exzellente Edition der Johannes-Texte aus Ms. *Assisi Chiesa Nuova 9* vorgelegt; in vielerlei Hinsicht kommt ihr modellhafter Charakter zu und sie wird ohne Zweifel im wesentlichen Bestand haben. Wenn wir in der Beurteilung einiger Einzelprobleme und in einigen Schlußfolgerungen Harris nicht folgen können, tut dies dem positiven Gesamturteil nur in unerheblichem Maße Abbruch.

Peter Wunderli

*

GIOIA ZAGANELLI, *Aimer, soffrir, joir: I paradigmi della soggettività nella lirica francese dei secoli XII e XIII*, Firenze (La Nuova Italia) 1982, 302 p. (*Università di Bologna, Pubblicazioni della Facoltà di Magistero*, nuova serie 9).

Dans une langue alerte et concise, quelquefois technique, l'auteur défend avec vigueur les thèses qui sont à la base de son étude: la surestimation de l'influence exercée par Aliénor d'Aquitaine et par ses filles Aélis de Blois et surtout Marie de Champagne, dans la transmission vers le Nord de la France de la culture et de la littérature occitanes. Elle rejette l'approche simpliste qui accepte comme prémisse la dépendance, presque totale, de la lyrique septentrionale vis-à-vis de celle des troubadours. Des travaux ont été dédiés à vérifier la dépendance de la poésie des troubadours et la simplification du message formel et idéolo-

¹⁴ Cf. HARRIS, *John*, p. 46.

gique venu du Sud, entraînant pratiquement à nier la valeur propre de la lyrique des trouvères. A l'opposé, les études des représentants de l'école formelle, dont R. Guette, R. Dragonetti et P. Zumthor, sont dédiées exclusivement au corpus d'oïl et leur généralisation étendue à l'ensemble de la littérature bouleverse la perspective critique traditionnelle; l'auteur s'oppose, sans polémique, à «la nozione di 'alterità' della cultura medievale (...) e quindi di una radicale aferenzialità del testo, pura forma che ingloba ed occulta l'individualità poetica.» (p. 9) Reste une troisième voie, celle que choisit Gioia Zaganelli: ses recherches laissent volontairement de côté la perspective de type comparatif, elles respectent l'unicité non d'un individu-poète mais de son message poétique et laissent entrevoir les liens étroits existant entre les textes cités et le contexte socio-culturel et idéologique de l'époque. C'est moins «l'invariant» des motifs de la lyrique médiévale que l'auteur tente de découvrir à travers les divers textes que l'autonomie et la vigueur idéologiques et esthétiques du corpus d'oïl; cet examen est conduit *de l'intérieur*, évitant ainsi une confrontation continue avec le modèle occitan, et privilégie une intertextualité qui fonctionne dans les deux sens.

L'objectif de l'auteur est défini en ces termes: «Definire la struttura di base del codice oitanico è al contrario presupposto irrinunciabile per poter individuare il sistema di varianti apportate a permanenze registrali accertate. E questo è a sua volta vincolante per poter valutare le parallele variazioni del livello etico e ideologico, perché è nel rapporto tra l'unicità di un universo poetico e la tradizione in cui esso si inserisce che si cela il senso di un canzoniere, inscritto certo nella sua forma ma in essa, proprio per questo, verificabile.» (p. 9-10) Les titres des huit chapitres, en particulier leurs *mots-clés*, illustrent clairement l'orientation de l'étude de Gioia Zaganelli: I. La lyrique française et son contexte. II. Chrétien de Troyes: la 'fin'amors' occitane et le désir. III. Guiot de Provins et Gautier de Dargies: la douleur. IV. Gace Brulé: la mort. V. Le Châtelain de Couci, Blondel de Nesle et Conon de Béthune: l'optimisme du «moi». VI. Thibaut de Champagne: l'ambiguïté. VII. Simon d'Authie et Robert de Castel: «il profitto». VIII. Adam de la Halle et Guillaume le Vinier: «il progetto». L'absence de conclusion est significative: à travers quelques trouvères-témoins et l'analyse de leurs messages poétiques originaux, l'auteur trace l'histoire de la lyrique d'oïl pendant un peu plus d'un siècle, de Chrétien de Troyes à Adam de la Halle et Guillaume le Vinier; chaque chapitre (II à VIII) forme un tout, individuellement, et pourrait servir à une relecture, nouvelle et passionnante, des œuvres citées de tel ou tel trouvère, que l'auteur analyse avec finesse et intelligence. La richesse des notes et références atteste la maîtrise du très vaste domaine d'information bibliographique. Un index des noms propres (p. 297-302) complète cet ouvrage – on regrettera peut-être l'absence d'un index thématique du réseau lexical, qui eût été fort utile – ainsi qu'une riche bibliographie (p. 287-295), divisée en trois parties: A. Les textes – B. Les ouvrages de critique littéraire – et C. Les ouvrages sur l'histoire, la culture et l'histoire des idées, qui parachève cette excellente étude qui fera date dans le domaine de la lyrique courtoise de la France du Nord de la fin du XII^e et du XIII^e siècle et dans l'analyse pertinente et renouvelée de la *fin'amors*.

Marie-Claire Gérard-Zai

*

MICHELLE A. FREEMAN, *The Poetics of «translatio studii» and «conjointure»*. Chrétien de Troyes's «Cligés», Lexington, Kentucky (French Forum) 1979, 199 p. (*French Forum Monographs* 12).

Die vorliegende Arbeit kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den von der Chrétien-Kritik oft etwas stiefmütterlich behandelten *Cligés* in seiner Bedeutung für die Ermitt-

lung der Romanpoetik des Dichters aufzuwerten. Der Titel von Michelle A. Freemans Monographie verweist einerseits auf einen zentralen Begriff mittelalterlichen Wissenschaftsverständnisses, die *translatio studii* (d.h. das Bewußtsein der Epoche, das Erbe des griechischen und römischen Wissens zu verwalten),¹ andererseits spielt er auf einen vielfach erörterten Begriff aus dem Prolog von *Erec et Enide* («une molt bele conjointure») an.

Diese beiden Elemente dienen der Verfasserin dazu, im *Cligés* eine «Poetik des autoreferentiellen Romans» (p. 36) aufzuzeigen. Leider erfüllt die Untersuchung die im Titel geweckten hohen Erwartungen des Lesers nicht ganz. Zum Teil liegt dies an der oft unpräzisen Handhabung der Terminologie; das gilt bedauerlicherweise selbst für Schlüsselbegriffe wie *translatio studii*, *translatio*, *junctura* und *conjointure*, die nicht klar genug voneinander getrennt werden und mitunter sogar historisch mißverstanden wurden.²

Die fast ausschließlich deduktiv vorgehende Interpretation des *Cligés* stützt sich im wesentlichen auf den Prolog, wo sich der *translatio studii*-Topos findet und auf wenige Romanpassagen, besonders auf die Verse 3195 bis 3330 («The Midpoint»). Anhand dieser Stellen demonstriert Freeman, wie Motive des Romans (z. B. der Zaubersrank) durch *translatio* von Ovid über *Thèbes*, *Enéas* und angeblich Bérout's *Tristan* (Thomas bleibt unerwähnt) zum *Cligés* gelangt sein könnten. In diesem Zusammenhang wird für die Verfasserin die Gestalt der Zaubersrankmischerin Thessala wichtig, in der sich verschiedene literarische Einflüsse vereinigen: «For the role of Thessala, the nurse-figure has been fused with the sorceress-figure, only briefly alluded to in the story of Myrrha» (p. 48).

Wie schon der Mittelteil des *Erec* zeigt, kommt der Romanmitte bei Chrétien eine zentrale strukturelle Funktion zu. So auch im *Cligés*, wo Thessala den Pflanzentrunk zubereitet, der Alis suggerieren soll, er habe die Ehe mit Fenice tatsächlich vollzogen. Aufgrund dieser *conjointure* im Mittelteil sieht die Verfasserin in Thessala nicht nur die Hauptfigur des Romans (p. 92), die die Prinzipien der *translatio studii* und der *clergie* verkörpere (sie kommt aus Griechenland), sondern auch eine zum Romanautor selbst analoge Gestalt (p. 91–97, 112–127): So kunstvoll wie Thessala den wunderbaren Trank aus verschiedenen Pflanzen mische, so vollendet erreiche auch Chrétien eine neue *conjointure* durch Umformung des Materials aus verschiedenen Quellen.

Mag man auch Freemans Ansicht über die zentrale Stellung Thessalas im Werk nicht teilen, so stellt doch die Trankzubereitung eine reizvolle Analogie zum künstlerischen Schaffensprozeß dar (wenn auch Chrétien seinen Roman gewiß nicht als «deables», v. 2967, angesehen haben wird). Auch im Mittelalter thematisieren Schriftsteller jedenfalls gerne ihr Schaffen implizit oder explizit. Bekanntlich vergleicht sich Chrétien im Prolog zum *Conte du Graal* ja auch mit einem Sämann.³ Im *Cligés* hätte sich demnach Chrétien selbst als *translator studii* und als gelehrten *clerc* gefeiert. Die *clergie* wird vor allem in langen Beschreibungen sichtbar (besonders beim edelsteinbesetzten Kelch aus Arthurs Schatz und bei dem von Soredamor für Alexander genähten Hemd).

Freemans Buch zeigt eine Fülle von möglichen Analogien und intertextuellen Zusammenhängen auf. Dabei kommt es zu interessanten Vergleichen, wie z. B. dem zwischen dem mittelalterlichen Dichter und dem modernen Herausgeber (p. 11–13). Recht fraglich bleibt allerdings, ob die eingangs erwähnten, denn doch gravierenden, terminologischen und

¹ Die Geschichte dieses Topos zeichnet die Vf. in einer Fußnote auf p. 176 kurz nach.

² Siehe hierzu die Besprechung von ULRICH MÖLK im *ASNS* 219 (1982) 460–461.

³ Siehe dazu jetzt den Beitrag von HANNE LANGE, «Symbolisme, exégèse: intertextualité et intratextualité dans le *Conte du Graal* de Chrétien de Troyes», der in den Akten des 18. «Congrès International de Linguistique et Philologie romanes» (Trier 1986) erscheinen wird.

methodischen Schwächen durch originelle Einzelinterpretationen aufgewogen werden können.

Gerhard Dohna

*

PIERRE RÉZEAU, *Les prières aux saints en français à la fin du moyen âge. Introduction; Les prières à plusieurs saints*, Genève (Droz) 1982, 227 p. (*Publications romanes et françaises* 163).

DERS., *Les prières aux saints en français à la fin du moyen âge. Prières à un saint particulier et aux anges, Glossaire et tables*, Genève (Droz) 1983, 667 p. (*Publications romanes et françaises* 166).

Die hier vorliegenden, bisher meistens unveröffentlichten volkssprachlichen (frz.) versifizierten Gebetstexte aus der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert, 234 Nummern, sind eine Fundgrube vor allem für den interdisziplinär arbeitenden Mediävisten. Wie der Hrsg. betont, sollen mit dieser Ausgabe eher religiöse Gebrauchstexte denn Poesie für die Forschung zugänglich gemacht werden. Paraliturgische, privat-persönliche Gebete zu den Heiligen – auf diese Textgattung beschränkt sich die Edition – stellen in der gewählten Epoche wertvolle Zeugnisse des täglichen Lebens, eigentliche Spiegel der Sorgen, Gefahren (Pest u.a.), Wünsche und Ambitionen der damaligen Menschen dar. Auch Hinweise auf die religiöse Praxis, auf die gebräuchlichen Gebethaltungen etwa, fehlen nicht. Besonders die Suffragien – Gebete an Heilige um Fürbitte – enthalten Belege für abergläubische und magische Vorstellungen, da die Heiligen in dieser Textgattung meist nicht als existenzbezogenes Leitbild, sondern ausschließlich als Wundertäter in Anspruch genommen wurden. Reines Lob- und Dankgebet bleibt selten, denn die Religion zeigt sich veräußerlicht, jedenfalls ohne jegliche theologisch-mystischen Züge. Hauptinhalt ist die Bitte um einen guten Tod, um Befreiung von Übel und Sünde; formelhaft erscheint der Ternar Welt, Fleisch, Teufel. Interessant ist die Textsammlung also hauptsächlich für die Geschichte der Frömmigkeit und Spiritualität, des Heiligen- und Reliquienkultes sowie des Wallfahrtswesens, dann aber auch für die Erforschung der Mentalitätsgeschichte ganz allgemein.

Abgesehen aber von diesem Ausgreifen in benachbarte Disziplinen geben die gesammelten Suffragien-Texte vielerlei Auskunft über spezifisch gebetstextgeschichtliche Belange. Interessant insbesondere sind in dieser Hinsicht die Ausführungen des Editors über die Geschichte der Stundenbücher seit ihrem handschriftlichen Auftreten bis zu ihrem Übergang in den Druck (p. 255). Stundenbücher sowie Mischtypen aus liturgischem Stundenbuch und persönlichem Gebetbuch, sodann rein persönliche Gebetssammlungen bilden denn auch die Quellen, aus denen die frz. versifizierten Heiligengebete entnommen wurden. Manche dieser Gebetbücher waren in den Händen von Laien, berühmte Benutzer bzw. Beter sind König Ludwig der Heilige und Gaston Phébus (cf. die Chroniken von Joinville bzw. Froissart). Etliche der Gebete jedoch verweisen durch die grosse Anzahl der Textzeugen und Varianten auf weite volkstümliche Verbreitung. Verraten die meisten volkssprachlichen Gebetstexte auch klerikale Initiative (*origine savante*), so finden sich unter den Gebetsverfassern doch auch mit Namen überlieferte Laien, darunter sogar Frauen.

Jedem Textstück gibt der Hrsg. möglichst umfassende Informationen über den angerufenen Heiligen oder Engel, über den Herkunftsort und die Art des Manuskriptes, über den Kopisten und den Autor des Gebetes bei. Besondere Aufmerksamkeit erfährt die sprachlich-dialektale und graphematische Beschreibung. Korrekturen oder Restitutionsvorschläge

werden selten gemacht, über Textvarianten gibt ein Lesartenapparat Auskunft. Die beiden Bände sind durch einen wertvollen Anhang leicht zu erschließen: es gibt da ein Glossar, einen Index der vorkommenden Eigennamen, ein Inzipit-Verzeichnis der frz. Gebetstexte, ein Verzeichnis der Heiligen- und Engelnamen sowie ein Autorenverzeichnis; ebenso sind die benutzten Bibliotheken und Manuskripte aufgelistet.

Ist das gebotene Inventar an volkssprachlichen Suffragien auch nicht vollständig, es bleibt doch das bislang umfangreichste.

Louise Gnädinger

*

JULIA C. SZIRMAY, *La Bible anonyme du Ms. Paris B. N. fr. 763, édition critique*, Amsterdam 1985.

Des Bibles en langue vernaculaire que nous ont léguées le XIII^e siècle et les premières décennies du XIV^e siècle, deux ont été éditées récemment: la *Bible* de Jean Malkaraume (éd. J. R. Smeets, Assen 1978) et la *Bible* de Macé de la Charité (éd. J. R. Smeets, Leiden 1967–1982). Dans l'introduction à son édition, J. C. Szirmay les rapproche, d'un point de vue purement linguistique, de la *Bible* du manuscrit 763. Rappelons-en ici l'intérêt littéraire! Dans la *Bible* de Jean Malkaraume est inséré, après la mort de Moïse, une version du *Roman de Troie*; dans la *Bible* de Macé de la Charité d'importantes moralisations accompagnent le texte biblique. Héritière des Bibles moralisées du XIII^e siècle et influencée par les *Glossa ordinaria*, cette *Bible* annonce en même temps l'essor des moralisations dans la littérature en langue française au XIV^e siècle: on pensera à l'*Ovide moralisé*, aux *Echecs moralisés*, etc. Dans le manuscrit 763 la glose n'occupe que peu de place, à l'exception de quelques passages comme celui de la légende du bois de la Croix qui clôt cette *Bible* où le Nouveau Testament ne figure pas autrement:

Por cognoistre moralité
Et le plusor alligorie
Quant l'estoire le senefie.
(v. 7147–49)

La légende de la Croix rattache d'un côté la croix à l'arbre de la vie, de l'autre côté elle aboutit au saint Clou, relique conservée à l'abbatiale de saint Denis avec la couronne d'épines (v. 8903–06); c'est là le seul élément à caractère référentiel dans la *Bible*, et il n'est guère utile pour la dater puisque le Clou est déjà mentionné dans des écrits du XII^e siècle, et que l'abbaye possédait déjà une épine de la couronne à la même époque. Alors que J. C. Szirmay présente les sources des différents épisodes qui constituent la légende en question, elle passe sous silence la présence de cette même légende dans des textes littéraires contemporains au manuscrit 763, datable du XIV^e siècle: *Renart le Contrefait* y fait allusion, l'*Ovide moralisé* en propose une version assez complète. D'autres liens intertextuels confirment l'intérêt littéraire de notre *Bible*; dès les premiers vers, le narrateur oppose son dire-vrai, son «ouvre de clergie», aux dires mensongers des textes profanes comme la *Chanson de Roland*. Il s'agit là d'un type de prologue fréquent à l'époque, des *Miracles de Notre Dame* de Gautier de Coincy («prologue en la seconde partie») au *Roman du Comte d'Anjou* de Jehan Maillart: chaque fois l'*utilitas* (l'enseignement) est censée l'emporter sur la *delectatio*. Le souci de plaire n'est toutefois pas étranger à la *Bible*: «por mains enuier» (v. 900) – c'est ainsi que le narrateur justifie l'omission de certains livres de l'Ancien Testament et les différents changements de mètre. A partir du vers 901 le décasyllabe remplace l'octosyllabe, aux vers 2415–4750 domine l'alexandrin, puis réapparaît l'octosyllabe.

Dans la glose (v. 2725–35) qui accompagne l'explication des songes du pharaon par Joseph, le narrateur propose une typologie des songes: celle-ci n'a rien d'original, mais établit un nouveau lien avec la littérature postérieure au *Roman de la Rose* où – est-il nécessaire de le rappeler? – le songe (la vision) joue un rôle important. Le narrateur distingue trois types de songes: a) ceux provoqués par l'excès de nourriture et/ou de boisson; b) ceux dont la cause est naturelle (par exemple les maladies); c) les songes prophétiques qui comportent une «senefiance». Au début du XV^e siècle on retrouve la même typologie, légèrement simplifiée, au chapitre XII de l'*Archiloge Sophie* de l'augustin Jacques Legrand: «Coment nul ne doit croire ne avoir fiance es .VII. ars de magique ne en songes» (B. N. fr. 24232/f. 15). Pour la vanité des songes, il renvoie au Deutéronome, chapitre 18, pour les songes prophétiques aux Nombres, chapitre 12; ces références permettent de compléter la note insuffisante que J. C. Szirmay donne au vers 2726. Y manque également un renvoi à Aristote, *De somno et vigilia*, texte qui influence les grandes encyclopédies du XIII^e siècle et est commenté par Albert le Grand (que cite Jacques Legrand); il faudrait en plus ajouter un renvoi à Macrobe, *In Somnium Scipionis*, point de départ pour une théorie des songes au moyen âge.

Cette dernière remarque ne met pas en cause les mérites de l'édition de J. C. Szirmay. Le texte est suivi d'un riche appareil de notes, de larges extraits du manuscrit A (Arsenal, ms. fr. 3516, datable du XIII^e siècle) et d'un glossaire d'autant plus maniable que les verbes y sont indiqués tels qu'ils figurent dans le texte, à la forme conjuguée. Deux remarques toutefois en ce qui concerne le glossaire. «Bailliz» (v. 6895) est traduit par «gouverneurs» et «princes»; dans la *Bible*, il s'agit de douze personnages que Moïse, figure de roi, désigne pour «doctriner» et «justisier» le peuple. L'acception habituelle de «bailli» – officier royal au nom duquel se rend la justice dans un certain domaine – s'impose ici, et la traduction de «princes» ne semble pas trop heureuse. On rapprochera l'emploi que fait la *Bible* du substantif «bailli» de celui qu'en fait le *Roman du Graal* en prose (fin XIII^e; éd. B. Cerquiglini, Paris 1981): il y sert à caractériser la fonction de Ponce Pilate, mis en place par l'empereur romain. – Remarque comparable pour «meuble» qui est traduit par «richesses» au vers 1532: «pour riens qu'il ait de terre ne de meuble». Dans ce vers «meuble» (< mobilis) s'oppose à «terre» et désigne la partie de la propriété qu'on peut transporter d'un lieu à l'autre: «richesses» est trop général puisqu'il est possible de l'appliquer également à «terre» et à «meuble».

Le texte lui-même est édité de manière à ce que le lecteur puisse se faire une idée du manuscrit: les rubriques et les lettrines sont imprimées en caractères gras, les abréviations sont résolues et signalées par soulignement. Au vers 5134 – une faute d'impression? – l'édition propose toutefois «Aaron» au lieu de «Aarom», au vers 2394 «Zaram» au lieu de «Zaram». Voici d'autres exemples de fautes de lecture, relevées au cours des sondages que nous avons faits sur le manuscrit 763; les erreurs suivantes n'ont trait qu'à l'orthographe:

- v. 892: «atendroie» au lieu de «atandroie»;
- v. 2391: «de Bellem» au lieu de «de Belcem»;
- v. 4296: «Merveillous» au lieu de «mervoillous».

D'autres erreurs sont plus graves, et la lecture proposée pour certains vers soulève des problèmes. Au vers 5137, le peuple juif apostrophe Aaron qui refuse d'ériger une idole, le veau d'or: le «nous» est erroné, le manuscrit propose correctement un «vous» respectant la syntaxe de la phrase. Le «si est» (< sedet) du vers 2731 est écrit en deux mots dans le manuscrit: ne faudrait-il pas respecter la lecture «si est» qui, elle aussi, fait sens? Deux corrections apportées au manuscrit 763 et signalées en note, nous semblent abusives. «Iaoustes» (v. 4282) n'est, certes, attesté ni par Godefroy ni par le Tobler-Lommatzsch qui proposent «lao(u)ste» ou «langouste» pour sauterelle; mais est-il justifié de refuser une graphie que le scribe observe toujours (cf. v. 4284/4307/etc.)? Et pourquoi préférer au vers 4298 la leçon du manuscrit A, «apanre», alors que la leçon «repanre» (= reprendre/blâmer)

fait sens? Au même vers 4298, la lecture «par espre(i)ment» n'est pas correcte: le manuscrit 763 propose «par esperiment» (= exemple/merveille), variante graphique du même substantif, laquelle est attestée par Godefroy.

Pour terminer, quelques remarques sur le manuscrit lui-même. J. C. Szirmay le décrit au début de l'introduction (p. 13–84) où elle fournit également des indications sur la date, la langue, et les sources du poème. On y trouvera en plus un résumé détaillé de la *Bible* qu'accompagnent des renvois aux passages correspondants des Écritures; ainsi le lecteur peut se retrouver facilement dans les quelques 9000 vers de la *Bible*. La description du manuscrit, elle, doit être précisée sur certains points:

- a) il y a un premier changement de main (encre plus foncée) déjà après le fo. 154^{vo}, laissé en blanc en plein *Livre de Blaquerne* (traduction française d'un texte de Ramon Llull), et pas seulement au fo. 211^r où commence la *Bible*;
- b) le *Pater noster en vers* ne commence pas au fo. 227^{vo}, mais bien au fo. 277^r par une introduction de 18 vers qui précèdent le texte proprement dit. Cette introduction suit immédiatement la *Bible* sans solution de discontinuité: «(A)u commancier de cest escript / Soit o moi li Sains Esperiz/ (...) / Que ie puisse bien transleter,/ Dou latin en roment torner/La patre nostre, (...)».

Les critiques que l'on peut adresser à J. C. Szirmay – et c'est la conclusion du présent compte-rendu – sont des critiques de détails. Soyons-lui reconnaissants de mettre à notre disposition une édition fiable de cette *Bible* du XIII^e siècle qui n'intéressera pas seulement les historiens de la Bible, mais aussi – nous pensons l'avoir démontré – les historiens de la littérature médiévale.

Jean-Claude Mühlethaler

*

PIERRE CRAPILLET, *Le Cui Deus homo d'Anselme de Canterbury et le De arrha animae d'Hugues de Saint-Victor, traduits pour Philippe le Bon*. Textes établis et présentés par ROBERT BULTOT et GENEVIÈVE HASENOHR, Louvain-la-Neuve, 1984 (*Université catholique de Louvain. Publications de l'Institut d'études médiévales. 2^e série: Textes, études, congrès* 6).

Le texte de la traduction des deux traités théologiques de la latinité médiévale effectuée par Pierre Crapillet, recteur de l'hôpital du Saint-Esprit de Dijon de 1440 à 1460, n'occupe que 130 des 462 pages de ce bel et bon volume. La part des éditeurs y est donc considérable. M. Robert Bultot s'est chargé de la biographie du traducteur (en utilisant d'ailleurs d'importantes découvertes de sa coéditrice) et de l'étude de la traduction en tant que telle, tandis que Mme Geneviève Hasenohr veillait au travail philologique: tradition manuscrite, langue et graphie, principes d'édition, notes grammaticales et lexique. Les lecteurs habituels de *Vox Romanica* s'intéresseront sans doute en premier lieu à ce second aspect de l'introduction et c'est en pensant à eux que j'en signale les points principaux.

Mme G. H. a donné de la tradition manuscrite et de la langue de l'auteur des analyses admirablement combinées. Les deux manuscrits (Bruxelles, Bibl. royale 10500–10501, et Chantilly, Bibl. du Musée Condé 129), qui donnent chacun le texte des deux traités, fondus d'ailleurs en une seule œuvre par le traducteur, «sont deux copies menées indépendamment et parallèlement sur le même modèle» (p. 98). Modèle «très défectueux», qui ne peut être l'original autographe de Pierre Crapillet, mais qui en était sans doute «une mise au net effectuée par un secrétaire consciencieux mais peu astucieux». Ce secrétaire aurait respecté les traits propres à la langue locale de l'auteur, qui subsisteraient encore dans la *scripta* des deux copies, où ils sont additionnés de quelques traits picards, car elles ont été réalisées, non plus

à Dijon, mais dans la partie flamande des domaines «bourguignons». Cette généalogie se complique d'une différence marquée entre les caractéristiques codicologiques que présentent les deux traités dans leurs deux copies, de même qu'entre la qualité de la traduction du premier, jugée «satisfaisante» (p. 102) et celle du second, «franchement mauvaise». Mme H. explique cette disparité par une différence de personne: le secrétaire chargé de la mise au net de la traduction du traité d'Hugues de Saint-Victor ne serait pas le même que celui qui avait accompli ce travail pour le traité d'Anselme de Canterbury; il aurait été forcé, de plus, de subvenir par ses propres moyens à une traduction que Pierre Crapillet n'aurait pas eu le temps de mener à chef. Fait surprenant et qui donne à réfléchir: ces avatars n'empêchent pas la constance remarquable des caractères linguistiques internes des deux traductions dans les deux copies. Mme H. en a donné un relevé exemplaire (p. 108–133), qui, accompagné de références à toutes les études utiles sur les parlers de l'Est, sera d'une grande utilité pour l'analyse et l'identification de la *scripta* pratiquée en Franche-Comté: Pierre Crapillet était originaire du village d'Annoire, canton de Chemin, arrondissement de Dole, dans le département du Jura.

Les amateurs de critique de texte seront frappés par les observations de Mme H. sur le cas particulier que présente à cet égard l'œuvre de Pierre Crapillet. Les deux manuscrits étant copiés sur le même modèle directement issu de l'original, la correction des fautes propres à l'un ou à l'autre «ne pose aucun problème: la tradition manuscrite rend plus que licite, obligatoire, la correction réciproque des témoins l'un par l'autre» (p. 135). Mais lorsqu'ils coïncident dans un texte douteux, la question se pose d'une autre manière pour une traduction que pour un texte original. «En effet, lorsque l'on se trouve en présence d'un texte rédigé spontanément en langue vernaculaire, les critères d'intelligibilité et de cohérence interne [...] aident à déceler les fautes textuelles imputables à la tradition manuscrite [...]. Mais lorsque l'on se trouve en présence d'une traduction, ces critères ne peuvent plus jouer sans une part de pondération importante: si le traducteur a mal assimilé la pensée de l'auteur, s'il a eu de la peine à en suivre le cheminement et n'a qu'imparfaitement perçu l'enchaînement des arguments ou des faits, il aura été bien incapable d'en rendre le développement dans sa langue maternelle avec la cohérence et la clarté escomptées; et par conséquent le texte français appelé à jouer à son tour le rôle d'original se présentera vicié dès l'origine» (p. 136). On pourrait opposer à Mme H. cette réflexion de Valéry: «*Ecrire quoi que ce soit*, aussitôt que l'acte d'écrire exige de la réflexion, et n'est pas l'inscription machinale et sans arrêts d'une parole intérieure toute spontanée, est un travail de traduction exactement comparable à celui qui opère la transmutation d'un texte d'une langue dans une autre.»¹ Mais, quoi qu'il en soit, Mme H. a pris le seul parti possible: considérer le texte français comme le seul texte de référence, «sans jamais faire interférer les rapports idéalement, et problématiquement, reconstitués qu'il serait censé entretenir avec sa source latine» (p. 137).

Je signale enfin l'originalité du *Lexique* dont Mme H. a pourvu l'édition. Prenant en compte, principalement, «tous les termes et locutions du vocabulaire intellectuel, philosophique et religieux» (p. 367), il regroupe les synonymes grâce à un jeu de renvois comparable à celui du *Petit Robert*, et donne, quand il y en a, les mots latins que rendent les mots français. On regrettera seulement l'absence d'un index alphabétique des mots latins qui aurait renvoyé à leurs équivalents français.

Les qualités éminentes de l'édition ne réussissent pas, hélas! à faire de la lecture du texte lui-même une partie de plaisir. La faute en est principalement au traducteur: quel style surchargé, difficile, obscur pour un lecteur peu fait à la dégustation, au tastevin de la lourde

¹ Note 1. *Variations sur les Bucoliques*, dans *Œuvres*, t. I, Paris 1957, p. 211 (*Bibliothèque de la Pléiade*).

rhétorique bourguignonne du XV^e siècle! Les éditeurs ont aussi leur petite part de responsabilité dans l'embarras du lecteur, car leurs explications se trouvent partagées entre les *Notes grammaticales*, le *Lexique* et le *Commentaire* sur le fond de M. Bultot. De plus, quand l'apparat de bas de page ne comprend que l'un des deux paragraphes classiques (leçons rejetées et variantes), le lecteur ne sait auquel des deux il a affaire. Pour l'attention fatiguée d'un philologue hors d'âge, cela fait trop de choses à regarder en même temps, et il se prend à rêver d'un commentaire unique qui aurait regroupé plus commodément toutes les savantes observations des éditeurs.

Jean Rychner

*

Critique et Philologie. Le Moyen français 12 (1983). Volume dédié à Félix Lecoy, Montréal (Ceres) 1984, 186 p. (Revue d'études linguistiques et littéraires dirigée par Giuseppe Di Stefano).

A l'occasion du 80^e anniversaire de Félix Lecoy, professeur honoraire au Collège de France et Membre de l'Institut, la rédaction du *Moyen français* lui rend hommage; le volume 12 de la revue réunit un choix des travaux qu'il a dédiés au moyen français et qui sont dispersés dans des revues et dans des *Mélanges*. Dans la préface, Jacques Monfrin (p. I-II) souligne l'intérêt pour la mise en forme littéraire et pour la transmission écrite des récits traditionnels de son prédécesseur à la tête de *Romania*, il met en exergue son exigence de «comprendre les textes jusque dans l'infime détail porteur de sens, de définir jusqu'aux limites du possible la valeur des mots, de respecter, sans renoncer à la liberté de jugement de l'éditeur, les données incertaines de la tradition manuscrite.» (p. I) L'essentiel des publications de F. Lecoy sur les auteurs des XIV^e et XV^e siècles sont groupées en trois chapitres: I. *Problèmes de méthode* qui s'ouvre sur un article fondamental sur «L'édition critique des textes» (p. 3-9) (publié auparavant dans *Atti del XIV Congresso Internazionale di Linguistica e Filologia romanza*, t. I, Napoli – Amsterdam 1978, p. 501-508) qui s'applique à tous les textes médiévaux et non seulement à ceux de la fin du Moyen Age; F. Lecoy défend la «pratique» de Bédier et réaffirme le respect jusqu'au scrupule des témoins que nous avons conservés «seul bien tangible, concret, authentique, qui nous soit resté» et une retenue très forte dans les retouches et les corrections à apporter aux textes des manuscrits. Suit l'«Analyse thématique et critique littéraire. Le cas du *Fabliau*» (p. 10-23) (dans *Actes du 5^{ème} Congrès des romanistes scandinaves*, Turku 1973, p. 17-31), article dans lequel l'auteur se demande si l'étude des productions médiévales ne pourrait pas être abordée par un autre biais que la méthode historico-psychologique traditionnelle. Sur les traces de V. Propp et choisissant le fabliau *Constant du Hamel* – dont F. Lecoy connaît une cinquantaine de versions plus ou moins divergentes – comme texte d'expérience, il dégage le schéma du conte, construit selon une architecture rigoureuse. «Le conte est comme une phrase dont les éléments peuvent et doivent s'aligner selon les lois d'une syntaxe.» (p. 22).

Le chapitre suivant, II. *Les Textes littéraires*, rassemble sept contributions: «Guillaume de Saint-André et son *Jeu des échecs moralisés*» (p. 27-36) (auparavant dans *Romania* 67 (1942-43), 491-508). «Le *Jeu des échecs* d'Engreban d'Arras» (p. 37-42) (dans *Mélanges E. Hoepffner*, Strasbourg 1949, p. 307-312) F. Lecoy publie le court poème, tiré du manuscrit Paris, B. N. f. fr. 25.566; le *Jus des esqués*, une moralisation rapide du jeu des échecs, ne contient pas d'éléments qui permettent de le dater mais la mention «d'Engreban au tort talon», dans une des sottises chansons du manuscrit Douce 308, autorise l'auteur à le placer dans les dernières années du XIII^e siècle. Au point de vue formel, les rimes de ce jeu (grammaticales, équivo-

ques) méritent une mention particulière. «Note sur quelques ballades de Christine de Pisan» (p. 43–49) (dans *Mélanges R. Guette. Fin du Moyen Age et Renaissance*, Anvers 1961, p. 107–114) Il s'agit de *Ballades de divers propos* que Christine de Pisan a remaniées et amplifiées. «Notes sur le texte ou l'interprétation de quelques vers du *Testament* de Villon» (p. 50–66) (dans *Romania* 80 [1959], 493–514). Ces notes concernent l'établissement du texte et quelques points secondaires d'interprétation. «Farce et Jeu inédits tirés d'un manuscrit de Barbantane» (p. 67–117) (dans *Romania* 92 [1971], 145–199) F. Lecoy publie pour la première fois deux pièces d'un manuscrit conservé dans une collection privée, celle du marquis de Barbantane; après avoir décrit les textes du manuscrit, transcrits par une même main du XV^e s. (à l'exception d'une 'bergerie' de 170 vers copiée au XVI^e s.), l'auteur présente et édite la *Farce pour deux personnages, Lordeau et Tart Abille*, pièce de circonstance de près de 600 vers et le *Jeu a .IIII. personnages*, dont le véritable intérêt réside dans la variété et la richesse de la versification. «Neuf Unica du Manuscrit de Stockholm» (p. 118–128) (dans *Mélanges J. Rychner*, Strasbourg 1978, p. 293–303) F. Lecoy publie les neuf premières pièces, des ballades, du manuscrit de Stockholm Vu 22, recueil disparate, compilé dans le dernier quart du XV^e siècle. «Pain bourgeois, pain faitiz, pain de retrait» (p. 129–134) (dans *Mélanges A. Lombard*, Lund 1969, p. 101–107). Sur la base d'un *Journal*, pour les années 1405–1449, d'un bourgeois parisien anonyme, l'auteur examine la terminologie utilisée pour désigner trois qualités de pain différentes.

Le dernier chapitre s'intitule: *III. Les éditions de textes* et propose cinq comptes rendus: Marcel Cressot, *Vocabulaire des 'Quinze Joyes de Mariage'*, Paris 1939 (p. 137–141) (déjà paru dans *Romania* 66 [1940–41], 547–551); Antoine de la Sale, *Jehan de Saintré*, édité par Jean Misrahi et Charles A. Knudson, Genève – Paris 1965 (p. 142–150) (dans *Romania* 90 [1969], 411–432); *Les 'Mélancolies' de Jean Dupin*, édition critique par Lauri Lindgren, Turku 1965 (p. 151–156) (dans *Romania* 91 [1970], 117–123); Gustave Cohen, *Recueil de farces françaises inédites du XV^e siècle*, Cambridge, Mass. 1949 (p. 157–175) (dans *Romania* 71 [1950], 513–530); Armel Diverres, *La chronique métrique attribuée à Geffroy de Paris*, Paris 1956 (p. 176–186) (dans *Romania* 78 [1957], 105–115).

Marie-Claire Gérard-Zai

*

HERBERT KRÜGER, *Zur Geschichte von «danger» im Französischen*, Diss. Freie Universität Berlin, Berlin 1967, 180 p.

Das hier zum Gegenstand einer Monographie gemachte fr. *danger* stellt einen etymologisch-lexikologischen Problemfall dar. Nicht nur der Ursprung des Wortes hat in der Geschichte der fr. Etymologie zu verschiedenen Interpretationen Anlaß gegeben, sondern auch seine semantische Entwicklung innerhalb des Fr. ist bisher nicht eindeutig geklärt worden, obwohl es an Beiträgen zur semantischen Wortgeschichte des fr. *danger* nicht gefehlt hat, wie Krüger (= K.) in seinem einleitenden Kapitel *Zur Forschung und Problematik von «danger»* zeigt. Gerade dem semantischen Aspekt hat Krüger auch seine Arbeit gewidmet. Um die Bedeutungsentwicklung im einzelnen verfolgen zu können, hat er ein umfangreiches Material (über 400 Belege) zusammengetragen, von dem nur ein Bruchteil (117 Belege) in der Arbeit verwendet wird.

Entsprechend der semantischen Zielsetzung der Arbeit fällt das zweite Kapitel, das die lautliche Form von *danger* zum Gegenstand hat, relativ kurz aus (pp. 22–28). Im ersten Paragraphen wird ein Überblick über die verschiedenen etymologischen Ansätze gegeben, die man zur Erklärung von fr. *danger* vorgeschlagen hat. Dabei wird im Zusammenhang mit

dem heute allgemein anerkannten Etymon *DOMINIARIUM auf die Quellen hingewiesen, in denen sich dieser Ansatz findet (*REW, EWFS, FEW*). Hier hätte erwähnt werden können, daß diese Erklärung auf Littré zurückgeht. Schon 1863 hat dieser in seinem Wörterbuch, gestützt auf das ihm bekannte Belegmaterial und mit der ihm eigenen Intuition, die er auch bei anderer Gelegenheit unter Beweis gestellt hat (cf. die Etymologie von *son* 'Kleie'), die allen Anforderungen genügende Etymologie für *danger* vorgeschlagen. Littré hat übrigens auch schon den Einfluß von *dam* < DAMNUM, wie er selbst noch in neueren Wörterbüchern (*REW, EWFS, FEW, BW, TLF*) zur Erklärung des *a* in afr. *dangier* angenommen wird, mit überzeugenden Gründen abgelehnt (cf. auch *Journal des Savants* 1865 p. 98). Den zweiten Teil dieses der Lautform gewidmeten Kapitels benutzt Krüger dazu, die lautliche Entwicklung von einem nichtbelegten *DOMINIARIUM zu afr. *dangier* in allen Einzelheiten nachzuzeichnen, was zur neuerlichen Rechtfertigung dieser Etymologie sicherlich richtig war, aber auch keine neuen Erkenntnisse zu Tage gefördert hat.

Das dritte Kapitel *Die Begriffsentwicklung*, mit dem Krüger auf die Untersuchung der semantischen Entwicklung von *danger* (Kap. IV) vorbereiten will, bringt zunächst einen soziologisch orientierten Paragraphen mit einem Überblick über die Besitzverhältnisse in der spätrömischen und frühmittelalterlichen Landwirtschaft, weil der Ursprung von fr. *danger* nach Krüger im ländlichen Milieu zu suchen ist. Im folgenden geht Krüger dann der Wortbildung von *danger* nach, wobei er den zugrundeliegenden Stamm und das Suffix näher untersucht. Für den Stamm läßt sich nach Krüger sowohl DOMINUS 'Grundherr, Feudalherr' als auch DOMINIUM 'Herrschaft, Besitz' annehmen. Die Affrikata in afr. *dangier* läßt aber doch wohl nur die zweite Möglichkeit zu. Im übrigen hat schon E. Richter, *Chronologische Phonetik des Fr.* p. 192 festgestellt, daß es sich um eine späte Bildung handeln muß, also ein *DOMMIARIU anzusetzen ist. Es folgt bei Krüger eine kurze Beschreibung der wichtigsten Funktionen des lat. Suffixes *-arius*. Interessanter sind die sich daran anschließenden Mutmaßungen des Autors zum Ursprung und Charakter von lat. *DOMMIARIU/afr. *dangier*. Danach ist – da DOMINUS als unmittelbarer Ausgangspunkt ausscheidet – als Bedeutung für *DOMMIARIU 'das zum Herrschaftsgebiet (des Grundherrn) Gehörige' bzw. 'Gebiet, das dem Herrn zugehörig ist' anzunehmen. Aus der Tatsache, daß afr. *dangier* ein Erbwort ist, folgert Krüger ferner, «daß die Entwicklung im Volke und seiner Sprache vor sich gegangen ist» sowie «daß DOMMIARIU von den dem DOMINUS Untergebenen geprägt wurde» (p. 39) und noch deutlicher «daß das Wort im 5. bis 7. Jahrhundert bereits ein integrierender Bestandteil der bäuerlichen Umgangssprache gewesen sein muß» (p. 40). Krüger ist offenbar der Meinung, daß ein Erbwort nur in der Sprechweise des niederen Volkes hat entstehen können, was natürlich nicht zutrifft. Auch die weitgehend ungebildete, des Lateins unkundige Herrenschaft des fraglichen Zeitraums war durchaus zur Bildung eines solchen Erbwortes in der Lage. Auch im folgenden konfrontiert Krüger seine Leser mit klar umrissenen Vorstellungen zur Frühgeschichte von lat. *DOMMIARIU/afr. *dangier*. Danach ist aus dem lokalen Sinn die Bed. 'Herrschaftsbereich' hervorgegangen, die den pejorativen Nebensinn 'Machtbereich' entwickelt hat. Die Zugehörigkeit zur untersten Sprachstufe – Krüger spricht von plebejischer Herkunft – sowie der pejorative Sinn sollen das Wort daran gehindert haben, «in die gehobenen Schichten einzudringen und sich somit einen Platz in der schriftlichen Überlieferung zu sichern» (p. 40). Erst den gesellschaftlichen Veränderungen des 11. und 12. Jahrhunderts ist es nach Krüger zuzuschreiben, «daß das Wort herauskam aus der 'Abgeschlossenheit des sermo rusticus' und nach einem halben Jahrtausend in der 'Stadtluft frei' wurde» (p. 40). Diesen sehr weitgehenden Annahmen steht nur wenig faktische Substanz gegenüber. In der Tat stützen sie sich allein auf die beiden Tatsachen, daß Belege für *DOMMIARIU im frühen Mittellateinischen nicht bekannt sind und daß afr. *dangier* zum ersten Mal im *Charroi de Nîmes* (1. Hälfte 12. Jh.) belegt ist. Die

Frage ist also, ob Krüger mit einzelnen Gliedern seiner Annahmekette nicht zu weit gegangen ist, auch wenn es als sicher gelten darf, daß *DOMMJARIU im ländlichen Milieu entstanden ist. – Da unser Wort ursprünglich an den Landbesitz gebunden war, stellt sich Krüger mit Recht die Frage, ob *danger* nicht in der fr. Toponymie seinen Niederschlag gefunden hat. Krüger hat hierzu vor allem die einschlägigen Kompendien konsultiert (Longnon, Vincent, Gröhler etc.); ferner hat er das *Dictionnaire topographique du dép. de la Sarthe* und das *Dict. topographique du dép. d'Eure-et-Loir* (nicht Eure-et-Loire!) herangezogen. Dabei hat Krüger keine ON feststellen können, die einwandfrei auf *DOMMJARIU zurückgehen. Es ist aber zu sagen, daß Krüger das zur Verfügung stehende toponomastische Material keineswegs vollständig ausgeschöpft hat. Erst wenn man nicht nur zwei Einzelbände des *Dict. topographique de la France*, sondern die bisher erschienenen ca. 20 Bände zu nordfranzösischen Départements durchgesehen hat, wird man eine verbindliche Aussage zum tatsächlichen Vorkommen von *DOMMJARIU in fr. ON machen können. – Im folgenden greift Krüger die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse unter besonderer Berücksichtigung der Landwirtschaft wieder auf und führt sie bis zum 12. Jahrhundert weiter, wobei er vor allem auf die Entstehung des Feudalwesens eingeht. Dabei versucht der Autor, die frühe Entwicklungsgeschichte des nichtbelegten *DOMMJARIU bzw. des noch nicht belegten afr. *dangier* in die soziologische Darstellung einzuflechten, was notgedrungen zu weiteren Mutmaßungen Anlaß gibt: «Vom 7. bis zum 9. Jahrhundert und ebenso im ersten âge féodal vom 9. bis zum 11. Jahrhundert blieb *dangier* weiterhin an seinen Ursprungsort – an die Grundherrschaft aus der Sicht des Untertanen gesehen – gebannt und somit für den Linguisten, der um die Erschließung bemüht ist, weiterhin im Dunkeln, aber nicht verborgen oder unerreichbar» (p. 45). Wenn mit dem subtilen Unterschied, der am Ende des Zitats gemacht wird, angedeutet werden soll, daß man den für uns unbekannten Teil der Entwicklungsgeschichte von lat. *DOMMJARIU bzw. afr. *dangier* mit bloßen Annahmen erhellen kann, so ist dies ein eher riskantes Unternehmen, um so mehr als Krüger wie erinnertlich von der recht zweifelhaften Voraussetzung ausgeht, ein Erbwort wie *danger* könne nur im bäuerlichen Milieu entstanden sein. Auch an anderer Stelle versucht Krüger eine Verbindung zwischen der gesellschaftlichen Entwicklung im mittelalterlichen Frankreich und der Wortgeschichte von afr. *dangier* herzustellen: «Es dürfte sich kaum um einen Zufall handeln, daß in dieser bewegten Zeit der Umstrukturierung von Bevölkerung und Grundherrschaftswesen um 1150 der erste der danach nicht mehr abreißenden Kette von Belegen für *dangier* zu finden ist» (p. 48). Auch diese Verbindung ist nicht mehr als eine bloße Vermutung. So sinnreich eine soziologische Betrachtungsweise auch sein mag, der Krüger in diesem Zusammenhang das Wort redet (p. 40 N1), in unserem Falle ist sie sicher überfordert, weil sie fehlende Belege eben auch nicht ersetzen kann. – Das dritte Kapitel schließt mit einem Paragraphen, in dem Krüger versucht, die verschiedenen Bedeutungen, in denen *dangier* im Afr. belegt ist, rein psychologisch aus dem Spannungsverhältnis zwischen dem übergeordneten, aktiven Menschen, dem Herrn, und dem untergeordneten, passiven Menschen, dem Untertan, zu entwickeln.

Das Kernstück der Arbeit ist das umfangreiche vierte Kapitel (pp. 56–173), in dem Krüger das von ihm ausgewählte Belegmaterial interpretiert. Syntaktische Verbindungen sind dabei ausreichend berücksichtigt worden; während die verbalen Verbindungen (*estre en dangier*, *avoir dangier*, *tenir en dangier* etc.) den einzelnen Bedeutungen zugeordnet sind, werden die adverbialen Verbindungen (*sanz dangier*, *à dangier*, *par dangier*) gesondert behandelt. Wenn Krüger in der Einleitung zu diesem Kapitel (p. 57) die Meinung vertritt, daß die am Beginn der Überlieferung am häufigsten vertretene Verbindung *estre en dangier* «ein weiterer Beweis für die Herkunft des Wortes von der unteren sozialen Stufe» sei, so ist auch dies wiederum nur eine Annahme. Andererseits ist ihm zuzustimmen, wenn er an gleicher

Stelle darauf hinweist, daß die Bed. 'Gefahr' in afr. Zeit noch nicht vorhanden ist. Dieser ausdrückliche Hinweis ist durchaus berechtigt, weil nach Angabe einschlägiger Wörterbücher (*FEW*, *BW*, *Grand Dict. Larousse de la langue fr.*) die Bed. 'Gefahr' immer noch zum ersten Mal im 13. Jahrhundert belegt ist (die Angabe geht auf eine verfehlt interpretierte Belegstelle aus der *Clef d'amor* im Gdf 9, 273 zurück). Den eigentlichen Interpretationsteil des Kapitels überschreibt Krüger folgerichtig *Die Belege vor der Bedeutung 'Gefahr'*. Hier werden nun die verschiedenen Bedeutungen, in denen das afr. *dangier* belegt ist ('Herrschaft, Macht, Gewalt', 'Schwierigkeiten, Hindernisse', 'Mangel, Furcht, Unterdrückung', 'Auflehnung, Hochmut'), an Hand ausgewählter Belege behandelt. Die Art, wie die einzelnen Belege interpretiert werden, muß als überzeugend bezeichnet werden. Jeder Beleg wird in einem ausreichenden Kontext zitiert; es folgt eine Übersetzung der ganzen Stelle; schließlich werden noch bereits vorliegende Interpretationen aus den Textausgaben bei der endgültigen Festlegung der Bedeutung berücksichtigt. Dieses Vorgehen gestattet dem Leser, die Zuordnung der Belege zu den einzelnen Bedeutungen nachzuvollziehen. Im Rahmen der semantischen Analyse des afr. *dangier* geht Krüger auch ausführlich auf seine Verwendung in der Minneterminologie ein, wobei hier die Frau die Herrschaft (*dangier*) ausübt. Schließlich findet auch noch das Vorkommen von *dangier* in der Verwaltungssprache Erwähnung; hier wird unser Wort einmal – auf die Normandie beschränkt – zur Bezeichnung einer Abgabe verwendet, zum andern kommt es in der Verbindung *fief de dangier* als lehnsrechtlicher Terminus vor.

Näher soll noch einmal eingegangen werden auf den letzten Paragraphen des umfangreichen vierten Kapitels, in dem sich Krüger zur weiteren Entwicklung von *danger* bis zur Bed. 'Gefahr' äußert. Ganz allgemein stellt Krüger hier fest, daß *danger* in mfr. Zeit seine Bedeutungsvielfalt verloren hat. Auch die meisten syntaktischen und adverbialen Verbindungen mit Ausnahme von *estre en danger de qn* sind davon betroffen, so daß *danger* jetzt mehr und mehr isoliert gebraucht wird. Bei der Erklärung der Entwicklung zu 'Gefahr', die natürlich von besonderem Interesse ist, geht Krüger von der Bedeutungsstufe 'Unannehmlichkeiten, unangenehme Möglichkeiten' aus (p. 172). Er zitiert dazu aus Texten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts *danger* in den Syntagmen *au danger de la vie* und *en danger de ruine*, in denen *danger* nach Krüger die Bed. 'Gefahr' noch nicht voll erreicht haben soll, was nicht ganz einzusehen ist. Die Bed. 'Gefahr' liegt auch für ihn vor in Charrons *Traité de la sagesse* (1601), wo es heißt «il y a danger que l'esprit s'esgarera». Am Ende dieser recht skizzenhaften Darstellung stellt Krüger fest: «Die Entwicklung zu 'Gefahr', deren Anfänge im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts zu suchen sind, ist mit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts als abgeschlossen anzusehen» (p. 173). Diese Feststellung hätte man gerne mit mehr Texten belegt sehen mögen, vor allem für das zweite Viertel des 16. Jahrhunderts, in dem sich nach Krüger die Bedeutungsentwicklung zu 'Gefahr' angebahnt hat. Besonders kraß ist der Mangel an Belegen auch für das 15. Jahrhundert; es werden in diesem letzten Paragraphen des Kapitels IV nur zwei Belege nach Gdf zitiert, während bekannte Texte und Autoren des 15. Jahrhunderts (*Quinze joies de mariage*, A. de la Sale, Villon, *Cent nouvelles nouvelles*) unberücksichtigt bleiben. Bei der dünnen Materialdecke, auf Grund deren Krüger den Bedeutungswandel zu 'Gefahr' für das 16. Jahrhundert angenommen hat, wäre es sicher angezeigt gewesen, sich nach rückwärts durch Stichproben in Texten des 15. Jahrhunderts abzusichern. Es deutet eben doch einiges darauf hin, daß die Bed. 'Gefahr' älter ist, als es Krüger annimmt. Was die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts betrifft, so ist noch auf das *Dictionarium latino-gallicum* (1538) von R. Estienne aufmerksam zu machen. Hier wird das Lemma *periculum* mit 'péril, danger' glossiert; in den darauffolgenden Beispielsätzen wird *periculum* durchweg mit *danger* übersetzt, so z. B. *periculum subterfugere* – *fuyr le danger*, *periculum adire* – *se mettre en danger*, *in periculo esse* – *estre en danger*. Da *danger* auch schon in

der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Bed. 'Gefahr' gehabt hat und nicht erst auf dem Wege dahin war, ist es naheliegend, nach entsprechenden Belegen im 15. Jahrhundert zu suchen. Eine Durchsicht der oben genannten Texte und Autoren hat folgendes ergeben: In den *Quinze joies de mariage* vom Beginn des 15. Jahrhunderts kommt noch *estre en dongier de qn* 'être à la merci de' und *dongereux* 'capricieux, difficile' vor (cf. Glossar der éd. Rychner). Antoine de la Sale verwendet *danger* dagegen bereits in der Bed. 'Gefahr', so im *Paradis de la reine Sibylle* (nach 1420) «Et si bien eusse voulu, sans grant dangier de ma personne je n'eusse peu» (éd. Desonay p. 15) und im Jehan de Saintré (1456) «... pour le tresgrant dengier ou ils le veoient, ...» (éd. Misrahi/Knudson p. 158). Auch Villon kennt schon die neue Bedeutung, wie der folgende Beleg aus dem *Testament* zeigt: «Si aperçoy le grant dangier / Ouquel homme amoureux se boute» (v. 569s., éd. Thuasne I p. 200, cf. II p. 198); auch das Adjektiv hat bei Villon schon die Bed. 'gefährlich': «Raines, crappaulx et bestes dangereuses» und «En sublimé, dangereux a touchier» (*Testament* v. 1439, 1442, éd. Thuasne I p. 239, 240). In anderen Belegen bei Villon hat *dangier* noch nicht die Bed. «Gefahr», so in «Orpheüs, ... / ... / En fust en dangier du murtrier / Chien Cerberus a quatre testes» (*Testament* v. 633ss., éd. Thuasne I p. 203) mit der Bed. 'à la merci de' und in «Pour obvier a ces dangiers / Mon mieulx est, ce croy, de fouïr» (*Le Lais* v. 41s., éd. Thuasne I p. 161), wo die Bedeutung 'Gefahren' oder auch nur 'Schwierigkeiten' sein kann (cf. den Beleg 113 bei Krüger p. 171). Die Bed. «Gefahr» liegt dagegen wieder eindeutig in einem Text von 1459/60 vor: «Parquoy leurs femmes et leurs biens estoient en grant dangier desdit gens de guerre» (Gdf 9,273). In den *Cent nouvelles nouvelles* (ca. 1462), die Krüger seltsamerweise Ludwig XI. zuschreibt (p. 156, 168), kommt *dangier* nach den Angaben im Glossar der éd. Sweetser nur in den älteren Bedeutungen des Wortes vor: *Dangier* als allegorische Gestalt (Nov. 13 Zeile 32) bzw. als davon hergeleiteter Name (37,130; cf. Krüger loc. cit.) sowie *dangier* in den Bed. 'manque' (30,152) und 'domination' (87,109), so daß der Eindruck entsteht, in den *Cent nouvelles nouvelles* würde *dangier* noch nicht in der Bed. 'Gefahr' verwendet. Eine Durchsicht des Textes bestätigt aber die Vermutung, daß der Herausgeber im Glossar nur die älteren, nicht mehr geläufigen Bedeutungen erfaßt hat, während die Belege für die neue Bedeutung, die in der Novellensammlung im ganzen häufiger sind, nicht berücksichtigt wurden; cf. etwa «pour eviter ce danger et aultres plusieurs» (Nov. 13 Zeile 141), «vostre femme est fort aggravée de chaulde maladie et en dangier de mort» (20,152), «La jeune fille, qui se veoït en ce dangier, ...» (24,99), «Car le dangier y est bien grand s'il venoit a leur coïgnissance» (30,156), cf. ferner 30,165, 70,114, 95,42, 98,30. Auch das Adjektiv hat die Bedeutungsentwicklung des Substantivs mitgemacht: «une fenestre haulte et dangereuse a monter» (57,45) und «Et long temps a qu'il ne fist aussi perilleux et dangereux chevaucher comme il a fait tout l'yver» (89,65). Aus den zitierten Belegen geht eindeutig hervor, daß die Bed. 'Gefahr' bereits im 15. Jahrhundert existiert hat; andererseits haben sie aber auch gezeigt, daß die neue Bedeutung die anderen Verwendungen noch nicht ganz verdrängt hat. Bekanntlich will Krüger die nfr. Bedeutung von *danger* aus der Bed. 'Schwierigkeiten, Unannehmlichkeiten' (cf. p. 171s. seiner Diss.) herleiten. Auch Littré hat bereits in seinem Wörterbuch die gleiche Erklärung für die Entstehung der modernen Bedeutung vorgeschlagen, während er in seiner Besprechung der Ausgabe des *Hugues Capet* von La Grange (*Journal des Savants* 1865 p. 98s.) den Ausgangspunkt für die Bed. 'péril' unmittelbar in der Bed. 'domination, pouvoir' (in *estre en dangier de qn*) sieht. Er untermauert dies mit zwei Stellen aus dem besprochenen Text: «S'a le conte d'Estampes prison en son dangier» und «Mais d'une courtoisie li miens cors s'amentoit, / C'a me fille fesistes qui en dangier estoit». In der ersten Stelle liegt die Bed. 'Gewalt' vor. Was die Interpretation der zweiten Stelle angeht, so drückt sich Littré vorsichtig aus: «Ici le sens de *dangier* est tellement mixte qu'il fait à la fois souvenir du pouvoir des larrons qui tenaient

cette fille, et du péril qu'elle courait parmi eux». Auch wenn letztere Stelle noch nicht eindeutig die Existenz der Bed. 'Gefahr' belegt, so wird doch in der Verwendung der syntaktischen Verbindung *estre en dangier* ohne determinierendes Genitivattribut ein möglicher Ausgangspunkt für eine solche Entwicklung sichtbar (im *TLF* ist diese Stelle übrigens als Erstbeleg für die Bed. 'Gefahr' in Anspruch genommen worden). Da die von Littré vorgeschlagene semantische Entwicklung 'Gewalt' > 'Gefahr' von den etymologischen Wörterbüchern des Fr. (*EWFS*, *BW*, *Dauzat*) übernommen worden ist, wäre es gut gewesen, wenn Krüger sich mit dieser Erklärung auseinandergesetzt hätte. Auch die Stellen aus dem *Hugues Capet* haben in Krügers Arbeit keine Berücksichtigung gefunden, obwohl seine Belege für das 14. Jahrhundert nicht sonderlich zahlreich sind. Während Krügers detaillierte Darstellung der semantischen Entwicklung von *danger* im Afr. überzeugend wirkt, läßt seine Behandlung des Wortes im 14. und 15. Jahrhundert infolge eines eher spärlichen Belegmaterials noch etliche Fragen offen. Es wäre daher durchaus angezeigt, die Entwicklungsgeschichte von *danger* im Mfr. mit zusätzlichen Materialien noch einmal aufzugreifen.

An dieser Stelle sollen sich noch ein paar Einzelbemerkungen zur vorliegenden Arbeit anschließen. Die Bibliographie II (pp. 13–17), in der Krüger die Sekundärliteratur zusammengestellt hat, weist zahlreiche Ungenauigkeiten auf, die sich im einzelnen nicht aufführen lassen. Auch wird sie mit Titeln aufgefüllt, die nichts mit dem Thema zu tun haben (Th. Engwer, *Vom Passiv und seinem Gebrauch im heutigen Fr.*; F. Neumann, *Über einige Satz Doppelformen der fr. Sprache*). Wenn schon ein neuprovenzalisches Wörterbuch herangezogen wird, wofür eigentlich kein Grund vorliegt, dann sollte es Mistral's *Trésor* sein und nicht das *Dict. provençal-fr.* von Xavier de Fourvières. – Häufig sind auch die Tippfehler in den afr. Zitaten (so etwa in den Belegen 35, 63, 79, 84a, 87, 94, 97, 100, 110, 112, 115, 117). Im Schema p. 139 muß es zu *par dangier* C 3 b richtig «durch fremde Willensausübung» (nicht eigene!) heißen. – Auch einige Übersetzungs- bzw. Interpretationsfehler fallen auf: so etwa wird afr. *maintenant* konstant mit «jetzt» übersetzt (Beleg 22, 30, 35); afr. *dejuste* ist nicht «gegenüber» (B. 35); *wienage* ist nicht ein «Recht auf die Schiffe», sondern eine altpikardische Entwicklung von *vinage* (B. 49); das in der Besprechung des Belegs 50 verwendete *subjection* gibt es im Nfr. nicht mehr und sollte durch *sujétion* ersetzt werden; *riches homes mult e felons* sind natürlich nicht «reiche Leute, groß an Zahl und hinterlistig» (B. 64); *atant* in Beleg 74 v. 3311 ist nicht Adverb, sondern Verbalform von afr. *atandre*; in Beleg 95 v. 524 paßt die Übersetzung nicht zum zitierten Text, wohl aber zur Variante, die T-L, *AW* davon gibt; in Kapitel 54 (*Inscription mise sur la grande porte de Theleme*) des *Gargantua* ist nicht von «mastins als de Dangier palatins» (p. 168) die Rede, sondern beide sind gleichermaßen nicht willkommen. – Während es p. 21 heißt, daß sich die ältesten Belege für afr. *dangier* in den Handschriften der Gruppe A des *Charroi de Nîmes* befinden, ist p. 114 die Rede von Handschrift B. – Die chronologischen Angaben zu den einzelnen afr. Werken, wie sie von Krüger im Text selbst gegeben werden, weichen z. T. ganz erheblich von den entsprechenden Daten in der chronologischen Übersicht der behandelten Belege ab, die Krüger am Ende seiner Dissertation gibt (p. 177) und für die er offenbar R. Levys *Chronologie approximative de la littérature fr. du moyen âge* benutzt hat. – Der Beleg 76 aus Adam de la Hales *Jeu de la Feuillée* (p. 132) wird in der chronologischen Übersicht (p. 177) irrtümlich dem *Jeu d'Adam* zugeschrieben. – Daß Ludwig XI. kommentarlos als Autor der *Cent nouvelles nouvelles* angenommen wird (p. 156, 168), wurde schon erwähnt. – Schließlich soll noch darauf hingewiesen werden, daß der *Gargantua* mit 1550 wohl doch etwas zu spät angesetzt worden ist.

Mag die vorliegende Arbeit auch einige Mängel aufweisen, so kann man ihr doch nicht das Verdienst absprechen, eine erschöpfende Darstellung der semantischen Entwicklung des afr. *dangier* geliefert zu haben.

Otto Jänicke

Grammaire et méthode au XVII^e siècle, sous la direction de PIERRE SWIGGERS, avec la collaboration de MICHEL LE GUERN, ODILE LE GUERN-FOREL, FRANS-JOZEF MERTENS et JEAN STÉFANINI, Leuven (Peeters) 1984, 110 p.

A l'heure où l'histoire de la linguistique est à la mode, les grammairiens français du XVII^e siècle n'ont pas encore été l'objet de toute l'attention qu'ils mériteraient. C'est que – exception faite de la *Grammaire générale et raisonnée* de Port-Royal – leurs ouvrages sont considérés le plus souvent comme purement empiriques, décrivant la langue dans un cadre modelé plus ou moins sur la grammaire latine et apportant peu de nouveau sur le plan de la méthode¹. On saura donc gré à M. Swiggers d'avoir réuni des études qui envisagent l'œuvre de quelques-uns de ces grammairiens précisément du point de vue méthodologique.

Dans son article introductif («La méthode dans la grammaire française du dix-septième siècle», p. 9–34), M. Swiggers montre d'abord l'apparition des termes *méthode*, *methodique* dans les titres des ouvrages grammaticaux postérieurs au *Discours de la méthode* de Descartes (1637), à commencer par la *Nouvelle méthode pour apprendre facilement les principes et la pureté de la langue françoise* de Claude Irson (1656); mais il rappelle ensuite que, dès 1644, paraissait la *Nouvelle méthode pour apprendre... la langue latine* de Claude Lancelot. Il est vrai que, dans cette première version, l'ouvrage reste encore bien traditionnel; mais, d'édition en édition, Lancelot va essayer d'y apporter, de même qu'à ses manuels de grec, d'italien et d'espagnol, des fondements théoriques, s'inspirant d'ailleurs moins de Descartes que de Sanctius et de ses commentateurs.

Toutefois, c'est la *Grammaire générale et raisonnée*, fruit de la rencontre du grammairien Lancelot et du philosophe Arnauld, qui reste, comme le rappelle M. Swiggers, «la synthèse la plus originale du courant methodique dans la grammaire du XVII^e siècle» (p. 22). M. Swiggers croit donc utile de reprendre l'analyse de la démarche méthodologique des deux auteurs, démarche dont l'originalité, conclut-il, réside dans le «rapprochement unifiant de la grammaire descriptive et de la logique analytique» (p. 33).

On le savait, et M. Roland Donzé, pour ne citer que lui, l'a exprimé avec toute la netteté souhaitable, voici bientôt vingt ans². L'introduction de M. Swiggers manque donc un peu son but; il aurait été plus intéressant, mais plus difficile aussi, de cerner davantage la place de la *Grammaire générale et raisonnée* dans l'évolution des idées linguistiques du XVII^e siècle³.

¹ Ainsi, pour J.-C. Chevalier, avant 1660, «les grammairiens de salon voilent, sous le manteau pailleté de la rhétorique, la confusion de leurs confrères enseignants, colmatent tantôt ci tantôt là, les brèches d'un appareil hâtivement organisé»; après, si la *Grammaire générale et raisonnée* «jouit immédiatement d'un grand prestige, ... on n'en tire guère profit, on en ramasse des brouilles, on laisse en friche les terres qui seront le plus fécondes» (*Histoire de la syntaxe*, Genève 1968, p. 479, 540).

² R. DONZÉ, *La Grammaire générale et raisonnée de Port-Royal*, Berne, ¹1967, ²1971. – Je cite la 2^e édition, p. 173: «L'étude du français entre ainsi (sous forme de fragments détachés) dans celle du langage considéré comme la faculté d'exprimer ses pensées: c'est que la grammaire est à la foi un *art de parler* (analogue, dans son ordre, à ce qu'est la logique dans le sien: un *art de penser*) et la *connaissance des principes* qui rendent la langue propre à l'expression de ce qui se passe dans l'esprit.» Cf. aussi J.-C. CHEVALIER, *op. cit.*, p. 483–539.

³ Sur ce point, l'unanimité est loin d'être faite. Cf. d'une part J.-C. CHEVALIER, *op. cit.*, p. 499: «C'est là la révolution; jusque-là, on décrit des structures qui renvoient par miroitement à une pensée, mais on envisage toutes ces structures comme apparentées, comme étant en quelque sorte des variables de types, dont le latin donne un bon exemple; on raisonne au niveau du discours, de la forme de l'expression; à partir de Port-Royal, on raisonne au niveau de la forme du contenu.» Mais d'autre part, si l'on compare la *Grammaire générale et raisonnée* à la production grammaticale latine de l'époque, sa nouveauté paraît moins absolue; cf. G. A. PADLEY, *Grammatical theory in Western*

Toujours est-il que c'est bien par rapport ou par opposition à Port-Royal que se situent les autres études contenues dans ce volume. Jean Stéfani (1901-1982) («Méthode et pédagogie dans les grammaires françaises de la première moitié du XVII^e siècle», p. 35-48) examine les trois ouvrages grammaticaux les plus connus qui ont paru dans la soixantaine d'années précédant la publication de la *Grammaire générale et raisonnée*: ceux de Maupas (1607), d'Oudin (1632) et de Chiflet (1659)⁴. Praticiens avant tout, leurs auteurs s'intéressent moins à la doctrine qu'à la pédagogie, et c'est un problème pédagogique qui est au centre de leurs préoccupations: dans l'enseignement d'une langue, faut-il s'adresser avant tout à la mémoire ou à l'intelligence, faire apprendre par cœur paradigmes et tournures de phrase ou exercer l'esprit d'analyse? Mais, à travers cette question pratique, transparait le débat qui, depuis le XVI^e siècle, domine la grammaire française et qui va se polariser avec Vaugelas et Port-Royal: quelles sont, dans une langue, les parts respectives de l'usage et de la rationalité?

Leurs préoccupations pédagogiques, comme leur dépendance à l'égard de la grammaire latine, n'empêchent d'ailleurs pas nos auteurs de renouveler l'analyse de certains faits grammaticaux: ainsi Maupas donne une description exacte et nuancée de la valeur des temps verbaux, description reprise et simplifiée par Oudin; quant à Chiflet, J. Stéfani souligne surtout son refus «de règles fondées sur quelques exemples qui appellent autant de contre-exemples», attitude qui n'est pas sans évoquer «l'exigence cartésienne de dénombrements complets» (p. 47).

Cependant, le principal mérite de ces trois grammairiens est leur succès pédagogique; et J. Stéfani va jusqu'à se demander si, dans l'apprentissage d'une langue, l'assimilation d'une description systématique est nécessairement supérieure au développement d'automatismes mémoriels: «Qui peut assurer qu'une présentation rationnelle de formes, de structures grammaticales les fera nécessairement mieux retenir et comprendre qu'une série de règles de détail auxquelles s'attachent tels souvenirs amusants, telle inflexion de voix, telle particularité typographique?» (p. 48). La question reste posée aux pédagogues d'aujourd'hui.

C'est à un oiseau de plus haut vol que nous avons affaire avec Bernard Lamy, professeur d'humanités, philosophe, théologien, disciple de Descartes et ami de Malebranche. Parmi ses nombreux ouvrages, *La Rhétorique ou l'art de parler* est le plus célèbre: elle eut plus de vingt éditions de 1675 à 1757.

Ainsi que le montre M. Michel Le Guern («La méthode dans *La Rhétorique ou l'art de parler* de Bernard Lamy», p. 49-67), Lamy est constamment préoccupé de méthode, à la fois au sens théorique et au sens pédagogique de ce terme. Mais au lieu d'opposer recherche et didactique, il établit entre elles une équivalence: l'autorité du maître n'est qu'un substitut provisoire de l'activité intellectuelle indépendante. Dès lors, «il ne suffit pas au maître de communiquer à son élève un savoir; il lui faut le construire de telle manière que l'élève puisse le reconstruire lui-même lorsque sa raison se sera affermie» (p. 52).

Il y a plus. Lamy, suivant en cela Descartes et Malebranche, ne distingue pas entre analyse et synthèse, entre «l'ordre qu'on suit pour trouver la vérité» et «l'ordre qu'on suit pour l'exposer» (p. 57). La méthode relève pour lui entièrement de l'heuristique; quant à l'art de présenter les découvertes, il n'en est «en quelque sorte qu'un corollaire implicite» (p. 59). Par conséquent, la rhétorique – qui est l'art de persuader – n'a pas à contenir un exposé de la méthode, qui relève de l'art de penser; en revanche, la méthode est essentielle dans la constitution même de la rhétorique.

Europe, 1500-1700, Cambridge 1976, p. 258: «To speak, as Chevalier does, of the 'revolution' of Port-Royal insights concerning the underlying logical deep structure is to treat them as original when they simply form part of a developing tradition.»

⁴ Je cite les dates des premières éditions.

Ici encore, la démarche de Lamy est cartésienne: «c'est l'objet de la recherche qui impose les contraintes de méthode» (p. 60). De là, notamment, l'importance attribuée à l'aspect corporel du langage. Lamy ne se contente pas de traiter largement de la phonétique et de décrire l'anatomie et la physiologie des organes de la parole; il met encore les figures de rhétorique en rapport avec les passions, qu'il définit comme des réalités psychophysiologiques; il tente même une explication physiologique de la différence des styles individuels. En somme, sa *Rhétorique* «présente le langage comme une activité à laquelle contribuent également le corps et l'âme» (p. 65).

M. Le Guern marque ainsi les divergences entre Lamy et Port-Royal. Alors que la *Logique* distingue et met sur le même pied l'aspect heuristique et l'aspect didactique de la méthode, ce dernier passe au second plan chez Lamy; alors qu'Arnauld et Lancelot considèrent le langage presque exclusivement comme une activité de l'esprit humain, Lamy y voit un phénomène psychophysiologique: en tout cela, il est plus proche de Descartes que des Solitaires, très ancrés encore, quoi qu'on en ait dit, dans l'aristotélisme et la tradition médiévale.

Si Bernard Lamy est un personnage bien connu, il n'en est pas de même pour Denis Vairasse d'Allais, obscur auteur d'un roman fantastique, *Histoire des Sevarambes* (1677-1678), et d'une *Grammaire methodique... de la langue françoise*, parue en 1681.

Dans l'*Histoire des Sevarambes* déjà, Vairasse d'Allais montre ses intérêts linguistiques: il imagine et décrit une langue entièrement rationnelle que Sevarias, fondateur du royaume des Sevarambes, aurait formée à partir de leur idiome primitif. Il n'est pas étonnant que, dans sa *Grammaire methodique*, il prétende également à la rationalité, par opposition à ses prédécesseurs et à ses concurrents.

M. Swiggers, qui a présenté ailleurs la langue des Sevarambes⁵, rend compte ici de la *Grammaire methodique* («Méthode et description grammaticale chez Denis Vairasse d'Allais», p. 68-87). Vairasse d'Allais commence par distinguer, d'une part, entre grammaire «vocale» et grammaire «littérale» et, d'autre part, entre grammaire générale et grammaire particulière. Il n'explique pas davantage cette dernière distinction: aussi n'écrit-il qu'une «grammaire particulière» du français. En revanche, il compare attentivement phonétique et graphie françaises, pour conclure à leur inadéquation: d'où une tentative de réforme de l'orthographe, ni plus ni moins rationnelle que tant d'autres et, comme tant d'autres, bien oubliée aujourd'hui.

La partie morphologique de la *Grammaire methodique*, moins hardie, s'organise autour du schéma habituel des parties du discours, l'auteur ne risquant que ça et là quelques vues originales, que lui inspire notamment sa connaissance de l'anglais⁶. Le bref chapitre sur l'étymologie ne manque pas d'intérêt. Il commence par la distinction entre l'étymologie «éloignée», qui cherche l'origine des mots dans d'autres langues, et l'étymologie «prochaine», qui n'est pas autre chose que l'étude de la dérivation. Vairasse ne s'occupe que de cette dernière, dans le souci louable de rester sur le plan synchronique. Quant au chapitre sur la syntaxe, qui mêle accord et rection, il constitue un recul par rapport à Port-Royal, qui avait bien distingué ces deux types de construction.

La *Grammaire methodique* de Vairasse d'Allais, malgré les prétentions de son auteur, n'apporte donc pas un progrès décisif dans l'évolution des méthodes grammaticales; elle en

⁵ Cf. PIERRE SWIGGERS, «La langue des Sevarambes», in: *La linguistique fantastique*, Paris 1985, p. 166-175.

⁶ Par exemple la distinction entre noms *dividuels* et noms *individuels* lui a été inspirée sans doute par la comparaison entre l'article partitif du français et l'absence d'article en anglais, ainsi qu'il l'explique dans sa *Short and methodical introduction to the French tongue*, Paris 1683, citée par M. Swiggers, p. 83: «du pain: bread/some bread/any bread; un garçon: a boy; le garçon: the boy».

constitue néanmoins un chaînon non négligeable, et l'analyse qu'en fait M. Swiggers la met utilement à notre portée.

La dernière contribution du volume («Louis Thomassin: *La Methode d'étudier et d'enseigner chrétiennement et utilement la grammaire ou les langues, par rapport à l'Écriture Sainte, en les réduisant toutes à l'Hebreu* (1690)», p. 88–94), due à Mme Odile Le Guern-Forel, concerne un ouvrage très différent des précédents. Thomassin est un théologien pour qui le savoir, quel qu'il soit, ne vaut que par son rapport avec la foi: ainsi la connaissance des langues, dit-il, sert à «faciliter la propagation de l'Évangile et de l'Église par tout le monde». D'autre part, il est persuadé que toutes les langues descendent en dernier ressort de l'hébreu, langue des origines; pour les apprendre, il faut donc remonter progressivement à la source: du français et des autres langues romanes au latin, du latin au grec, du grec à l'hébreu. D'ailleurs ce dernier, ainsi que l'écrit Mme Le Guern-Forel (p. 94), n'est pas seulement pour Thomassin «l'instrument d'une connaissance et d'une compétence linguistique plus étendues», mais encore «la clef d'un savoir universel», puisque le premier homme a nommé les choses en hébreu et que, en les nommant, il a pénétré du même coup leur nature profonde.

Là, nous sommes en plein mythe. Mais nous voyons mieux, par contraste, combien d'obstacles ont dû vaincre ceux qui ont voulu introduire plus de rationalité dans notre savoir humain, qu'il fût linguistique, théologique ou de toute autre nature.

L'ouvrage se termine par une «bibliographie raisonnée» de «la grammaire française du XVII^e siècle», dont les auteurs sont Pierre Swiggers et Frans-Jozef Mertens. A vrai dire, on ne voit pas très bien les principes qui ont présidé à l'établissement de cette bibliographie. D'indiquer toutes les éditions des grammaires étudiées dans le volume, ainsi que les principales études critiques qui s'y rapportent, cela peut avoir un intérêt; mais alors, il aurait fallu traiter de même les ouvrages de Lamy et de Thomassin, plutôt que de choisir arbitrairement, parmi beaucoup d'autres, les grammaires de Des Pepliers et de La Touche. Quant au reste – répertoires bibliographiques, ouvrages de synthèse, sélection d'études concernant les *Remarques sur la langue françoise* de Vaugelas – tout cela serait à sa place dans un manuel, mais non dans une collection d'études aussi spécialisées. Ce n'est pas là que l'étudiant cherchera à compléter ses références; quant au spécialiste, il n'est tout de même pas nécessaire de lui signaler l'existence des bibliographies de Rancœur et de Klapp, ou celle de la «synthèse magistrale de Ferdinand Brunot».

Zygmunt Marzys

*

Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX^e et du XX^e siècle (1789–1960), publié sous la direction de BERNARD QUEMADA, t. IX: *G – Incarner*, Paris (Editions du CNRS) 1981, t. X: *Incartade – Losangique*, Paris (id.) 1983.

Die Rezension des *TLF* soll hier wieder aufgenommen werden mit der Besprechung zweier weiterer Bände, von denen jeder weit über 1300 Seiten umfaßt. Diese beiden gewichtigen Bände sind ausschließlich der lexikographischen Beschreibung des einschlägigen Wortmaterials gewidmet und enthalten keine Vorworte. Letzteres kann nicht weiter überraschen, weil der *TLF* nunmehr seine endgültige Form gefunden hat, was Äußerungen zu prinzipiellen Fragen seiner Gestaltung überflüssig macht. Das äußere Erscheinungsbild der Artikel mit der durchgängigen Verwendung des Kleindrucks für weniger wichtige Wörter sowie die Struktur der Artikel haben sich seit einigen Bänden gefestigt. Diese mehr technischen Fragen wie auch die Konzeption des *TLF* als umfassender Sprachschatz des

Modernfr. mit zusätzlichen Informationen, unter denen knappe, aber präzise Angaben zur Wortgeschichte sicher zu den wichtigsten gehören, sind ausführlich in den früheren Besprechungen behandelt worden, auf die noch einmal verwiesen werden soll: *VRom.* 39 (1980), 268–278, 40 (1981), 249–253, 43 (1984), 210–214, 44 (1985), 353–359.

In den hier zu besprechenden Bänden IX und X nimmt die Behandlung der Wörter der einzelnen Buchstaben recht unterschiedlichen Raum ein, was sich allein aus den Zufälligkeiten des alphabetischen Anlauts der einschlägigen fr. Wörter ergibt und keineswegs auf eine ausführlichere Behandlung einzelner Buchstaben im *TLF* schließen läßt, wie ein Vergleich mit den entsprechenden Seitenzahlen des *Grand Larousse de la langue française* zeigt: *G* 619 p. (*GLLF*: 230 p.), *H* 429 p. (145 p.), *I* 892 p. (326 p.), *J* 218 p. (66 p.), *K* 35 p. (10 p.), *L* (bis *losangique*) 497 p. (197 p.).

Der Raum, der der Behandlung der einzelnen Buchstaben in den beiden Wörterbüchern eingeräumt wird, ist also proportional in etwa der gleiche. Es fällt ferner auf, auch wenn es sich um eine weitere Zufälligkeit handelt, daß die Argot- und volkssprachlichen Wörter recht zahlreich gerade im Buchstaben *G* vertreten sind; nur einige von ihnen sollen hier genannt werden: *gadin*, *gail*, *galapiat*, *gal(e)touse*, *galifard*, *galurin*, *gamberger*, *gambette*, *gâpette*, *gargoulette*, *gaviot*, *glaviot*, *gnard*, *gn(i)ouf*, *gnole* «eau-de-vie», *gnolle* «niais», *gnon*, *godaille*, *godasse*, *godillot*, *gonze*, *goualer*, *gouliastre*, (*se*) *gourer*, *gueulante*, *guincher*. Bei einer näheren Beschäftigung mit den Argot- und volkssprachlichen Wörtern zeigt sich, daß viele von ihnen hinsichtlich ihrer Herkunft nicht eindeutig geklärt sind. Das gilt für einige von den eben zitierten, aber auch für etliche andere wie etwa *gargoine*, *gisquette*, *gn(i)ouf*, *goupiner*, *gouspin*, *grisbi*, deren Form ganz oder teilweise unerklärt ist. Innerhalb des Buchstabens *I* nehmen die Wortbildungen mit dem Präfix *in-* (var. *im-*, *il-*, *ir-*) zur Wiedergabe eines Gegensatzes bzw. einer Negierung einen breiten Raum ein, auch wenn es sich dabei oft genug um Fälle handelt, die nur eine begrenzte Verbreitung gefunden haben, wie etwa die folgenden Beispiele zeigen: *inabrogeable*, *inacceptation*, *inaccordable*, *inaccoutumance*, *inaccusable*, *inachetable*, *inachevable*, *inachèvement*, *inactualité*, *inaffectueux*, *inamusable*, *inanimation*, *inapaisement*, *inarrachable* etc. In der Regel haben wir es hier mit ephemeren Neubildungen zu tun, die von einzelnen Autoren versucht worden sind, aber keine weitere Verbreitung gefunden haben. Mit ihrer Aufnahme wird der *TLF* seiner Aufgabe als Sprachschatz gerecht, der auch selten gebrauchtes Wortgut registriert. Zugleich weist der *TLF* diese Wörter eindeutig als *faits de parole* aus, indem ihre Artikel ganz – also auch der synchrone Teil – im Kleindruck gesetzt sind.

Wie schon in der letzten Besprechung ausgeführt wurde, wird den Wortbildungselementen aller Art im *TLF* besondere Beachtung geschenkt. Haben andere fr. Sprachwörterbücher der jüngeren Vergangenheit den Präfixen und den Wortbildungselementen griechisch-lateinischen Ursprungs bereits separate Artikel gewidmet, so hat der *TLF* diese Entwicklung konsequent zu Ende geführt, indem er auch die Suffixe in selbständigen Artikeln behandelt. Diese Suffix-Artikel, deren Nutzen für den Normalbenutzer eines Sprachwörterbuchs nicht unbedingt auf der Hand liegt, geben in zusammenfassender Form Aufschluß über die einzelnen Funktionen und die Produktivität der betreffenden Suffixe. In den Bänden IX und X findet sich die lange Reihe der mit *i* anlautenden Suffixe, von denen hier nur einige zitiert werden können: *-ie*, *-ième*, *-ien*, *-ier*, *-if*, *-ifier*, *-il*, *-ille*, *-iller*, *-ine*, *-iner*, *-ing*, *-ique*, *-is*, *-iser*, *-isme*, *-issime*, *-iste*. In der Regel wird in diesen kumulativen Suffix-Artikeln so verfahren, daß hier weniger häufig gebrauchte Ableitungen zusammengefaßt werden, während auf die der Standardsprache angehörenden Ableitungen, die an ihrem alphabetischen Orte in separaten Artikeln behandelt werden, lediglich auswahlweise durch einen Verweis aufmerksam gemacht wird. Dieses Verfahren, das bei verbreitet vorkommenden, produktiven Suffixen (etwa *-isme*, *-iste*) durchaus seine Berechtigung hat, ist bei

relativ seltenen Suffixen nicht angezeigt, da man in diesen Fällen nur durch einen möglichst vollständigen Korpus einen Überblick über Verbreitung und Gebrauch des fraglichen Suffixes gewinnen kann. Bei *-issime*, das zur letzteren Kategorie gehört, fällt aber auf, daß der *TLF* abgesehen von einem Hinweis auf die Wörter italienischen Ursprungs (wo aber *généralissime* fehlt) fast keine Verweise auf weitere fr. Bildungen gibt, die an ihrem alphabetischen Orte genannt werden und die natürlich auch für die Frage nach der Produktivität von *-issime* im Fr. von Interesse sind. Allein die Durchsicht der Bände IX und X hat noch die Fälle *gravissime*, *idiotissime* und *ignorantissime* zu Tage gefördert. – Besonders zahlreich sind in den beiden hier zu besprechenden Bänden die griechischen und lateinischen Sprachelemente, die in die Bildung von technischen und wissenschaftlichen Fachtermini eingehen. Auf eine Aufzählung dieser Elemente soll hier verzichtet werden, da sie zu viel Platz beanspruchen würde; in der Tat hat der *TLF* diesen Wortbildungselementen mehr als 120 Artikel in den Bänden IX und X gewidmet. Auch hier gilt wieder, daß besonders verbreitete Termini in separaten Artikeln behandelt werden. So umfaßt etwa der kumulative Artikel zu *hyper-* sechs Seiten, auf denen die einzelnen Verbindungen mit *hyper-* unter systematischen Gesichtspunkten analysiert werden; es folgen weitere sieben Seiten, auf denen besonders verbreitete Zusammensetzungen mit *hyper-* für sich behandelt werden. Während diese griechisch-lateinischen Wortelemente in Band VIII zunächst noch als *élément préfixal* bzw. *suffixal*, dann als *élément de composition* bezeichnet werden, verwendet der *TLF* in den Bänden IX und X die Benennung *élément formant*. Diese terminologische Neuerung hat begreiflicherweise zu einigen Inkonsistenzen geführt. So werden *gallo-*, *germano-* und *judéo-* als *élément formant* bezeichnet, während *hispano-* und *indo-* wie schon *franco-* in Band VIII noch unter der Bezeichnung *élément de composition* laufen. Auch sonst findet sich in den Bänden IX und X gelegentlich noch die ältere Bezeichnung (*-génése*, *génito-*, *-hydrique*, *jéjuno-*, *leuco-*, *-lithique*), wenngleich der Terminus *élément formant* eindeutig dominiert. Zu hoffen ist, daß diese erneute terminologische Korrektur zugleich auch die letzte gewesen ist.

Wie schon bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen wurde, berücksichtigt der *TLF* seit den Bänden IV (1975) bzw. V (1977) in begrenztem Maße auch den regionalen Sprachgebrauch des Fr., wobei er den frankophonen Landesteilen Belgiens, Kanadas und der Schweiz besondere Aufmerksamkeit schenkt. Während Belgien etwa mit *gosette* 's. de pâtisserie', *indaguer* 'mener une enquête juridique', *instiguer* 'inciter', *légumier* 'marchand de légumes', *lambic* 's. de bière' in den Bänden IX und X vertreten ist, steuert die Westschweiz Wörter bzw. Bedeutungen wie *gicler* 'éclabousser', *guillon* 'fausset de tonneau', *herbettes* 'fines herbes', *huitante*, *inalper*, *lavette(-gant)* 'gant de toilette' bei. Um einiges zahlreicher sind die in beiden Bänden berücksichtigten Kanadianismen: *galipote* 'animal mythique et maléfique', *gang* s.f., *garrocher* 'jeter (sans grande précaution)', *gosse* s.f. 'testicule', *gourgane* 'bajoue de porc fumé', *habitant* 'paysan', *job* s.f., *joual* 'parler pop. des Canadiens francophones', *label* 'étiquette apposée sur un récipient', *lift* 'voyage, trajet dans l'automobile d'un autre, auto-stop', *lobby* 'vestibule, salle d'attente, hall (d'un hôtel)'. Während diese Regionalismen einen lebendigen, relativ verbreiteten Sprachgebrauch außerhalb Frankreichs darstellen, registriert der *TLF* unter der gleichen Bezeichnung auch Wörter, die im literarischen Schrifttum Frankreichs belegt sind, ohne aber dem schriftsprachlichen Wortschatz anzugehören. Es handelt sich hierbei um Wortgut dialektalen Ursprungs, das die fraglichen Autoren entweder aus dem Regionalfr. oder aber direkt aus dem Dialekt ihrer engeren Heimat übernommen haben. Diese ursprünglichen Dialektalismen, deren schriftsprachliche Belege sich in der Regel nur bei einem oder wenigen Autoren finden, werden vom *TLF* eindeutig als Regionalismen (*région.*) deklariert und möglichst genau lokalisiert, so daß nicht die Gefahr besteht, sie als fr. Wortelemente anzusehen. Nicht unerheblich ist in den

Bänden IX und X die Zahl der relativ kurzen, im Kleindruck gesetzten Artikel, in denen das allein einzelnen Autoren eigene Wortgut dialektaler Herkunft erfaßt wird. Indem der *TLF* diese zu schriftsprachlichen Ehren gekommenen Dialektalismen in ihren ursprünglichen Zusammenhang zurückstellt, leistet er einen wichtigen Beitrag zu ihrem Verständnis, was sicher mancher Leser zu schätzen weiß. Als Beispiele für die regional verwurzelten Sprach-elemente mögen etwa dienen: *gadrouiller* 'tripoter, marcher dans l'eau boueuse' (Lyonnais), *galipe* 'copeau de pin' (Landes), *gouge* 'servante' (Sud-Ouest), *gravouiller* 'gratter, fouiller' (Centre et Ouest), *guévoir* 'abreuvoir' (Alsace, Lorraine), *hâlette* 'coiffe en toile' (Lorraine), *horsain* 'étranger à la région, au village' (Normandie), *igue* 'excavation naturelle' (Quercy), *jan* 'ajonc' (Normandie), *jaugue* 'id.' (Sud-Ouest), *larmuse* 'lézard gris' (Sud-Est), *lause* 'pierre plate ... utilisée comme dalle et pour couvrir les bâtiments' (Sud, Sud-Est), *lavange* 'avalanche' (Sud-Est), *lise* 'sable mouvant' (Ouest).

Wie die meisten Sprachwörterbücher ist der *TLF* auch eine Art Sprachmuseum. Im *TLF* ist diese Komponente besonders ausgeprägt, weil er den Anspruch erhebt, ein Sprachschatz zu sein, und zugleich einen Zeitraum von fast zwei Jahrhunderten abdeckt. Es wird folglich nicht nur das Wortgut berücksichtigt, das heute noch gebräuchlich ist, sondern auch jenes, welches seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mehr oder weniger ungebräuchlich geworden ist. Zur Bezeichnung dieser Wörter verwendet der *TLF* die auch sonst üblichen Termini 'vieilli' und 'vieux', wobei nicht nur Wörter, sondern auch einzelne Bedeutungen bzw. Wendungen mit diesen Angaben versehen werden. Wann die Angabe 'vieilli' im Gegensatz zu 'vieux' verwendet wird, ist an Hand des vom *TLF* zitierten Belegmaterials, das aber in der Regel nur eine Auswahl darstellt, nicht immer ersichtlich. Die Annahme, die Bezeichnung 'vieilli' weise auf eine immerhin noch begrenzte Verwendung in neuerer Zeit hin, findet sich nicht bestätigt durch Wörter wie *historier* Bed. A ('raconter avec des détails') und *indigérer* 'donner une indigestion', für die nur Belege aus dem 19. Jahrhundert zitiert werden. Noch relativ oft findet sich die Angabe 'vieux' oder 'vieilli' versehen mit dem Zusatz 'littéraire', mit dem auf die gelegentliche Verwendung dieser an sich ungebräuchlichen Wörter im literarischen Schrifttum neuerer Zeit hingewiesen werden soll (cf. etwa *gaudir*, *guerdon*, *halener*, *incontinent* adv., *jouxte*, *jouxter*). Historische Termini sind Bezeichnungen, die Begriffe einer untergegangenen Kultur wiedergeben, ansonsten aber seit langem ungebräuchlich sind. Sie finden jedoch gelegentlich in historischen Studien oder Romanen Verwendung und werden in den Wörterbüchern folgerichtig mit dem Zusatz 'historique' versehen (cf. *joute*, *jouter*, *joueur*). Dies ist eine Art der Kennzeichnung, deren sich die Lexikographie im übrigen schon seit längerer Zeit bedient. Diese Termini einfach mit 'vieux' zu markieren, wie es im *TLF* auch geschieht, erfaßt jedoch die Sachlage nicht richtig. So werden nach derselben Quelle – E. Faral, *La vie quotidienne au temps de Saint Louis* (1942) – *haste* und *houlier* als 'vieux' bezeichnet, *joute* dagegen als 'hist. (Moyen Age, XVI^e s.)', obwohl Faral jedes dieser altfr. Wörter zur besseren Charakterisierung der beschriebenen mittelalterlichen Verhältnisse verwendet. Es handelt sich bei den historischen Termini eben nicht um Wörter, die heute wohl nicht mehr gebräuchlich sind, aber doch noch im Schrifttum einer jüngeren Vergangenheit vorkommen, sondern um solche, die seit Jahrhunderten ungebräuchlich sind. Eine einheitliche Kennzeichnung findet sich auch nicht bei den altfr. Sprachelementen, die vereinzelt von modernen Autoren als Stilmittel verwendet werden, um ihrer Sprache zu bestimmten Zwecken einen archaischen Charakter zu geben. So wird *icelui* (*icelle* etc.) als 'vx, dans la lang. de la procédure ou p. plaisant.' bezeichnet, *issir* als 'vieilli, rare' und *jà* als 'vx ou arch.'.

Den im *TLF* zahlreich vertretenen Archaismen im weitesten Sinne des Wortes stehen auf der anderen Seite nicht wenige Neologismen gegenüber. Bereits im Vorwort zu Band VIII hatte B. Quemada angekündigt, daß der *TLF* trotz seiner ursprünglichen Absicht, das

Modernfr. nur in den zeitlichen Grenzen von 1789 bis 1960 zu erfassen, künftig auch weitgehend akzeptierten Neologismen, die erst nach 1960 aufgetreten sind, seine Spalten öffnen werde. Unter diesen Neuwörtern, in denen sich die gesellschaftliche Entwicklung der sechziger und siebziger Jahre widerspiegelt, sind die Anglizismen auffallend zahlreich vertreten: *globaliser, hit-parade, hot-dog, imprimante, indexation, informatique* (-icien, -iser, -isation), *insert, interdisciplinaire, interprétariat, jogging, juke-box, jumbo-jet, jumping, kart* (-ing), *ketchup, kit, kiwi*² 'fruit', *label, lance-engin, lance-missile(s), lance-roquettes, lance-satellite(s), laser, lave-glace, leasing, lèche-vitrine(s), lifting, logiciel*.

Im folgenden soll auf die einzelnen Teile bzw. Rubriken, die die Artikel des *TLF* bilden, eingegangen werden, sofern sie zu Bemerkungen allgemeiner Art Anlaß geben. Das Hauptaugenmerk des *TLF* gilt der synchronen Analyse der Lemmata in den bekannten chronologischen Grenzen. Dies ist schon rein äußerlich daran erkennbar, daß gegenüber diesem Artikelteil jeder andere im Kleindruck gesetzt ist. Andererseits kann man ohne Übertreibung sagen, daß die Analyse des synchronen Wortgebrauchs in keinem anderen Sprachwörterbuch soweit getrieben worden ist wie im *TLF*. Großer Wert wird nicht nur auf die semantische Analyse der Wörter gelegt, sondern auch auf ihre Syntax, die in anderen Wörterbüchern oft genug lückenhaft behandelt wird oder nur aus den Beispielen zu erschließen ist. Der *TLF* räumt mit diesen Zufälligkeiten auf und unterzieht die Distribution der Wörter einer erschöpfenden Beschreibung. Dabei wird etwa beim Verb die einzelnen Konstruktionen mit Personal- oder Sachsubjekt bzw. -objekt, direktem oder präpositionalem Objekt usw. unterschieden (cf. *gagner, incorporer, indiquer, informer*); bei Substantiven und Adjektiven wird der Gebrauch der Präpositionen eingehend behandelt (cf. *incapacité, indifférence; gentil, intéressant*). Diese extensive Darstellung des Sprachgebrauchs entbehrt bei alledem nicht der Übersichtlichkeit. Dies erklärt sich einmal durch die gute Strukturierung der Artikel, zum anderen spielen dabei auch drucktechnische Faktoren eine Rolle. An der Verbesserung der drucktechnischen Präsentation der Artikel wird im übrigen ständig weitergearbeitet. So ist zu beobachten, daß neuerdings mehr und mehr zur Kenntlichmachung der unterschiedlichen Konstruktionen der Fettdruck verwendet wird, der ursprünglich innerhalb des synchronen Teils nur den Lemmata in den hervorgehobenen Zitaten vorbehalten war. Um die Struktur umfangreicher Artikel durchsichtiger zu machen, ist der *TLF* seit geraumer Zeit dazu übergegangen, an den Anfang solcher Artikel eine kurzgefaßte Inhaltsübersicht zu geben. Ein solcher Strukturplan des Artikels findet sich in den Bänden IX und X bei *idée, intelligence, intention, intérêt, libre*.

Unter der Rubrik *Prononc. et Orth.* wird im Prinzip die Entwicklung der Aussprache und der Schreibweise der Wörter mit ihren Schwankungen und Varianten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts behandelt. Für die Aussprache sind besonders aufschlußreich etwa *gageure, gai, grésil, gril, hennir, héros, immaculé, legs, leitmotiv*, für die Schreibung *gnole, graffiti, hale(i)ner, hédysarum*, für beides *gasoil*. In dieser Rubrik findet sich in vielen Artikeln auch ein Hinweis auf das Vorkommen des Wortes im Wörterbuch der Akademie. Diese Angabe hat jedoch in den meisten Fällen nichts mit dieser speziellen Rubrik zu tun. In einzelnen Fällen wird hier wohl der Wandel der Orthographie eines Wortes nach dem Akademie-Wörterbuch verzeichnet, wobei auch die Graphien in den Ausgaben vor 1789 berücksichtigt werden. Ansonsten weist aber die Nennung der Akademie an dieser Stelle auf das bloße Vorkommen des Wortes in diesem Wörterbuch hin. Daß eine solche Angabe, wie etwa «Ds Ac. 1835–1932» s. *grandiose*, unmittelbar nach der Transkription der Aussprache, die natürlich nicht im Akademie-Wörterbuch vorkommt, irreführend ist, liegt auf der Hand. Von *gruau* an heißt es daher im *TLF* «att. ds. Ac. 1694–1932» etc., was nicht unbedingt eindeutiger ist. Es stellt sich daher die generelle Frage, ob ein allgemeiner Hinweis auf das Akademie-Wörterbuch unabhängig von der Verwendung des Wortes über-

haupt einen Sinn hat. Wenn es etwa s. *historier* unter der Rubrik *Prononc. et Orth.* «att. ds Ac. dep. 1694» heißt, so ahnt der *TLF*-Benutzer nicht, daß von den beiden Bedeutungen (A 'raconter avec des détails', B 'décorer d'ornements divers') im Akademie-Wörterbuch nur die Bed. B verzeichnet wird.

In der Rubrik *Etymol. et Hist.* werden die Informationen zum synchronen Sprachgebrauch im Hauptteil des Artikels ergänzt durch Angaben zur Geschichte und Herkunft des Wortes. Die sprachgeschichtliche Komponente, die die Angaben der großen historischen Sprachwörterbücher und neuerer Einzelstudien auswertet, beschränkt sich heute auf die Vermittlung von Erstbelegen für die wichtigsten Bedeutungen der Wörter. Die etymologische Komponente stützt sich auf die bekannten Autoritäten, trägt aber auch der neueren Forschung Rechnung, die noch nicht in die Handwörterbücher Eingang gefunden hat. In den Fällen, wo die Frage der Herkunft nach wie vor umstritten ist, wird eine Übersicht über die vorliegenden Erklärungsvorschläge gegeben (cf. etwa *isard*, *jaloux*, *laquais*). Zum Teil übernimmt man die herkömmlichen Lehrmeinungen, so etwa bei der Erklärung des *h aspiré* bei lateinischen Wörtern durch den Einfluß entsprechender germanischer Wörter (cf. etwa *haste*, *haut*); das gleiche gilt für die Entwicklung von lat. *v-* > fr. *gu-* (*gué*, *guêpe*, *gui*, *guivre*). Es ist aber festzustellen, daß der *TLF* gerade im Bereich der Etymologie auch eigene Akzente setzt und sich keineswegs nur auf die kritiklose Wiedergabe überkommener Lehrmeinungen beschränkt. So gibt man bei *guit-guit* onomatopoetischem Ursprung gegenüber der vom *FEW* vorgeschlagenen Erklärung den Vorzug; bei *hagard* kann man sich nicht zur Übernahme der von *FEW* und *EWFS* vertretenen Etymologien entschließen und entscheidet sich für «orig. obsc.»; bei *hogner* zitiert man wohl nach dem *FEW* die vorgeschlagene Verbindung mit *honnir*, läßt aber letztlich die Herkunftsfrage offen («orig. incertaine»); bei *javelot* gibt man der Erklärung aus dem Angelsächsischen, die neueren Datums ist, den Vorzug gegenüber der Herleitung aus dem Keltischen (*REW*, *EWFS*, *FEW*). Andererseits wird im *TLF* gelegentlich etwas zu leichtfertig mit der Deklaration als Lehnwort umgegangen. So heißt es s. *gond* «empr. au b. lat. *gomphus* ...», was einigermaßen überrascht. Unter *gone* wird a. fr. *gone* 'vêtement long (de moine)' als Lehnwort ausgegeben («empr. au b. lat. *gunna* ...»); s. *gonne*¹ heißt es dagegen richtig «du b. lat. *gunna* ...». Es finden sich noch weitere Fälle, wo der *TLF* von Entlehnung spricht, obwohl erbwörtliche Entwicklung vorliegt: *gorge* «empr. au lat. pop. *gurga* ...», *grever* «empr. au lat. *gravare* ...», *hennir* «empr. au lat. *hinnire* ...». Während unter *haste*¹ «hist. antique, 'longue lance' ...», das auch im Altfr. existiert hat, «du lat. class. *hasta* 'lance' ...» steht, heißt es s. *hasta*² 'vieux, broche à rôtir' «empr. au lat. *hasta* ...», obwohl beide nicht voneinander zu trennen sind. Bei *haste*² findet sich dann noch der Zusatz «avec l'infl. phonét. et sém. de l'a. b. frq. **harst* 'gril'», was nicht recht zu der Annahme einer Entlehnung aus dem Lateinischen passen will. Auch bei den fr. Wörtern altgermanischen (anfrk.) Ursprungs, die in der Entstehungsphase des Fr. aus dem Altniederfränkischen übernommen worden sind, verbietet es sich, von Lehnwörtern zu sprechen. So gebraucht der *TLF* hier normalerweise auch die Formel «de l'a. b. frq. ...» wie etwa bei *haie*, *hâve*, *haire*, *hêtre*; im Falle von *héberger* heißt es dagegen zu Unrecht «empr. à l'a. b. frq. *heribergom*».

Seitdem sich der *TLF* um eine rationellere Darstellungsweise des fr. Wortschatzes bemüht, taucht am Ende vieler Grundwort-Artikel die Rubrik *Dér.* auf, in der abgeleitetes Wortgut zusammengefaßt wird. Hierbei handelt es sich um weniger häufige Ableitungen, während die häufig vorkommenden Ableitungen nach wie vor in selbständigen Artikeln behandelt werden. Diese Regelung gilt schon seit dem Band IV. Etwa gleichzeitig werden unter der Rubrik *Rem.* am Ende der Darstellung des synchronen Sprachgebrauchs die seltenen Ableitungen erwähnt (in Band III wurde diese Spalte vorübergehend auch *Dér.* genannt). Je nach der Häufigkeit ihres Vorkommens kann also eine Ableitung im *TLF* an drei verschie-

denen Stellen erscheinen: einmal noch vor den Rubriken *Prononc. et Orth.* und *Etymol. et Hist.*, dann danach innerhalb des Grundwort-Artikels und schließlich in einem separaten Artikel. Es ist sicher richtig, daß Ableitungen von recht unterschiedlicher Verbreitung nicht der gleiche Platz eingeräumt wird, wie es noch in den ersten Bänden des *TLF* geschehen ist. Unter diesen Umständen erscheint es durchaus berechtigt, die seltenen und weniger häufigen Ableitungen dem Grundwort-Artikel einzuverleiben. Eine andere Frage ist, ob man gut beraten war, die beiden Rubriken *Rem.* und *Dér.* durch den Komplex *Prononc. et Orth./Etymol. et Hist./Fréq. abs. littér. et fréq. rel. littér.* voneinander zu trennen, auch wenn sicher ist, daß die Ableitungen unter *Rem.* oft genug *faits de parole* sind und aus dem 19. bzw. 20. Jahrhundert stammen, während die unter *Dér.* aufgeführten vielfach auch ältere Belege aufweisen. In einigen Fällen läßt sich die Zuordnung zu den beiden Rubriken für Außenstehende nicht nachvollziehen. So wird etwa *irremplaçabilité* (s. *irremplaçable*) in der Rubrik *Dér.* aufgeführt, obwohl der einzige zitierte Beleg (1866) zugleich auch der Erstbeleg sein soll und keine andere lexikographische Quelle *irremplaçabilité* erwähnt. Während *lexicographique* (s. *lexicographie*) der Rubrik *Dér.* zugeordnet wird, erscheint *lexicologique* (s. *lexicologie*) unter der Rubrik *Rem.*, obwohl es wie *lexicographique* bereits im 19. Jahrhundert belegt ist (cf. Larousse 1873). Es fällt auch auf, daß *grutier* (s. *grue*²) unter der Rubrik *Rem.* erwähnt wird, obwohl es sicher kein *fait de parole* (wie *irremplaçabilité*) ist, auch wenn es erst Ende des 19. Jahrhunderts auftaucht (DDM).

Bekanntlich hat der *TLF* mit Hilfe eines Computers ermittelt, mit welcher Frequenz die Wörter in einem literatursprachlichen Korpus von über 70 Millionen Belegen vorkommen. Diese Angabe (*Fréq. abs./rel. littér.*), die unmittelbar an *Etymol. et Hist.* anschließt oder unter der Rubrik *Stat.* figuriert, stellt sicher eine interessante Zusatzinformation dar. Es erscheint aber wenig sinnvoll, wenn diese Angaben zur Wortfrequenz nicht der vom *TLF* vorgenommenen Unterscheidung in verschiedene Lemmata entsprechen. So unterteilt man wohl *investir* auf Grund seiner unterschiedlichen Semantik und Herkunft in vier verschiedene Artikel ('mettre en possession d'un fief, etc.', 'entourer de troupes', 'placer de l'argent', t. de psychanalyse), faßt aber s. *investir*⁴ die Angaben zur Wortfrequenz für alle vier zusammen, womit sie zugleich an Aussagekraft verlieren, weil die vier Bedeutungen von ganz unterschiedlicher Häufigkeit sind.

Die Reihe der zusätzlichen Informationen beschließt die Rubrik *Bbg.* Die hier zusammengestellten bibliographischen Angaben erweisen sich als sehr nützlich, weil sie eine rasche Orientierung über die wichtigsten neueren Studien zur Wort- und Begriffsgeschichte ermöglichen (cf. etwa *galant*, *génie*, *gloire*, *humanité*, *idée*, *libertin*). Diese Angaben sind in der Regel sehr zuverlässig und weisen praktisch keine Lücken auf. Immerhin hätte man s. *honnêteté*, wo bibliographische Angaben ganz fehlen, M. Magendie, *La politesse mondaine et les théories de l'honnêteté en France au XVII^e s. (1600–1660)*, Paris 1925, erwähnen können. In einigen Fällen bietet der *TLF* in der Rubrik *Bbg.* sogar thematische Literaturangaben. So werden etwa s. *lexicographie*, *lexicologie* und *linguistique* Handbücher und grundlegende Studien aus diesen Wissenschaftsbereichen zusammengestellt.

Schließlich sollen hier noch einige Einzelbemerkungen folgen, die sich bei der Durchsicht der Bände IX und X ergeben haben: Im Zusammenhang mit der lautlichen Entwicklung von Wörtern wie *glair*, *glas* usw. hätte die Arbeit von U. Figge, *Die romanische Anlautsonorisation*, Bonn 1966, berücksichtigt bzw. unter *Bbg.* erwähnt werden müssen. – Sub *godillot* vermißt man die ironische Verwendung des Wortes in der übertragenen Bedeutung 'partisan inconditionnel'. – Fr. *gonfler* wird erklärt als «mot originaire du Sud-Ouest»; so steht es auch schon im Bloch/Wartburg («empr. des parlers du Sud-Ouest»). Richtig heißen muß es aber in beiden Fällen «Sud-Est», wie dem *FEW* 2, 1042 zu entnehmen ist. Bei den unter *Rem.* aufgeführten Ableitungen hätte auch das umgangssprachliche

gonflette erwähnt werden können. – Das aus westfr. Mundarten übernommene *gouleyant* '(en parlant d'un vin) frais et léger' (zu *se gouleyer* 'se délecter d'un mets savoureux' FEW 4, 317) läßt sich vereinzelt auch in übertragener Verwendung belegen: «Pour le metteur en scène, il s'agit d'une pièce plaisante, *gouleyante*, un hommage à la femme» (Figaro 25. 5. 1984 p. 33). – Fr. *grailier* 'croasser' wird als Ableitung von *graille* erklärt, auf das verwiesen wird. Dieses *graille* (< GRACULA, cf. FEW 4, 203) als regionale Bezeichnung für die Krähe fehlt im TLF, kommt aber im Littré, Larousse 1872 und GLLF vor. Im TLF wird nur *graille* 'arg., nourriture, repas' erwähnt, das nichts mit dem ersten *graille* zu tun hat und ganz anderen Ursprungs ist. – Die s. *gribouiller* geäußerte Vermutung, daß dieses Verb schon im 16. Jahrhundert existiert haben muß, ist sicher zutreffend. Darauf deutet einmal die Existenz des deverbalen *gribouille* (1548) hin, zum anderen auch die bloße Tatsache, daß der derzeitige Erstbeleg sich bei Cotgrave 1611 findet. Cotgraves Wörterbuch basiert auf umfangreichen Exzerpten des fr. Schrifttums des 16. Jahrhunderts, deren genaue Quellen in vielen Fällen bis heute nicht ermittelt werden konnten, auch nicht durch E. Huguet. – Daß *grimper* eine sekundäre Entwicklung von *gripper* ist, das selbst in der Bedeutung 'grimper' schon im 14. Jahrhundert vorkommt, darf als sicher gelten. Ob dafür speziell ein Einfluß von *ramper* verantwortlich zu machen ist, wie es im TLF im Anschluß an das FEW und EWFS heißt, ist genauso fraglich wie die Annahme eines Einflusses von *gringer* auf die Entwicklung von *grisser* zu *grincer*. Unzweifelhaft ist dagegen, daß diese beiden Fälle wie viele andere (*giguer/ginguer, regiber/regimber, jogler/jongler* etc.) eine Tendenz zur sekundären Nasalisierung erkennen lassen, die verbreitet in den fr. Dialekten existiert hat, und zwar unabhängig von jedem Einfluß, den bedeutungsverwandte Wörter möglicherweise ausgeübt haben können. – Ob fr. *grue* 'Kran' unter dem Einfluß von gleichbedeutendem, aber früher belegtem mndl. *crane* entstanden ist, also im Grunde ein Bedeutungslehnwort ist, muß dahingestellt bleiben. Zu bedenken ist aber, daß apr. *grua* schon ein Jahrhundert vor dem fr. *grue* in der Bedeutung 'poulie' vorkommt und auch gr. *γέπavoc* schon eine Hebemaschine bezeichnet hat. Es stellt sich also die Frage, ob die Verwendung des Namens für den Kranich zur Bezeichnung von Hebevorrichtungen nicht auf einer Polygenese beruht. – In einer historischen Notiz zu *habitant*, die sich s. *habiter* findet, heißt es, daß *habitant* afr. mfr. *habiteur* verdrängt habe. Diese Angabe muß insofern ergänzt werden, als *habiteur* im Mittelfr. mit *habiteateur* einen Konkurrenten bekommen hat, der zumindest im 16. Jahrhundert häufiger belegt ist als *habiteur* (cf. Huguet, FEW 4, 369). – Bei *hambourgeois* und *hamburger* fehlt jeweils in der Rubrik *Prononc.* nach der phonetischen Transkription die Angabe «init. asp.». – Sub *handicaper* wäre in der Rubrik *Rem.* das Adj. *handicapant* hinzuzufügen («cette posture bizarre employée pour écrire était anormale et *handicapante*», Figaro 31. 1. 1986 p. 12). – Sub *haquet* heißt es in *Etymol. et Hist.*: «1481 attesté directement par le dér. *haquetier* 'conducteur de haquet'», was keinen Sinn gibt. Die Stelle muß vielmehr lauten «... directement et par...» (cf. FEW 16, 109). – Sub *helvète* erübrigt sich die Angabe «init. non aspirée», wie sie auch bei *helvétique* und *helvétisme* fehlt, da der TLF nur die «init. asp.» ausdrücklich erwähnt. – Sub *héraut* findet sich in der Rubrik *Prononc. et Orth.* der Satz «Elle [i.e. l'aspiration] se justifie par l'origine germ. du mot et l'oppose à *héros*», obwohl es diese Opposition nicht gibt. – Bei der phonetischen Transkription von *herpe* (t. de marine) fehlt der Zusatz «init. asp.». – Fr. *horodatrice* (s. *horo-*) findet sich mittlerweile auch als Substantiv neben *horodateur* («L'équipage attend l'heure idéale pour venir présenter le carnet de bord à l'*horodatrice*», Figaro 31. 1. 1985 p. 26). – Die Angabe «avec ou sans init. asp.» sollte nicht nur s. *hitlérisme*, sondern auch s. *hitlérien*, *Prononc.* stehen. – Sub *immodeste* wird *immodestement* ohne Angabe zu seinem gegenwärtigen Gebrauch verzeichnet, während der GLLF es als «vieux» gibt. – Das gleiche gilt für *impétration*, das vom GLLF als «vieux ou littér.» bezeichnet wird. – Bei dem s. *industrieux* zitierten *industriusement* fehlt wiederum die

Angabe zum Gebrauch, die im *GLLF* «vieux et littér.» lautet. – Sub *juillet* hätte eigentlich *juilletiste* 'personne qui prend ses vacances au mois de juillet' erwähnt werden müssen, nachdem man bereits in Band III (1974) *aoûtien* als «néol.» berücksichtigt hat. – Neben der von Esnault übernommenen Erklärung von *kapo* als Entlehnung aus ital. *capo* wird auch eine Abkürzung aus d. *Kamerad* + *Polizei* (*Grand Larousse enc.* 1962) vorgeschlagen. – Sub *langue* vermißt man den Ausdruck *langue de bois*, der mindestens seit 1983 zur Bezeichnung einer durch Schlagwörter geprägten Funktionärssprache verwendet wird. – Da das s. *lister* erwähnte *listage* (t. d'informatique) die Französisierung des e. *listing* ist, wäre es angezeigt gewesen, auch fr. *listing* im selben Artikel aufzuführen und nicht s. *liste*.

Der Druck des *TLF* ist auch in den beiden vorliegenden Bänden mit großer Sorgfalt ausgeführt worden, so daß sich nur sehr wenige Druckfehler feststellen lassen; zu korrigieren wäre jedoch s. *hallstattien* (*Etymol. et Hist.*) *Halstatt* in *Hallstatt*, s. *hanap* (ib.) *Naepf* in *Napf*, s. *inlandsis* *Nordenskiölo* in *Nordenskiöld*, s. *intermède*¹ *A.l. diverstissement* in *divertissement*, s. *jeter* I. D. 2. p. 693a *digilence* in *diligence*.

Im ganzen stellen die umfangreichen Bände IX und X eine überzeugende Leistung lexicographischer Arbeit dar. Mit diesen Bänden hat der *TLF* einen weiteren wichtigen Schritt auf dem Weg zu seiner Fertigstellung gemacht, die – wenn man den kontinuierlichen Fortgang seiner Ausarbeitung berücksichtigt – in nicht mehr allzu weiter Ferne liegen dürfte.

Otto Jänicke

*

PALLE SPORE, *Département et régions. Syntaxe et dérivation*, Odense 1982, 176 p. (*Etudes romanes de l'Université d'Odense* 17).

La France n'a été divisée en départements qu'en 1790, mais la syntaxe des noms des départements n'est pas restée la même pendant leur courte histoire. En effet, une comparaison des matériaux historiques¹ avec l'emploi moderne montre des tendances intéressantes de «naturalisation» chez ces termes administratifs jadis imposés au monde francophone. – Le regroupement des départements en régions est d'une date tout à fait récente (décret de 1941; création légale 1976).

Jusqu'ici aucune grande monographie n'a été consacrée à l'usage de ces noms. Certains aspects de leur emploi ont été mentionnés dans des grammaires normatives, mais ce traitement est resté trop sommaire pour ne pas nécessiter une révision. Palle Spore aborde le problème sur la base d'un vaste corpus composé de journaux et périodiques (1979–1980) et de l'annuaire téléphonique, éd. 1980, qui donne un volume par département. Illustré de tableaux, son livre traite d'une façon claire et intelligente de plusieurs problèmes linguistiques concernant ces noms administratifs (articles, prépositions, dérivation). La syntaxe contextuelle en fait l'objet d'une analyse constante, signalons notamment le traitement soigneux des phénomènes dus au parallélisme. L'aspect stylistique de la source n'est pas négligé (le style télégraphique d'une annonce p. ex.).

Voici des échantillons du contenu:

Aussi bien les départements que les régions connaissent une «forme longue»: cf. d'une part *département de la Somme*, ou sans art., *département de Somme*, et de l'autre, *la région Ile-*

¹ *Dictionnaire universel, géographique, statistique, historique et politique de la France* I–V (Paris 1804–1805); JOANNE PAUL, *Dictionnaire géographique et administratif de la France* I–VII (Paris 1890–1905).

de-France – à l'encontre de ce qui est la norme pour le terme *département*, on ne relie presque jamais le terme *region* et le nom de la région par la particule *de* –, mais la «forme courte», *la Somme*, *l'Ile-de-France*, avec ou sans article, est aujourd'hui largement majoritaire. Cependant la forme longue était à peu près la seule utilisée aussitôt après la création des départements, et vers 1900 encore elle figure une fois sur deux. La position privilégiée de la forme courte des noms des régions peut s'expliquer par le fait que neuf d'entre les 22 régions de la France portent le nom d'une ancienne province².

Le choix de la préposition locale – *en* ou *dans*? – est un problème qui figure dans nos grammaires. Voici les résultats de Palle Spore pour les *départements*: *dans* (+ art.) est la seule préposition existante ou la préposition largement majoritaire pour les pluriels (*dans les Ardennes*), pour les masculins (*dans le Loiret*) et pour les féminins monosyllabiques (*dans la Drôme*, etc., mais *dans la Creuse* et *en Creuse* se valent). Alors que le groupe des noms fém. simples et polysyllabiques, à initiale vocalique, est loin d'être homogène (*dans l'Essonne*, *en Ariège*), le type à initiale consonantique utilise *en* à très peu d'exceptions près (*en Charente*, *en Corrèze*). Au point de vue historique, on constate qu'il y avait autrefois plus de diversité dans l'emploi des prépositions et que le développement moderne montre une tendance à l'uniformisation (les groupes utilisant *dans* ou *en* tolèrent moins d'exceptions). – L'emploi de la préposition *en* conduit à l'omission de l'article; on observe que les noms qui utilisent *en* omettent l'article non seulement après *en*, mais aussi après *de*.

Un examen des noms des *régions* fait voir que les noms fém. utilisent *en* pratiquement toujours, et les noms masc. peuvent donner aussi *dans* (+ art.); il y a bon nombre de différences individuelles entre les noms. Les noms fém. omettent de préférence l'article après *de* également; au contraire, les noms masc. prennent l'article après cette préposition.

La dérivation adjectivale – ignorée de plusieurs noms – soulève bon nombre de problèmes dont celui concernant la fréquence de l'emploi des dérivés; dit-on *la côte du Var* ou *la côte varoise*? Les dérivés des noms de *départements* offrent une relation intéressante entre la fréquence de leur usage et la forme du nom dont ils ont été tirés. Les quinze dérivés les plus fréquents sont tous tirés de noms simples (*vosgien*, *ariégeois*) et les dérivés des noms à épithète (préposée, *bas-alpin*, ou postposée, *charantais-maritime*) et ceux des noms composés (*saône-et-loirien*) sont en général plus rares. – Certains des noms des *régions* modernes sont des noms d'anciennes provinces; les adjectifs dérivés de ces noms sont aujourd'hui utilisés pour les régions (*alsacien* 'provenant de, relatif à la région Alsace'). Les dérivés tirés d'autres noms de régions sont relativement rares à l'exception de *rhôn(e)-alpin*.

Ce livre continue brillamment la série d'*Études toponymiques* de Palle Spore³.

Remarques de détail: Une certaine incohérence d'expression peut déconcerter le lecteur. Cf. p. 66 «les polysyllabes féminins à initiale consonantique ont pris une tendance croissante vers le non-emploi du déterminant (plutôt: «de l'article»)». Sur la même page on apprend que ce même groupe (il s'agit de polysyllabiques féminins *non composés* à initiale cons.) sera codé P dans la suite. Or, p. 76, après la déduction des cas de parallélisme, «on voit que les tendances deviennent plus marquées: le groupe P, qui emploie assez souvent l'article, l'emploie encore plus souvent quand on déduit les cas de parallélisme.» Mais les chiffres actuels aident le lecteur: l'inventaire ancien (v. note 1): 4.5% sans art. – inventaire moderne après déduction des cas de parallélisme: 31.7% sans art. – inventaire mod. total: 32.6% sans art.; et l'exercice renforce son plaisir intellectuel.

² L'influence du nom d'une ancienne province se fait sentir ailleurs aussi: p. ex. dans le changement de genre pour le nom du département du *Maine-et-Loire* (fém. > masc.), p. 12, et le traitement spécial accordé à la *Vendée*, v. p. 15.

³ Cf. PALLE SPORE, *Études toponymiques I–II* (1981–1984). Cf. *VRom.* 42 (1983), 275–277.

Si l'on ajoute l'opposition entre *meusien* 'appartenant au département de la Meuse' et *mosan* 'relatif à la Meuse'⁴ à la discussion (p. 126) concernant l'opposition entre *haut-* ou *bas-rhinois* 'appartenant à un des départements alsaciens' et *rhénan*, adj. qui s'applique au seul fleuve, on est porté à se demander si la perte du sens 'relatif au département de l'Isère' observée pour *iseran* – en faveur d'*isérois* qui s'en charge – s'explique d'une façon analogue: en effet le *Col de l'Iseran* qui semble tirer son nom du fleuve, se trouve en Savoie. L'application de l'adj. en *-an* au cours d'eau aurait donc rendu nécessaire la création d'un autre adjectif pour désigner l'appartenance à un département. Reste à voir si *mosellan* va pouvoir garder les deux sens 'relatif au fleuve' et 'relatif au département'.

Leena Löfstedt

*

GÉRARD MOIGNET, *Systématique de la langue française*, Paris (Klincksieck) 1981, XII + 346 p. (BFR A/43).

Bei dem hier vorzustellenden Band handelt es sich um das letzte Werk des am 10. Juli 1978 überraschend verstorbenen Verfassers¹, der darin so etwas wie eine Krönung seiner Aktivität als Forscher und Lehrer gesehen hat, erklärt er doch selbst: «Si j'arrivais un jour à achever cet ouvrage, j'aurais écrit l'œuvre de ma vie.»² Beim Tod Moignets war die Arbeit im wesentlichen abgeschlossen, wenn auch nur die Paragraphen 1–291 und 359–414 in Reinschrift vorlagen; für den Rest gab es nur eine handschriftliche Fassung, die offensichtlich noch einer Endredaktion harnte. Diese schwierige und mühsame Arbeit haben Jean Cervoni, Jungi Kawaguchi, Kerstin Schlyter, Irène Tomba-Mecz und Annette Vassant unter der Leitung von Robert Martin, dem Nachfolger Moignets an der Sorbonne, übernommen. Die Mühe und der Einsatz haben sich ohne jeden Zweifel gelohnt, wenn auch Moignet selbst sicher noch eine Reihe von Wiederholungen eliminiert, terminologische Inkohärenzen und Widersprüche beseitigt hätte: Was vor uns liegt, ist ein ansprechendes, repräsentatives Werk der Reife, so etwas wie eine Summa der guillaumistischen Sprachbetrachtung durch Moignets Brille. Niemand, der sich mit dem grammatikalischen System des Französischen befaßt, wird an dieser Darstellung vorbeigehen können, und sie wird in zahlreichen Punkten die Fakteninterpretation in neue Bahnen lenken oder doch zumindest Anstoß zu fruchtbaren Diskussionen und zur Überprüfung traditioneller Positionen geben.

Ganz im Sinne einer Summa faßt die Darstellung die wesentlichen Schriften Guillaumes in einer großen Synthese zusammen: *Le problème de l'article* (1919), *Temps et verbe* (1929), die Aufsatzsammlung *Langage et science du langage* (1964), die verschiedenen seit 1971 erschienenen Bände der *Leçons de linguistique* (Vorlesungen Guillaumes an der *Ecole pratique des Hautes-Etudes*); dazu kommt noch Moignets eigenes umfangreiches Œuvre zu den verschiedenen Fragen der guillaumistischen Sprachtheorie. Dieser Synthesecharakter hat leider eine kaum zu entschuldigende Schmalbrüstigkeit der Bibliographie zur Folge; sie umfaßt ganz 1½ Seiten (p. 343/44) und besteht fast nur aus Arbeiten von Guillaume und

⁴ Sauf erreur, *mosan* n'est pas mentionné par Palle Spore. Cf. pourtant *Grand Lar. Encyclopédique* 7 (1963): *mosan* 'relatif à la Meuse': «les plateaux mosans» ... «L'art mosan, art qui s'est développé au Moyen Age dans la moyenne vallée de la Meuse, c'est-à-dire dans l'ancienne principauté-évêché de Liège» (donc bien en dehors du département fr. de la Meuse).

¹ Cf. den Nachruf von ROBERT MARTIN, *RLiR* 42 (1978), 476–80.

² Cf. *Systématique*, p. VII, 99.

Moignet (und einigen – wenigen – andern Guillaumisten); nicht-guillaumistische Arbeiten werden mehr oder weniger systematisch vernachlässigt und eine kritische Auseinandersetzung mit andern Lehrmeinungen (außer einigen pauschalen Hinweisen auf die «grammaire traditionnelle») findet praktisch nirgends statt. Das alte Sektierertum der Guillaumisten ist offensichtlich ebenso schwer auszurotten wie dasjenige der Generativisten! – Vollkommen neu (und in der guillaumistischen Literatur ohne Vorbild) sind nur die beiden Kapitel über die Präpositionen und die Konjunktionen.

Moignet betont mehrmals, daß er keine Grammatik und keine Syntax liefern wolle (X, 287), denn die Syntax sei eine Erscheinung des *discours* (3/4); ihm gehe es vielmehr um eine Beschreibung des *système secret de la pensée* und seines Funktionierens (X, 4–6), wobei dann noch einige Ausblicke auf die Genese dieses Systems dazukommen (z. T. nicht ohne Vermischung der synchronischen und der diachronischen Perspektive). Bereits hier stoßen wir so auf ein guillaumistisches Apriori: die radikale Verbannung der Syntax in den *discours* (Rede). Wieso man immer noch nicht zugestehen will, daß Grammatik und Syntax regelhafte Erscheinungen im Sprachgebrauch beschreiben, daß ihnen Muster und Baupläne zugrunde liegen und sie damit dem System, der *langue* angehören, ist unverständlich. Derart überholte Positionen dürften der Verbreitung des guillaumistischen Ansatzes kaum förderlich sein, und sicher schädlich ist in dieser Hinsicht auch die hermetische, oft nicht einmal eingeführte und in vielerlei Hinsicht hypertrophe Terminologie. Moignet will eine Darstellung «dans une perspective simplificatrice, adaptée aux fins d'une présentation à un public plus large» (3) liefern. Was hier entstanden ist, ist eine gute Zusammenfassung für Eingeweihte, keinesfalls aber eine Einführung. Dies verhindern schon zahlreiche theoretische Präsuppositionen, die in diesem Band nicht oder nicht hinreichend eingeführt werden.

Wie gesagt: Der Ansatz ist guillaumistisch. In seinem Zentrum stehen Begriffe wie: *cinèse, lexigénèse, morphogénèse, prédication, incidence, subduction, support, apport, temps opératif* usw. usw. Ist man nicht bereit, sich dieses theoretische Gerüst wenigstens vorübergehend zu eigen zu machen, sollte man das Buch schon gar nicht nur Hand nehmen. Folgt man aber Guillaumes und Moignets Gedankengängen, wird man zu vielen Fragen interessante und anregende Beobachtungen finden – und dies, selbst wenn man erhebliche Vorbehalte gegenüber dem guillaumistischen Ansatz hat. Auch ich habe sie; da diese Fragen aber schon früher diskutiert worden sind³, sollen sie hier nicht erneut aufgegriffen werden.

Der Band beginnt mit einem *Avant-propos* von Georges Straka (XII/VIII) und einer *Préface* des Verfassers (IX–XII). Es folgt dann ein einleitendes 1. Kapitel (*Le système des parties de la langue. Présentation théorique*; 1–26), in dem die theoretischen Grundlagen des Guillaumismus kurz skizziert werden. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang die Unterscheidung von prädikativen und nicht-prädikativen Einheiten⁴, und nach diesem Kriterium wird dann im folgenden auch das gesamte Material gegliedert, die Diskussion organisiert. Im 1. Hauptteil (27–118), der den prädikativen Einheiten gewidmet ist, werden nacheinander die nominalen Elemente und das Verb diskutiert, wobei die beiden Blöcke nach ganz unterschiedlichen Kriterien gegliedert sind: im nominalen Bereich haben wir eine Untergliederung nach Substantiv, Adjektiv, Adverb, im verbalen nach Modus, Tempus, Person, Aspekt⁵ und Diathese (*voix*). Im 2. Hauptteil (119–285) werden dann die nicht-prädi-

³ Cf. hierzu WUNDERLI, *VRom.* 24 (1965), 342–44; *HL* 1 (1974), 27–66; *VRom.* 32 (1973), 1–21; *FM* 42 (1974), 345–54; *VRom.* 32 (1973), 291–301; *VRom.* 35 (1976), 154–61; *VRom.* 36 (1977), 240–52; *VRom.* 36 (1977), 253–58; *Saussure-Studien*, Tübingen 1981, p. 219–40, 241–50.

⁴ Cf. hierzu auch unten.

⁵ Im Sinne Guillaumes, cf. unten.

kativen Elemente diskutiert: Artikel, Pronomina (Personalpronomen; «Pseudo-Demonstrativum»; Possessivum, Indefinita, Interrogativa und Relativa, Pronominaladjektive), Adverbien (soweit sie nicht-prädikativ sind), Präpositionen, Konjunktionen, Hilfsverben und Präsentationsformeln. Es folgen eine zusammenfassende Schlußbetrachtung (287–91), die an das Einleitungskapitel anknüpft, ein Anhang mit den wichtigsten Subduktionsschemata (293–96), Wort- und Begriffsindex (297–341) und die bereits erwähnte (dürftige) Bibliographie (343–44). Es fällt auf, daß der Wortindex nur 8, der Begriffsindex dagegen 37(!) Seiten umfaßt – wie könnte man besser die bereits erwähnte terminologische Kopflastigkeit dokumentieren!

Im Einleitungskapitel werden vorerst einmal die Grundprinzipien von Guillaumes Ansatz präsentiert, wobei vor allem die Unterscheidung von *psycho-sémiologie*, *psycho-systématique* und *psycho-mécanique* (7ss.) von Bedeutung ist: die *psycho-sémiologie* befaßt sich mit den sprachlichen Zeichen (im Sinne Saussures: *signifiants*) und ihrer Systematik, die *psycho-systématique* mit dem Inhaltsstrukturen und ihrer systemhaften Organisation, und die *psycho-mécanique* mit den «forces génératrices des systèmes, qui ne sont autres que les mécanismes de la pensée pensante» (8). Entscheidend ist hier, daß die Untersuchung des Zeichens zwei verschiedenen Disziplinen zugewiesen wird, je nachdem ob man sich mit seiner Ausdrucks- oder Inhaltsseite befaßt. Dies ist deshalb möglich, weil es keine absolute Kongruenz zwischen den beiden Bereichen gibt, sondern nur eine (relative) *suffisance expressive* (11).

Die *suffisance expressive* bedingt nun eine Polyfunktionalität der sprachlichen Einheiten, wobei die Relationen der verschiedenen Funktionen als Sukzessivitäten im Rahmen des der Überführung *langue – signe – discours* zugrundeliegenden *temps opératif* aufgefaßt werden (9ss.). Die Operationen in diesem Bereich werden mehr oder weniger regelmäßig auf das bitensive Schema zurückgeführt, wobei der erste Tensor die *lexigénèse* (Inhaltsgenese), der zweite die *morphogénèse* (Ausdrucksgenese) repräsentiert und die verschiedenen Inhalte (Funktionen) aus Unterbrechungen der *lexigénèse* zu unterschiedlichen Zeitpunkten resultieren.

Es folgte dann eine Diskussion der verschiedenen Wortarten (*parties de la langue*; 12ss.), die im wesentlichen über die folgenden Kriterien erfaßt werden: Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein von inhaltlicher Substanz, bzw. Prädikativität und Nichtprädikativität; Art der Inzidenz (innere Inzidenz = Beziehung zum außersprachlichen Bereich [Referenz]; äußere Inzidenz = Beziehung zu andern Wortarten).

Im Bereich der prädikativen Einheiten (29ss.) werden zuerst die Nomina und ihre Akzidentien diskutiert, die beim Substantiv Genus, Numerus, Kasus und Person (> Artikel) umfassen. Hier ruft zuerst einmal die Genus-Konzeption nach gewissen Vorbehalten. Moignet unterscheidet zwischen einem *genre vrai* im Bereich '+belebt' und einem *genre fictif* im Bereich '-belebt' (17, 33), was aber zu erheblichen Problemen bei *le professeur* (Frau), *la sentinelle*, *le mannequin* usw. führt (35) und ihn v. a. dazu zwingt, einmal ein motiviertes (+belebt), das andere Mal ein nicht motiviertes Genus (-belebt) anzusetzen. Hier liegt ganz offensichtlich eine für das Französische (und die meisten andern Sprachen) nicht haltbare Gleichsetzung von Genus und Sexus vor: das Genus ist in den modernen Sprachen arbiträr, wenn auch im Bereich '+belebt' eine gewisse Tendenz besteht, es mit dem Sexus zu harmonisieren. Sicher nicht statthaft ist es auch, das Femininum als 'genre faible' (nicht markiert) zu betrachten, u. a. weil es in der Regel für lateinische Neutra verwendet werde (34, 38). Dagegen sprechen ganz eindeutig die syntaktischen Phänomene: bezieht sich ein Adj. auf ein m. und ein f. Subst., erscheint es in der m. Form; werden ein m. und ein f. Subst. pronominalisiert, wird das m. Pron. verwendet; pronominale Wiederaufnahmen von Genus-indifferenten Sequenzen (Proposition, Satz, Satzfolgen usw.) erfolgen mithilfe der m. Form (*le*,

ce usw.); bei Substantiv-Translationen findet *le* Verwendung (*beau* > *le beau*; *savoir* > *le savoir*; *je ne sais quoi* > *un je-ne-sais-quoi*; usw.), d. h.: nicht-markiertes Genus ist das Maskulinum. Und was die aus lat. Neutra entstandenen femininen Abstrakta angeht (35/36), so haben wir es hier mit einem rein diachronischen morphonologischen Phänomen zu tun (n. pl. > f. sg.), das für die synchronische Genusinterpretation (nach dem Untergang des Neutrums) ohne jede Relevanz ist. – Gewisse Vorbehalte sind auch gegenüber der Darstellung des Numerus angebracht (36ss.). Sicher ist, daß es im Frz. einerseits einen Singular und andererseits einen («externen») Plural gibt, und daß auch Kollektiva («interner» Plural) und Pluraliatanta existieren. Nicht einsichtig ist dagegen, wieso *les amours* (< *l'amour*), *les eaux* (< *l'eau*), *les pains* (< *le pain*) usw. (37) «interne» Plurale sein sollen: hier liegen Bedeutungsvariationen vor, die eine echte («externe») Pluralisierung erlauben. – Und schließlich noch zur Person: nach guillaumistischer Auffassung würde das Subst. die *non-personne* repräsentieren, da es nicht zu den eigentlichen Kommunikationspartnern gehören kann (17); dies dürfte in den meisten Fällen insofern zutreffen, als die 3. Person (*délocutaire*) in aller Regel der absolut unmarkierte Term des ganzen Personengefüges darstellt⁶. Daraus nun aber auch noch zu folgern, die im Subst. implizierte 3. Person würde im Artikel exteriorisiert, wodurch das Substantiv in ein (externes) Inzidenzverhältnis gerate und praktisch zum Adjektiv des Substantivs werde (44), scheint mir reichlich abstrus. Was macht man dann mit Fällen, wo ein Substantiv durchaus qua Substantiv in der Rede fungiert, aber der Artikel fehlt (z. B. nach Negation, bei kollektiven Reihungen, in der Apostrophe, usw.)? Warum muß plötzlich der Artikel zum Syntagmenkern gemacht werden? Er ist doch nur ein Satellit des Substantivs und fungiert als substantivisches Aktivierungsmerkmal – was übrigens Guillaumes Konzeption keineswegs widerspricht!

Das Adjektiv (42ss.) ist charakterisiert durch seine äußere Inzidenz auf das Substantiv, von dem es auch bezüglich Person, Numerus, Kasus und *extensité* abhängig ist. Die Leistung des Adjektivs wäre es, eine Spezifikation oder eine wertende Qualifikation für das inzidierte Substantiv zu liefern, wobei allerdings z. T. ganz erhebliche Selektionsbeschränkungen existieren. Typisch für diesen Bereich wäre die Leichtigkeit, mit der ein Kategorienwechsel realisiert werden kann (> intranominal): einerseits können Adjektive durch spezifische Suffixe oder einfache Beifügung des Artikels zu Substantiven werden, andererseits gibt es eine Reihe von Verfahren, um aus einem Substantiv ein Adjektiv zu machen (Suffixe, Ø-Morphem usw.). Bei all diesen Ausführungen vermißt man zuerst einmal einen Verweis auf Lucien Tesnière und seine Translationstheorie⁷. Dann läßt sich sicher auch die Behauptung nicht aufrecht erhalten, bei den suffixalen Ableitungen liege ein Wortklassenwechsel in der *langue* vor, bei den andern Phänomenen dagegen eine Erscheinung des *discours* (93). In beiden Fällen gehört das Verfahren bzw. Bildungsmuster vielmehr der *langue* an; ob das Resultat dieses Verfahrens dann als *ad-hoc*-Bildung zu interpretieren ist oder nicht, ist eine Frage der Norm (im Sinne Coserius) und hat mit dem System selbst nichts zu tun. – Nicht zu überzeugen vermag auch die Darstellung der Stellung des Adjektivs (45ss.): bei Nachstellung hätten wir eine eigentliche Qualifikation, bei Voranstellung dagegen hätten wir es mit einer semantischen Subduktion zu tun, die entweder zu einem morphemhaften Charakter des Adjektivs (cf. auch 193/94), zu einer übertragenen Bedeutung oder zu einem hohen Affektgehalt führe. Einmal vermißt man bei der Theorie der – nach meiner Auffassung zweifelhaften – Morphemfunktion vorangestellter Adjektive einen

⁶ Cf. z. B. WUNDERLI, «Les structures du possessif en moyen français», in: R. MARTIN (éd.), *Etudes de syntaxe du moyen français*, Metz 1978, p. 141.

⁷ Cf. L. TESNIÈRE, *Éléments de syntaxe structurale*, Paris 1965.

Verweis auf Harald Weinrich⁸. Dann trägt die Theorie aber vor allem der Tatsache nicht Rechnung, daß die Emphase bei normalerweise nachgestellten Adjektiven zwar eine Voranstellung, bei normalerweise vorangestellten Adjektiven aber eine Nachstellung bewirkt. Das Emphasisierungsmuster beruht somit in beiden Fällen auf einer Aufgabe der Normalposition, was die ganze Theorie in Frage stellt.

Wichtig bei der Behandlung des Adverbs (50ss.) ist v. a. die Diskussion der Funktionen und Inzidenzstufen, die zu einer ähnlichen Konzeption wie bei Tesnière (Dependenz) führt: das Adv. repräsentiert immer eine Inzidenz 2. (- Adj.) oder 3. Grades (- Adv.). Wichtig und richtig ist zweifellos auch der Hinweis, daß sogenannte Satzadverbien das *dire*, den *acte d'énonciation* als solchen (bzw. die Relation zwischen Sprecher und Aussage) spezifizieren (51)⁹. Es folgt dann eine Diskussion der Arten des Adverbs, seiner begrenzten Prädikativität und seines Platzes in der Redekette.

Die Darstellung des Verbs (55ss.) bleibt im traditionellen, seit *Temps et verbe* im wesentlichen bekannten guillaumistischen Rahmen, der mit dem Begriff *Chronogénèse* und den 3 *saïses* (*mode quasi-nominal*, *mode subjonctif*, *mode indicatif*) umrissen werden kann. Nacheinander werden Modus, Tempus, Person, Aspekt und Diathese (*voix*) abgehandelt, wobei auffällt, daß Moignet bezüglich des Aspektbegriffs in strenger guillaumistischer Orthodoxie verharret: Aspekthaftigkeit wird nur der Opposition zwischen Inf., P. pr., P. p. und den entsprechenden *formes composées* und *formes surcomposées* zuerkannt, nicht aber dem Gegensatz Impf./Ps., ja diese von R. Martin¹⁰ vorgeschlagene Erweiterung des guillaumistischen Aspektbegriffs wird p. 98 sogar ausdrücklich abgelehnt. In vielerlei Hinsicht gegenüber Guillaume innovatorisch ist dagegen die Darstellung der *voix* (102ss.).

Bedeutend umfangreicher und oft auch erheblich fortschrittlicher bzw. weniger orthodox ist der 2. Hauptteil des Bandes, der den nichtprädikativen Elementen gewidmet ist (119ss.). Diese Elemente wären dadurch charakterisiert, daß sie «sans affinité, au moins directe, avec l'expérience de l'univers» sind, daß ihr «contenu notionnel d'un haut degré d'abstraction» nichts zu tun hätte mit der «désignation des données de l'expérience»; vielmehr hätten wir es mit einer «saisie opérée par la pensée de ses propres conditions de fonctionnement» zu tun (121). Zweifellos richtig ist, daß diese Formen von außerordentlicher Abstraktheit sind: sie haben keinen oder allerhöchstens einen minimalen lexie-semantischen Gehalt und repräsentieren in der Regel nur ein Bündel von morphosyntaktischen Merkmalen: so wären die Pronomina «Abstraktionsprodukte» der Substantive, die Artikel der Person(?), die Auxiliaren und Präsentative der Verben und die Präpositionen und Konjunktionen der Adverbien.

An erster Stelle behandelt Moignet den Artikel, eine Darstellung, die in ihren wesentlichen Zügen wiederum aus den Arbeiten Guillaumes hinreichend bekannt ist. Gleichwohl gibt es einige Eigenheiten in Moignets Darstellung, die gezielten Widerspruch hervorrufen müssen. So lesen wir z. B. p. 131:

L'article est un pronom d'une espèce particulière, non supplétif à l'égard d'une matière notionnelle, mais en position d'appel, de sorte qu'il précède obligatoirement le substantif...

Nur: was wird aus dieser angeblichen Obligatorik im Rumänischen, wo bestimmter und unbestimmter Artikel unterschiedliche Positionen haben (un pom/pomul; o stradă/strada;

⁸ Cf. H. Weinrich, «La place de l'adjectif en français», *VRom.* 25 (1966), 82-89.

⁹ Cf. auch WUNDERLI, «Der Prosatz 'non'», in: WUNDERLI/SHECKER, *Textgrammatik*, Tübingen 1975, p. 53/54 N 26, 63 N 44.

¹⁰ Cf. R. MARTIN, *Temps et aspect. Essai sur l'emploi des temps narratifs en moyen français*, Paris 1971.

etc.)? – Wenn Moignet den sogenannten *article partitif* als «traitement particulier appliqué à l'article défini» (132) vorstellt, so scheint ihm vorerst einmal der morphologische Befund recht zu geben. Er übersieht dabei aber, daß «unbestimmter Artikel» und «Teilungsartikel» in komplementärer Distribution zueinander stehen: der sog. Teilungsartikel ist eine Positionsvariante des «unbestimmten» Artikels, die immer dann zum Zuge kommt, wenn das Merkmal 'nicht zählbar' vorliegt¹¹. – Beim eigentlichen «Teilungsartikel» (*il boit de l'eau*) würde *de* als *inverseur* fungieren und die durch *le* angestrebte Generalisierung blockieren; bei vorangestelltem Adj. (*vous êtes de bons enfants*) dagegen würde ihm dieser Charakter abgehen: es würde vielmehr als «marque d'une restriction quantitative» fungieren (136/37). Mir scheint allerdings die Charakterisierung als *inverseur* beim «Teilungsartikel» überflüssig zu sein: die Charakterisierung «restriction quantitative» leistet das Gleiche, so daß es möglich wird, die beiden Funktionen einheitlich zu fassen! – Es scheint mir nicht gerechtfertigt zu sein, bei festgefügtten, erstarrten Wendungen wie *blanc comme neige*, *copains comme cochons* usw. (140/41) von einem «article zéro» zu sprechen, und gleiches gilt auch für den Typus *avec patience* (141): im ersten Fall haben wir lexikalische Relikte eines früheren Sprachzustands, im zweiten dagegen eine nicht-substantivische Verwendung (> Adv.) einer Lexikoneinheit (cf. hierzu Moignet selbst bzgl. *avoir faim*, *être professeur* usw.; 144/45). Von einem Null-Artikel darf prinzipiell nur dort gesprochen werden, wo der Ausdrucksseite Ø eine spezifische Funktion zukommt (Inhaltsseite ≠ Ø); dies ist z. B. bei kollektiven Reihungen vom Typus *Femmes, moines, vieillards, tout était descendu* (141) der Fall, nicht aber in den vorher erwähnten Typen; hier haben wir vielmehr eine *absence d'article*. – Positiv herauszustellen ist dagegen in diesem Kapitel, daß *des* als Plural von *un* erkannt wird (189), daß präsubstantivische Demonstrativa und Possessiva als spezifizierte Artikel eingestuft werden (147) und daß die spezifische Leistung des Possessivums als Ausdruck einer Personenrelation definiert wird (*article personnel*; 148). Leider fehlt auch hier wieder jeder Verweis auf (bestehende) Sekundärliteratur!

Die Behandlung der Pronomina (149ss.) beginnt mit einem langen Einleitungskapitel, in dem die semantische Reduktion von Substantiven, Adjektiven und (prädikativen) Adverbien, die letztlich zu Proformen führt, ausführlich diskutiert wird. Wichtig ist auch der Hinweis, daß im Bereich der Proformen zahlreiche Oppositionen (z. T.) morphologisiert werden, bezüglich derer die Substantive indifferent sind (\pm *animé*; unterschiedliche syntaktische Funktionen [«Kasus»]; usw.) (151s.). Gleichzeitig erweist sich hier aber auch Moignets Prädikativitätsbegriff als außerordentlich problematisch¹². – Im Bereich des Personalpronomens (157ss.) vertritt Moignet die Auffassung, der Pl. könne nur bei der 3. Pers. als eigentliche Pluralisierung des Sg. aufgefaßt werden, während *nous* als Synthese von *je + tu/il*, *vous* als *tu + il* aufzufassen wäre – nach meiner Meinung ein alter «logischer» Sündenfall, der mit der sprachlichen Wirklichkeit nichts zu tun hat. Durchaus begrüßenswert ist dagegen die Art und Weise, wie Moignet verschiedene pronominale Systeme auszugliedern versucht. Er isoliert ein System der prädikativen Pronomina einerseits, andererseits ein System der nicht-prädikativen Subjektspronomen und ein solches der nicht-prädikativen Objektpronomen (mit z. T. variablen internen Ausdifferenzierungen); die Formen *elle/elles*, *nous* und *vous* wären sowohl prädikativ als auch nicht-prädikativ (157ss., v. a. 160, 164). Was dabei herauskommt, gleicht in vielerlei Hinsicht meiner eigenen Analyse, die ich demnächst publizieren werde, weicht aber andererseits auch wieder in einigen wesentlichen Punkten von dieser ab. So bemerkt Moignet z. B. p. 162, es gebe keine nicht-prädikativen

¹¹ Für die Frage, ob es bei der Artikelgenese zwischen dem *général* und dem *particulier* sog. «saisies intermédiaires» (134) gebe, cf. WUNDERLI, *VRom.* 32 (1973), 9 N 21.

¹² Cf. hierzu unten.

Formen von *elle/elles*; vielmehr würden im Bedarfsfall die prädikativen Formen «entprädikativiert». Was heißt das nun? Wäre es nicht besser, hier eine Homonymie zuzulassen, wie er es auch für *lui* (m. präd.; m./f. nicht-präd. «Dativ») tut? Bei *nous/vous* würde ich Moignet zustimmen, wenn er (ebenso wie bei *me, te, se*) nicht zwischen *objet I* und *objet II* (*complément d'objet direct* bzw. *indirect*) unterscheidet, doch meine ich, daß man neben diese Formen ein prädikatives *nous/vous* und ein *nous/vous* nicht-präd. Subjektspronomen stellen muß, d. h. ich setze in viel umfangreicheren Ausmaß Homonymien an. Entscheidendes Kriterium ist für mich die Frage der syntagmatischen Kombinierbarkeit mit sich selbst: fehlt diese, dann haben wir eine einzige gegenüber der fraglichen Unterscheidung indifferente Form (z. B. *objet I/objet II* bei *me, te, se, nous, vous*), ist sie dagegen gegeben, liegt Homonymie vor (z. B. *elle, elle le sait* > *elle*¹, *elle*²; *nous, nous nous lavons* > *nous*¹, *nous*², *nous*³; *lui (il) lui parlera* > *lui*¹, *lui*² usw.) Nicht zu überzeugen vermag auch die Postulierung eines eigentlichen Neutrums *le* (162). Vielmehr ist von einer privativen Opposition zwischen m. und f. auszugehen, wobei das Maskulinum nicht-markierter Oppositionsterm ist, der in allen Fällen Verwendung findet, wo kein positiv markiertes Femininum vorliegt – also sowohl bei Bezug auf ein Maskulinum als auch bei Bezug auf eine als ganze genus-indifferente Sequenz (Proposition, Satz usw.). Dies gilt auch für *il pleut* usw. (163), wo Moignet ein Wirksamwerden der sog. «personne d'univers» postuliert. Was in Wirklichkeit vorliegt, ist eine Verwendung des nicht-markierten *il* in einem Kontext, der keine anaphorische Anbindung zuläßt. Und schließlich ist es auch nicht korrekt, *on* als jeder Entsprechung im Objektbereich bar darzustellen (162, 64): zumindest das Reflexivum *se* ist hier in Rechnung zu stellen (*on se lave*; *on se lave les mains*), weshalb es wohl sinnvoll wäre, in der Tabelle p. 164 *on* von der letzten Zeile in die 3. Zeile zu versetzen und so die dort bestehende Lücke im Subjektsparadigma zu schließen. Und noch ein letztes: die Bemerkung, bei der Verwendung von *moi, toi* nach dem Imperativ handle es sich um «*phénomènes purement phonétiques*» (166), mutet bei einem Guillaumisten doch recht überraschend, ja unbeholfen an! – Hinsichtlich der Demonstrativa (*celui, celle*) gibt es nicht viel zu sagen, außer daß Moignet sie als «pseudo-démonstratifs» bezeichnet und dies mit der fehlenden räumlichen Differenzierung begründet. Der Terminus mag angehen, wenn ich auch Brugmanns Bezeichnung *dér-Deixis* vorziehe¹³, aber auf jeden Fall müßte er auch für den Demonstrativ-Artikel verwendet werden, wo wir analoge Verhältnisse haben. Nichts einzuwenden ist auch gegen die Einstufung von *ce* als «neutrales» Pronomen (169/79), da in diesem Fall ein Bezug auf ein genushaltiges (m. = -f.) Element in der Tat ausgeschlossen ist¹⁴. Nicht mehr annehmbar dagegen sind die Auflösungen von *ceci, cela* in *ce + ci, ce + là* (zumal im modernen Gebrauch *ceci* auch in zunehmendem Maße von *cela* be- und verdrängt wird): hier liegt eine nicht statthafte Vermischung von Synchronie und Diachronie vor (172), die auch sonst bei Moignet (und Guillaume) verschiedentlich festzustellen ist. – Die Darstellung der Possessiva (173ss.) ist ohne Abstriche gut, und entsprechendes gilt auch für die Indefinita (176ss.), bei denen wir es nach Moignet nicht mit einem geschlossenen System, sondern mit einer offenen Reihe zu tun haben, die aber gleichwohl einige Mikrosysteme einschließt. Allerdings dürfte eine etwas konsequentere Analyse zumindest im inhaltlichen (wohl kaum im «semiologischen») Bereich noch einen höheren Strukturierungsgrad zutage fördern als ihn Moignets gegenwärtige Analyse ausweist. Was die Interrogativa und Relativa angeht, so werden sie von Moignet zusammen behandelt (179ss.), und zwar mit der Begründung, es handle sich um «vocables qui ont la même morphologie, mais des emploi syntaxiques diffé-

¹³ Cf. K. BRUGMANN, *Die Demonstrativpronomina in den indogermanischen Sprachen*, Leipzig 1904.

¹⁴ Cf. WUNDERLI, «Ce neutre» en moyen français, in: M. WILMET (éd.), *Sémantique lexicale et sémantique grammaticale en Moyen Français*, Bruxelles 1979, p. 185–253.

rents» (179). Dies trifft aber nur auf den ersten Blick zu, erweist sich dagegen bei näherem Zusehen als trügerisch. Einmal muß man die Frage stellen, wo denn die relativen Funktionen von *quoi* bleiben. Überdies liegen für die Opposition *qui/que* in den beiden Bereichen ganz unterschiedliche semantische Füllungen vor: als Interrogativum repräsentiert sie die Opposition \pm animé, als Relativum dagegen die Opposition *sujet/complément d'objet direct*. Wie schon anderweitig wird auch hier Moignet wieder das Opfer seiner Bemühungen, so wenig Homonymien wie immer möglich zuzulassen.

Entsprechendes gilt z.T. auch für die Behandlung der nicht-prädikativen Adverbien (195ss.), wo z. B. in wenig überzeugender Weise versucht wird, *si* in seinen Funktionen als Affirmationspartikel, als Graduierungspartikel, als Exklamationspartikel, als «interrogatives Adverb» und als hypothetische Konjunktion unter einen Hut zu bringen¹⁵. Im übrigen erfolgt die Diskussion nach den semantischen Bereichen «Art und Weise», «Quantität», «Ort», «Zeit» und (eine sicher zu begrüßende Neuerung) «articulation du discours». Positiv ist zu vermerken, daß Moignet die Prosatzfunktion von *non* durchaus erkennt (204), doch übersieht er, daß eine entsprechende Leistung auch von *oui* und *si* erbracht wird¹⁶. Nur teilweise zutreffend ist ferner die Zuweisung von *y* und *en* an den lokalen (spatialen) Bereich (207): es handelt sich hier vielmehr um Propräpositionalphrasen für jede Sequenz vom Typus *à* + *X* / *de* + *X* (bzw. für zu den jeweiligen Paradigmen zu zählenden Präpositionen)¹⁷.

Neu ist – wie bereits erwähnt – die Darstellung der Präpositionen (217ss.), die allerdings von Moignet selbst als unvollständig und vorläufig eingestuft wird. Die Präposition wäre durch eine zweiseitige Inzidenz (linksseitig/rechtsseitig) charakterisiert, gleichzeitig aber auch eng mit dem Adverb verwandt: überall dort, wo ein rechtsseitiges Inzidenzelement fehlt, würde sie zum Adverb (z. B. *je n'ai rien contre*; 218ss.). Ihre Leistung würde im wesentlichen in der Adjektivierung bzw. Adverbialisierung von Einheiten aus anderen Wortklassen liegen (217ss., 225ss.). Darüber hinaus würde sie auch zur Überwindung der Intransitivität dienen, und zwar sowohl bei Substantiven, Adjektiven, Adverbien und Verben; die Grenzziehung zwischen *complément* und *circonstant* wäre allerdings schwierig und fließend (220ss.)¹⁸. Lassen sich so die syntaktischen Funktionen der Präpositionen (trotz ihrer Vielfalt) relativ leicht erfassen, erweist sich die Beschreibung ihres semantischen Gehalts wegen des hohen Abstraktionsgrades als außerordentlich schwierig (219). Nach Moignet steht fest, daß wir es hier mit einer offenen Reihe zu tun haben, was aber erneut die Existenz von Mikrosystemen noch nicht ausschließt. Zwei dieser Mikrosysteme würden durch *à* ('*approche*') und *de* ('*éloignement*') konstituiert, wobei *vers* und *pour* als (semantische) Expansionen von *à*, *dès* und *depuis* von *de* zu betrachten wären (229/30). Zweierlei ist nach meiner Auffassung hier – trotz prinzipieller Zustimmung – noch verbesserungsbedürftig. Einmal sind die Paradigmen von *à* und *de* mit Sicherheit unvollständig, was man leicht mithilfe des Pronominalisierungstests mit *y* (Propräpositionalphrase für das *à*-Paradigma) und *en* (Propräpositionalphrase für das *de*-Paradigma) nachweisen kann: zum *de*-Paradigma gehören auf jeden Fall noch *par*, *hors (de)*, *de chez*, zum *à*-Paradigma *en*, *dans*, *chez*, *sur*, *sous*, *entre*, *parmi*, *devant*, *derrière* und noch viele mehr¹⁹. Hier sind mit Sicherheit noch weitere

¹⁵ Cf. auch § 440/41.

¹⁶ Cf. oben N 9 und WUNDERLI, «Die Prosätze 'oui' und 'si'», *ZFSL* 86 (1976), 193–220.

¹⁷ Cf. WUNDERLI, «Funktionen und Leistungen von 'y' im Mittelfranzösischen», in: *Mélanges J. R. Smeets*, Leiden 1982, p. 337–72, und «Die Funktionen von 'en' im Mittelfranzösischen» (erscheint demnächst).

¹⁸ Auch hier vermißt man wieder einmal jeglichen Hinweis auf die Leistungen der Valenzgrammatik (v. a. in der DDR).

¹⁹ Cf. N 17.

annimmt – «linearer» Natur und damit auf einem Tensor darstellbar sind: sie haben vielmehr multidimensionalen Charakter und stellen eine Art Planetensysteme mit *à* bzw. *de* als Zentren dar. Dann scheint mir auch die inhaltliche Definition von *de* ('éloignement') und *à* ('approche') nicht angemessen zu sein, und dies selbst dann, wenn man Moignets salvatorischer Klausel Rechnung trägt, daß die «notions d'approche et d'éloignement doivent être entendues dans un plan plus abstrait que celui des relations spatiales» (228). Vor allem bei *de* läßt sich oft mit dem besten Willen kein «éloignement» ausmachen (cf. *le chapeau de mon père*; *une voiture de sport*; usw.). Es scheint vielmehr so zu sein, daß *de* einfach 'Relationierung', *à* dagegen 'orientierte (zielgerichtete) Relationierung' zum Ausdruck bringen, wobei *à* als markierter Oppositionsterm anzusehen ist. Dies würde auch Moignets Beobachtung Rechnung tragen, daß nur *de* eine «transpräpositionale» Funktion als *particule* kennt (*pour de bon*; *il boit de l'eau*; *et de rire!* usw.), *à* dagegen immer Präposition bliebe (241).

Im Bereich der Konjunktionen (242ss.) unterscheidet Moignet zwischen koordinierenden und subordinierenden Einheiten. Ausgezeichnet ist der Hinweis, daß die Leistung der Koordinationselemente (*et*, *ou*, *si*) in syntaktischer Hinsicht darin bestehe, «la persistance sur un terme subséquent des conditions d'incidence qui affectent un terme précédent» zu signalisieren (243), wobei diese «Fortschreibung» die verschiedensten Hierarchieebenen wie Lexie, Syntagma, Proposition, Satz usw. betreffen kann. Wichtig ist auch der Hinweis, daß die koordinierenden Konjunktionen durch ein Element Ø (reine Juxtaposition) ersetzt werden können (244) und daß die Koordinationsleistung von *mais*, *car*, *or*, *donc* im Bereich der («logischen») Strukturierung der Rede liege (245). Die (je nachdem einfachen oder zusammengesetzten) subordinierenden Konjunktion würden zur Nominalisierung (> Subst., Adj., Adv.) von Sätzen dienen, d. h. sie haben den Status von Translativen in Tesnières Terminologie (246/47). Die ausführlichen Analysen der verschiedenen Einheiten sind instruktiv und aufschlußreich, wenn sie auch verschiedentlich zu Widerspruch reizen. So vermag ich z. B. nicht einzusehen, warum *que* in *je veux qu'il sorte* und *qu'il sorte!* zwei verschiedene «saisies» repräsentieren soll (248/49): wir haben doch in beiden Fällen nichts anderes als eine Nominalisierung, bzw. bei *qu'il sorte!* einen auf ein nominales Element reduzierten Ausrufsatz (> *Ta gueule!*; *Attention!*; usw.). Was die Negation *ne... que* angeht, so darf sie in synchronischer Hinsicht nicht mehr zu den Konjunktionen gestellt werden, sondern muß als lexikalisiert gelten; historisch gesehen haben wir einen mit einfachem *ne* negierten Hauptsatz, gefolgt von einem durch die unspezifizierte Konjunktion *que* (*afin que*, *à condition que*, *si* usw.) eingeleiteten exzeptiven Adverbialsatz.

Das letzte der Kapitel ist den Auxiliaren und Präsentativa gewidmet (269ss.). Dabei fällt zuerst einmal auf, daß die traditionelle guillaumistische Liste der sogenannten *verbes idéologiques préexistants* um *convenir*, *aller* und die «verbes particuliers d'action et de passion» erweitert wird (264), was im Rahmen des Ansatzes nur konsequent ist. Nicht zu überzeugen vermag dagegen der Versuch, auch im Rahmen der modernen Synchronie die Endungen von Futur und Conditionnel als Erscheinungsformen von *avoir* darzustellen (269): wo bleibt denn hier das Sprecherbewußtsein, das letztlich doch p. 279 bemüht wird, um *voici* und *voilà* als nicht mehr zum Verb *voir* gehörig auszuweisen? Inkohärenzen finden sich auch im Zusammenhang mit *c'est* (279ss.), weil eine durch nichts motivierte Grenze zwischen anaphorischem und kataphorischem *ce* gezogen wird (279): in Wirklichkeit ist *ce* qua Systemeinheit einfach kontextorientiert – ob diese Valenz sich dann links- oder rechtsorientiert realisiert, ist einfach eine Frage der jeweiligen konkreten Einbettung²⁰.

Was Moignet hier vorgelegt hat, ist ohne jeden Zweifel ein interessantes, anregendes, gleichzeitig aber auch – die vorhergehenden Zeilen haben es hinreichend deutlich gemacht

²⁰ Cf. hierzu WUNDERLI in *op. cit.* N14.

– ein oft zum Widerspruch reizendes Buch; dieser Aspekt ist vielleicht nicht einmal die geringste seiner Qualitäten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß das Manuskript vom Verfasser eben nicht wirklich fertiggestellt wurde: hätte er selbst noch die letzte Hand anlegen können, wären mit Sicherheit noch viele Inkohärenzen, Widersprüche usw. eliminiert worden. Gleiches gilt auch für eine Reihe von Lücken; so fällt es z. B. schwer sich vorzustellen, Moignet habe die Funktionsähnlichkeit (und Kommutabilität) von unbestimmtem Artikel einerseits, Kardinalzahlen und Indefinita andererseits nicht gesehen, obwohl davon nirgends die Rede ist.

Auffällig ist gleichwohl, daß Moignet immer dort am überzeugendsten wirkt, wo er nicht dem orthodoxen Guillaumismus verpflichtet ist: in all diesen Fällen bewährt sich seine einmalige Beobachtungsgabe für sprachliche Erscheinungen, führt seine interpretierend-ordnende Analyse zu überzeugenden Resultaten. Wo diese nicht erreicht werden, beruht dies oft auf guillaumistischen Aprioris, die den freien Zugang zur sprachlichen Realität verbauen. Negativ wirkt sich aber auch ein nicht hinreichend definierter Prädikativitätsbegriff aus. In Moignets Studie über das Personalpronomen²¹ konnte man noch davon ausgehen, daß er mit *Prädikativität* die Fähigkeit einer sprachlichen Einheit bezeichnet, für sich allein (bzw. in Verbindung mit einem entsprechenden Satzbauplan) eine Aussage bilden zu können. Reste dieser Auffassung finden sich auch noch in der *Systématique*, z. B. wenn *moi*, *toi*, *soi* oder *non* als prädikative bzw. prädikativierte Formen bezeichnet werden (übrigens im Kapitel über die nicht-prädikativen Elemente!; 157ss., 204). Dem stehen Aussagen gegenüber wie: die Prädikation diene dazu «à désigner l'expérience» (XI)²², sie habe die «fonction d'assigner une matière notionnelle à une forme linguistique» (13), wozu auch die Definition der Nicht-Prädikativität als «absence de référence» (20) paßt. Von hier aus driftet Moignet dann für die Nicht-Prädikativität ab: sie soll einer «interprétation hautement abstraite des données de l'expérience de l'univers» (51), einem «concept d'un haut degré d'abstraction» (154) entsprechen. Andererseits wird dann Prädikativität plötzlich mit Einführung eines «élément nouveau» (246) gleichgesetzt! Auch dem gutwilligsten Leser bleibt hier oft nur Kopfschütteln übrig.

Unbefriedigend ist – wie bereits erwähnt – auch die mangelhafte Berücksichtigung der Sekundärliteratur: man kann nicht die Funktionen von Präposition und Konjunktion im Sinne von Translationen beschreiben (z. B. 22/23, 25, 43/49, 122/23, 145/46, 218, 222, 225, 246/47), ohne ein einziges Mal Lucien Tesnière zu erwähnen, man kann nicht vom *site* des Verbs und seiner konstitutiven Funktion für das Rede-Universum sprechen (15, 27, 92, 104–06, 154, 157, 212), ohne auf den Origo-Begriff von Karl Bühler zu verweisen²³, man kann nicht *y* und *en* diskutieren, ohne die große *thèse* von Jacqueline Pinchon zu zitieren²⁴, usw.

Man wagt letztlich nur noch zu träumen: was wäre aus dieser Arbeit erst geworden, wenn der Autor sie wirklich hätte fertigstellen können – und wenn er sich nicht freiwillig in einer Art guillaumistischem Ghetto isoliert hätte!

Peter Wunderli

*

²¹ Cf. G. MOIGNET, *Le pronom personnel français. Essai de psycho-systématique historique*, Paris 1965.

²² Cf. auch *Systématique*, p. 121.

²³ Cf. K. BÜHLER, *Sprachtheorie*, Stuttgart 1965.

²⁴ Cf. J. PINCHON, *Les pronoms adverbiaux «en» et «y»*, Paris 1972.

FRANZ JOSEF HAUSMANN (Hg.), *Die französische Sprache heute*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1983, VIII + 458 p. (*Wege der Forschung* 496).

Mit dem vorliegenden Band ist die außerordentlich nützliche, immer gediegen präsentierte Reihe *Wege der Forschung* um ein weiteres wertvolles Sammelwerk bereichert worden – ein Band übrigens, der eine lange Leidensgeschichte hinter sich hat: ursprünglich von Ludwig Söll betreut, ging das Projekt dann nach dessen frühem Tod in die Hände von Mario Wandruszka über, um schließlich beim jetzigen Herausgeber zu landen. Der lange Reife-prozeß hat ihm aber keineswegs geschadet.

Wie üblich, enthalten Sammlungen dieser Art keine Originalbeiträge; sie leben vielmehr von der durchdachten, auf thematischen Vorgaben beruhenden Auswahl durch den Herausgeber, der in der Regel in einem Vorwort die Zielsetzung erläutert und die Akzente bezüglich des Forschungsstands bzw. seiner Einschätzung setzt. Dies ist auch hier so. Neben einer wissenschaftsgeschichtlichen ausgezeichneten Einleitung von Hausmann (p. 1–16) folgen dann 26 Beiträge, die sich über einen Zeitraum von rund hundert Jahren erstrecken: 1. Arsène Darmesteter, «La langue française d'aujourd'hui» (1877; p. 17–23); 2. Eduard Koschwitz, «Phonetik und Grammatik» (1890; p. 24–37); 3. Siegfried Hosch, «Französische Flickwörter» (1895; p. 38–69); 4. Ernst Lewy, «Zur Wesensgestalt des Französischen» (1922; p. 70–74); 5. Eugen Lerch: *Willem van der Molen, *Le subjonctif, sa valeur psychologique et son emploi dans la langue parlée* (1925; p. 75–83); 6. Eugen Lerch: *Kr. Sandfeld, *Syntaxe du français contemporain I: Les pronoms* (1936; p. 84–88); 7. Viggo Brøndal, «Le français, langue abstraite» (*1936; p. 89–92 [Auszug]). 8. Karl Michaëlsson, «Quelques aspects du français contemporain» (1947; p. 93–114); 9. Jules Marouzeau, «Quelques observations sur la langue vulgaire» (1954; p. 115–25); 10. Wolfgang Pollak, «Entwicklungstendenzen im neuesten Französisch mit Berücksichtigung der Normproblematik» (1957; p. 126–44); 11. Jean Dubois, «Le 'néo-français', réalité ou illusion?» (1961; p. 145–66); 12. Harald Weinrich, «Ist das Französische eine analytische Sprache?» (1962; p. 167–83); 13. Albert Valdmann, «Besser als ihr Ruf: Die französische Orthographie» (1963/64; p. 184–198); 14. Wolfgang Rothe, «Traditionelle und moderne französische Sprachlehre» (1965; p. 199–215); 15. L. C. Harmer, «Der Zustand des heutigen Französisch» (1965; p. 216–58); 16. W. Zwanenburg, «Etat actuel de la description du français parlé» (1968; p. 259–69); 17. Ludwig Söll, «Die Krise der französischen Sprache: Realität oder Illusion?» (1969; p. 270–85); 18. Ludwig Söll, «Aspekte der französischen Gegenwartssprache» (1970; p. 286–305); 19. Marcel Cohen, «C'est rigolo n'est pas populaire» (1970; p. 306–14); 20. Mario Wandruszka, «Die französische Sprache verändert sich» (1972; p. 315–19); 21. Hans-Wilhelm Klein, «Moi, betonte Form zu Je?» (1972; p. 320–30); 22. Maurice Grevisse, «Fausses règles, règles douteuses» (1973; p. 331–36); 23. Bodo Müller, «Phonologie und Purismus» (1972; p. 337–41); 24. Klaus Hunnius, «Archaische Züge des *Langage populaire*» (1975; p. 345–65); 25. Richard Baum, «Zum Problem der Norm im Französischen der Gegenwart» (1976; p. 366–410); 26. Hans Helmut Christmann, «Das Französische der Gegenwart: Zu seiner Norm und seiner *Défense*» (1982; p. 411–90). Der Band schließt auf einer knappen «Systematischen Bibliographie zum heutigen Französisch» (p. 441–45) und einem nützlichen Namen- und Sachregister (p. 447–58).

Wie der Inhaltsüberblick zeigt, sind die Beiträge chronologisch angeordnet, was aber Hausmann nicht hindert, in seiner Einleitung eine ziemlich zwanglose Gliederung in drei Hauptblöcke vorzunehmen, in deren Rahmen es aber eine Reihe von Vor- und Rückgriffen gibt. Dies ist dadurch bedingt, daß die Linguistik eine «kontinuierliche» Wissenschaft ohne spektakuläre Brüche ist: die jeweils neuen Aspekte stellen vielmehr so etwas wie neue Akzentsetzungen oder Fokussierungen dar, die ältere Arbeiten keineswegs entwerten.

Davon zeugen v.a. die älteren in den Sammelband aufgenommenen Beiträge. Um 1870 setzt eine deutliche Hinwendung zu synchronischen Fragestellungen im Rahmen der französischen Sprachwissenschaft ein. Hiervon zeugt u. a. Darmesteters *De la création actuelle des mots nouveaux dans la langue française et des lois qui la régissent*, eine Studie, der der erste Beitrag entnommen ist. Obwohl im einzelnen noch oft unter Vermischungen von Diachronie und Synchronie leidend, kommt Darmesteter doch schon zu der erst Mitte des 20. Jahrhunderts wieder aktuell werdenden Feststellung, das Frz. sei eine präterminierende Sprache (wobei der Terminus *Determination* allerdings wenig angemessen sein dürfte!). Koschwitz unterscheidet bereits zwischen einem *code écrit* und einem *code parlé*, Hosch kennt unter dem Begriff Flickwörter bereits so etwas wie Abtönungspartikel und Gliederungssignale, Lewy thematisiert den «abstrakten» Charakter des Französischen (allerdings dialektisch abgesetzt von «konkreten» Aspekten), die Beiträge Lerchs machen deutlich, daß man schon sehr früh erkannt hat, daß sich im Populärfrz. archaische und innovative Elemente vermischen und daß es auch schon früh so etwas wie ein Bewußtsein der sozio- und pragmlinguistischen Aspekte der Sprache gegeben hat. – In einer zweiten Phase zeichnet sich dann eine deutliche Hinwendung zum gesprochenen Französisch ab (Michaëlsson, Marouzeau, Cohen), während ab Ende der 50er Jahre die Normproblematik immer mehr in den Vordergrund tritt, die schließlich in Überlegungen zur Sprachpflege einmündet. Etwas überspitzt könnte man sagen: alles ist von der ersten bis zur letzten dieser drei Gruppen vorhanden, nur die Akzentsetzungen verschieben sich!

Hausmann ist es gelungen, nicht nur eine äußerst repräsentative Textauswahl zu treffen, sondern mit seiner Einleitung auch einen Teilaspekt der Geschichte der französischen Sprachwissenschaft in geraffter Form aufzuarbeiten. Dies schließt nicht aus, daß man im einen oder andern Punkt mit seiner Beurteilung nicht einig geht; ich kann mich z. B. nicht dazu entschließen, in Maurice Grevisse einfach einen Puristen zu sehen (p. 10): er ist vielmehr ein Empiriker, dessen präskriptive Regeln den Charakter von Epiphänomenen haben und nur dazu dienen, dem Ratsuchenden im Dickicht der sprachlichen Möglichkeiten einen auf jeden Fall gangbaren Weg zu weisen.¹ Derart marginale Ausstellungen schmälern den Wert dieses gelungenen Sammelbandes aber in keiner Weise. Schade ist nur, daß sein hoher Preis (DM 63,-) es praktisch unmöglich macht, ihn zur Pflichtlektüre für Lehrveranstaltungen zu machen.

Peter Wunderli

*

STIMM HELMUT, RAIBLE WOLFGANG (Hg.) *Zur Semantik des Französischen. Beiträge zum Regensburger Romanistentag*, Wiesbaden (Franz Steiner Verlag) 1983 (ZFSL, Beiheft 9).

En el presente volumen de la ZFSL se recogen una serie de aportaciones que, partiendo (aunque no en todo caso) de la consideración de algunos fenómenos lexicales de la lengua francesa, se sitúan siempre finalmente en el dominio de la Semántica General, hasta el punto de que la revista considerada en su globalidad sería, más que nada, una revisión de principios generales a la luz (o con motivo) de observaciones hechas en el seno de una lengua natural. Los tres primeros artículos son eminentemente teóricos (H. M. Gauger, G. Hilty, K. Heger), siguen dos artículos (O. Gsell, G. Lüdi) en los que se abordan las implicaciones sintagmáticas del análisis lexemático, los dos siguientes (H. Geckeler, B. Staib)

¹ Cf. P. WUNDERLI, «Maurice Grevisse et le subjonctif», *TLGand* 12 (1985/86), 75–93.

Formen von *elle/elles*; vielmehr würden im Bedarfsfall die prädi-
 kativiert». Was heißt das nun? Wäre es nicht besser, hier eine H
 er es auch für *lui* (m. präd.; m./f. nicht-präd. «Dativ») tut? Bei *m*
 zustimmen, wenn er (ebenso wie bei *me, te, se*) nicht zwischen
ment d'objet direct bzw. *indirect*) unterscheidet, doch meine
 Formen ein prädikatives *nous/vous* und ein *nous/vous* nicht-präd
 muß, d. h. ich setze in viel umfangreicheren Ausmaß Homor
 Kriterium ist für mich die Frage der syntagmatischen Kombinier
 diese, dann haben wir eine einzige gegenüber der fraglichen U
 Form (z. B. *objet I/objet II* bei *me, te, se, nous, vous*), ist sie dag
 nymie vor (z. B. *elle, elle le sait > elle¹, elle²; nous, nous nous lave*
(il) lui parlera > lui¹, lui² usw.) Nicht zu überzeugen vermag a
 eigentlichen Neutrums *le* (162). Vielmehr ist von einer privativ
 und f. auszugehen, wobei das Maskulinum nicht-markierter
 allen Fällen Verwendung findet, wo kein positiv markiertes
 sowohl bei Bezug auf ein Maskulinum als auch bei Bezug auf e
 rente Sequenz (Proposition, Satz usw.). Dies gilt auch für *il p*
 ein Wirksamwerden der sog. «personne d'univers» postuliert. V
 ist eine Verwendung des nicht-markierten *il* in einem Konte
 Anbindung zuläßt. Und schließlich ist es auch nicht korrekt, o
 Objektbereich bar darzustellen (162, 64): zumindest das Reflexiv
 zu stellen (*on se lave; on se lave les mains*), weshalb es wohl si
 p. 164 *on* von der letzten Zeile in die 3. Zeile zu versetzen und sc
 im Subjektparadigma zu schließen. Und noch ein letztes: die E
 dung von *moi, toi* nach dem Imperativ handle es sich um «ph
 ques» (166), mutet bei einem Guillaumisten doch recht überras
 Hinsichtlich der Demonstrativa (*celui, celle*) gibt es nicht viel z
 sie als «pseudo-démonstratifs» bezeichnet und dies mit der fehl
 zierung begründet. Der Terminus mag angehen, wenn ich auc
dér-Deixis vorziehe¹³, aber auf jeden Fall müßte er auch für
 verwendet werden, wo wir analoge Verhältnisse haben. Nichts e
 die Einstufung von *ce* als «neutres» Pronomen (169/79), da i
 ein genushaltiges (m. = -f.) Element in der Tat ausgeschlossen i
 dagegen sind die Auflösungen von *ceci, cela* in *ce + ci, ce*
 Gebrauch *ceci* auch in zunehmendem Maße von *cela* be- und ve
 nicht statthafte Vermischung von Synchronie und Diachronie
 Moignet (und Guillaume) verschiedentlich festzustellen ist. - I
 siva (173ss.) ist ohne Abstriche gut, und entsprechendes gilt auc
 bei denen wir es nach Moignet nicht mit einem geschlossener
 offenen Reihe zu tun haben, die aber gleichwohl einige Mikro
 dings dürfte eine etwas konsequentere Analyse zumindest im
 «semiologischen» Bereich noch einen höheren Strukturierung
 Moignets gegenwärtige Analyse ausweist. Was die Interrogati
 werden sie von Moignet zusammen behandelt (179ss.), und z
 handle sich um «vocables qui ont la même morphologie, mais d

¹³ Cf. K. BRUGMANN, *Die Demonstrativpronomina in den indogermanischen Sprachen*, Leipzig 1897, S. 100.

¹⁴ Cf. WUNDERLI, «Ce neutre' en moyen français», in: M. WILM, *Sémantique grammaticale en Moyen Français*, Bruxelles 1979, p. 185-186.

tratan cuest
 el desarrollo

«Zur Eir

Una comple
 misma. Las
 trabajos cu
 presentar u
 al lector los
 (Gauger-Hil

«Bedeutu

La distin
 entender lo
 ción es clara
 lingüística.
 rido», como
 así los conc
 corresponde
 de la distin

Gauger p
 trate de mat
 tránsito ent
 refiere conc
 autor supon
 una función
 este tipo de
 interés es la
 referencia, l
 sentido, W.
 proceso abs
 segundo, y
 un plano de
 en cualquier
 dos elemen
 frase escolá
 interdepend

«Der dis

Hilty, p. 3

El trabajo d
 mática que
 «transición»
 quiere desta
 temente de
 permiten id
 entendido p
 donde se sit
 relación ent

tonimia y, finalmente, el último de la relación con este modelo general deben distinguirse dos ético de un campo semántico.

Wolfgang Raible, p. 1-24

de la revista aparece ya hecha por los semánticos («semantische Merkmale»), unidades que se nes que se hacen son justas y se susigno con su contexto sintagmático, que son producto, por le gran interés. Esta introducciónecen a la «parole». Se establece, así pues, una correlación, onde de forma natural se integran lastre lo paradigmático y el plano de lo posible, de una parte, y que dan coherencia al conjunto o, de lo actual, de otra. Como apunta Raible, las variedades Gsell-Lüdi / Geckeler-Staib-Kielhóntextualmente, y deberíamos añadir - lo que es cuestión ezeichnung», Hans Martin Gauger, o podemos ignorar un plano potencial para las relaciones les, sin anular en absoluto la distinción entre el estatus de significado y referencia es, sin un Merkmal», nos obligan a relativizarla, aunque es sin duda re separan al lenguaje del mundo. Le para toda unidad semántica mínima dos interpretaciones mente imprescindible como punto unidad constitutiva del significado y otra como unidad perti- con esta versión, por referencia serencial.

e constituye al margen del lenguaje.

ficado y referencia, ejemplificada en «Logik und Noematik», Klaus Heger, p. 40-44

z (que otros pueden leer como falta inicialmente por la presentación nada usual de las ideas que las instancias intralingüística y extnstituye el marco en el que se da cabida, a partir de unos claro en su artículo que una reinteión, a las características y al dominio de lo que denomina «L-ciones conceptuales entre los mismco de presentación sintácticamente integrada, gracias a la en una serie de problemas adicionalesnstituye un solo «máximo» en el sentido de los postulados i la manera en que estas relaciones exigencia de precisión expositiva que trata de evitar toda inte-rencia es algo más que «lo referido»os laxa de los elementos que la integran. Se asume, en este ido constitutiva del lenguaje y en ote la integración paratáctica, al no objetivar los nexos que ón al concepto se suscitan una serie claves pendientes para la interpretación del texto. Se trata gunta acerca de la forma de concebo de preocupación común para el lingüista, el de la natura- ámbito del acto lingüístico como i. Vista así la cuestión de la forma, lo primero que se ofrece y ata en la introducción la necesidama de esta disciplina, es una distinción clara de cuatro tareas el que la referencia representaría ehtes, aunque perfectamente aislables desde el punto de vista e hacer corresponder con la distinción

l proceso de significación (de acuermas intralingüísticos (Paradigmática semántica)

e necesario es establecer algún tipo: comparisonis» interlingüístico, que debe contener toda ncionados. No hay que olvidar - seísticamente actualizable (Sistemática noemática)

significantes mediantibus concenite interpretar los rasgos distintivos por los que se consti- entre las instancias del significadongüísticos en términos de unidades noemáticas interlingüí-

der referentielle Charakter semant²⁰⁾

erivadas del análisis semántico en el nivel noemático (Repro-

lty se sitúa justamente, como apuntquiera de estas operaciones constitutivas de la Semántica uger, concretamente en el domininio, una función de las otras tres restantes, aunque puede s, siempre difíciles de definir, entre dencia epistemológica relativa de, por ejemplo, la Paradigmá-referencial que las marcas semánticemática noemática. Es evidente que el sistema noemático no lingüístico que puedan presentarerial intralingüístico previo, pero también es verdad que la jetos del mundo extralingüístico. üísticos, cuando lo quieren ser realmente de los «signemas» re la base de un modelo donde se diquiere, como señala el autor, la colaboración estrecha del tores «significans» y «significatum», entemente, también del plano noemático que orienta y hace mos se actualiza poniendo en con

«Bemerkungen zu den *lexikalischen Solidaritäten*», Otto Gsell, p. 45–53

El trabajo de O. Gsell se centra en un tipo de problemática que afecta a un dominio difícilmente abordable por una semántica estructural cuando ésta se define como disciplina que tiene por objeto exclusivo el de las relaciones paradigmáticas o, más concretamente, el análisis de campos semánticos constituidos por lexemas necesariamente isocategoriales. La problemática que a este modelo se le deriva de la existencia de «solidaridades lexicales» ha sido percibida por autores como Coseriu. La solidaridad lexical se define para él de la siguiente forma, como «die Beziehung zwischen zwei (verschiedenen Feldern zugehörigen) Lexemen, wobei das eine in seiner Gesamtheit oder teilweise im anderen als unterscheidender Zug (Sem) ... enthalten ist». Esto es, se contempla el fenómeno como una relación entre lexemas no pertenecientes a un mismo campo, y que, sin embargo, es definitoria del contenido semántico de uno de ellos en términos del otro. La dificultad de asignar un estatus claro a este tipo de hechos se debe a que (al menos para una semántica estrictamente paradigmática) no pueden dejar de revestir un carácter «ad hoc». En el análisis del contenido semántico de una palabra se encuentran rasgos que son función de la conexión sintagmática de esta palabra con otras determinadas, lo que para el modelo de semántica estructural referido es un hecho que sale difícilmente del nivel del la «parole». De ahí, por ejemplo, la caracterización del francés «hennir» (que presenta solidaridad lexical con «cheval») pura y simplemente como ‘Von Pferden gesagt, bezogen auf Pferde’, que deja sin atender, en opinión de Gsell, un aspecto esencial manifestado en los fenómenos de solidaridad léxica, esto es, el modelo sintagmático concreto por el que esta última se establece; así, debería caracterizarse «hennir» al menos como «nur mit ‘cheval’ als Agent». La necesidad de precisar el estatus de los hechos aludidos le lleva, como muy correctamente apunta Raible, a la modificación del modelo de trabajo en semántica, que pasa por una redefinición de los conceptos básicos. Todo se encuentra encaminado en este trabajo, según lo entendemos, a la formulación de un modelo donde las relaciones de constitución mutua entre lo paradigmático y lo sintagmático rebajen la independencia epistemológica de estos dos ejes o niveles en la consideración de los hechos lingüísticos.

«Bemerkungen zum Verhältnis von Verbalsemantik und Kasustheorie», Georges Lüdi, p. 54–70

Como es común al conjunto de trabajos que agrupa este volumen, existe también en el artículo de G. Lüdi un eminente interés teórico, que llega a ser en muchos aspectos programático para la constitución de una disciplina o subdisciplina en el ámbito de la semántica. En este caso nos encontramos en el dominio concreto de la semántica verbal, que lleva inevitablemente a la consideración del entorno funcional o actancial en el que todo verbo se inscribe. Una cuestión de sumo interés para nosotros se aborda aquí, la que se refiere a la noción de caso. Se trata de algo enormemente debatido en los últimos años por lingüistas tanto europeos como americanos. La solución de Lüdi exige (lo que se puede considerar absolutamente necesario, pero no siempre tenido en cuenta) una distinción entre el plano de las consideraciones lógico-pragmáticas, que permite la constitución de un modelo para la noción general de praxis, y un plano de consideraciones lingüísticas, cuyas unidades y relaciones se integrarían propiamente sobre la base de una función semiológica. Dentro del plano lingüístico se distingue, a su vez, entre un nivel intralingüístico, que se define como macrosemántico, y otro interlingüístico, que se define como microsemántico. Lo interesante consiste ahora no en aislar para su consideración independiente cualquiera de estos planos o niveles, sino justamente en buscar las relaciones que entre ellos se establecen. Es posible pensar así en elementos que conservando en cierto sentido su entidad se mani-

fiestan en cada uno de ellos de diferente forma. El lingüista naturalmente se concentra en el establecimiento de relaciones entre el nivel intralingüístico y el interlingüístico: las unidades del primero, que Lüdi denomina «Mitspielerfunktionen», se obtienen, como unidades macrosemánticas, por medio de sincretismos que operan, de formas diversas y en general complejas, sobre las unidades del nivel interlingüístico, denominadas «Argumentationsfunktionen». La falta de isomorfismo entre estos dos niveles, que correspondería a una falta de isomorfismo entre forma y sentido de las funciones oracionales, otorgaría justamente a la estructura lingüística (en este caso concreto a las funciones oracionales y a la semántica verbal) su característica capacidad semiológica por la que los hechos de polisemia se integrarían de forma natural como estructuralmente pertinentes y productivos.

«Lexeme ohne Antonyme», Horst Geckeler, p. 71-79

La cuestión de los vacíos lexicales, y en particular la ausencia de antónimos, constituye un dominio de gran interés para la semántica estructural, siempre que este tipo de carencias no se consignent, claro está, como defectos o fallos de un sistema, como excepciones para las que no hay otra explicación que el carácter multiforme e imprevisible con que se manifiestan los hechos del lenguaje. La actitud de Geckeler consiste justamente en asignar al plano del sistema lingüístico los fenómenos de antonimia, incluyendo entre ellos las carencias; ello supone que en algún nivel estas últimas resultan también sistemáticas y explicables. Cuando ésta es la actitud que se mantiene, es necesario observar un primer deslinde metodológico por el que se diferencia entre la ausencia de antónimos que deriva de una restricción impuesta por el mundo sobre el lenguaje, y la ausencia de antónimos debida a una restricción de norma (de realización normal de un sistema, que encierra otras normas potenciales). La distinción, apuntada por Geckeler, no siempre presenta límites claros y, como señala Raible, nos movemos de nuevo aquí en el dominio problemático de las relaciones entre significado y referencia. Parece claro en todo caso que la relación de antonimia constituye un claro factor de integración estructural, y que allí donde predominan los aspectos referenciales sobre los de significado (taxonomías vs. nombres abstractos, nombres vs. adjetivos) la relación de antonimia presenta un carácter más aleatorio.

«Antonymische Relationen bei sekundären Verben. Zur Funktionsbestimmung des Verbalpräfixes *dé-*», Bruno Staib, p. 80-91

Sobre la base de una serie de estudios que abordan el problema concreto de las relaciones antonímicas entre verbos del francés marcadas por el prefijo «*dé-*», se llega a una clasificación formal y semántica tripartita:

- Parejas del tipo «*lier/délier*», formalmente caracterizadas por tener como miembro positivo un verbo primario, presentan una relación antonímica por la que se significa «deshacer lo que está hecho» («*faktiv*» vs. «*defaktiv*»).
- Parejas del tipo «*armer/désarmer*», donde el miembro positivo es un verbo derivado de sustantivo (objetivo en el nivel actancial), presentan una relación antonímica que puede parafrasearse como «proveer de algo» vs. «privar de algo».
- Parejas del tipo «*embarquer/débarquer*», donde el miembro positivo es un verbo derivado parasintéticamente de sustantivo (locativo en el nivel actancial), se caracterizan desde el punto de vista semántico por presentar una oposición parafraseable como «poner en un sitio» vs. «quitar de un sitio».

Naturalmente el autor hace constar de inmediato la falta de correspondencia plena entre forma y sentido, la existencia de intersecciones entre estos grupos y de vacíos lexicales o concretamente antonímicos. La explicación que para estos hechos se ofrece tiene que ver, por una parte, con el hecho de subsumir estos tres modelos antonímicos bajo un modelo

FRANZ JOSEF HAUSMANN (Hg.), *Die französische Sprache heute*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1983, VIII + 458 p. (*Wege der Forschung* 496).

Mit dem vorliegenden Band ist die außerordentlich nützliche, immer gediegen präsentiert Reihe *Wege der Forschung* um ein weiteres wertvolles Sammelwerk bereichert worden – ein Band übrigens, der eine lange Leidensgeschichte hinter sich hat: ursprünglich von Ludwig Söll betreut, ging das Projekt dann nach dessen frühem Tod in die Hände von Mario Wandruszka über, um schließlich beim jetzigen Herausgeber zu landen. Der lange Reife prozeß hat ihm aber keineswegs geschadet.

Wie üblich, enthalten Sammlungen dieser Art keine Originalbeiträge; sie leben vielmehr von der durchdachten, auf thematischen Vorgaben beruhenden Auswahl durch den Herausgeber, der in der Regel in einem Vorwort die Zielsetzung erläutert und die Akzent bezüglich des Forschungsstands bzw. seiner Einschätzung setzt. Dies ist auch hier so. Neben einer wissenschaftsgeschichtlichen ausgezeichneten Einleitung von Hausmann (p. 1–16) folgen dann 26 Beiträge, die sich über einen Zeitraum von rund hundert Jahre erstrecken: 1. Arsène Darmesteter, «La langue française d'aujourd'hui» (1877; p. 17–23); 2. Eduard Koschwitz, «Phonetik und Grammatik» (1890; p. 24–37); 3. Siegfried Hosch, «Französische Flickwörter» (1895; p. 38–69); 4. Ernst Lewy, «Zur Wesensgestalt des Französischen» (1922; p. 70–74); 5. Eugen Lerch: *Willem van der Molen, *Le subjonctif, sa valeur psychologique et son emploi dans la langue parlée* (1925; p. 75–83); 6. Eugen Lerch: *Karl Sauer, *Syntaxe du français contemporain I: Les pronoms* (1936; p. 84–88); 7. Viggo Brøndal, «Le français, langue abstraite» (*1936; p. 89–92 [Auszug]); 8. Karl Michaëlsson, «Quelques aspects du français contemporain» (1947; p. 93–114); 9. Jules Marouzeau, «Quelques observations sur la langue vulgaire» (1954; p. 115–25); 10. Wolfgang Pollak, «Entwicklungstendenzen im neuesten Französisch mit Berücksichtigung der Normproblematik» (1957; p. 126–44); 11. Jean Dubois, «Le 'néo-français', réalité ou illusion?» (1961; p. 145–66); 12. Harald Weinrich, «Ist das Französische eine analytische Sprache?» (1962; p. 167–83); 13. Albert Valdman, «Besser als ihr Ruf: Die französische Orthographie» (1963/64; p. 184–198); 14. Wolfgang Rothe, «Traditionelle und moderne französische Sprachlehre» (1965; p. 199–215); 15. L. C. Harmer, «Der Zustand des heutigen Französisch» (1965; p. 216–58); 16. W. Zwanenburgh, «Etat actuel de la description du français parlé» (1968; p. 259–69); 17. Ludwig Söll, «Die Krise der französischen Sprache: Realität oder Illusion?» (1969; p. 270–85); 18. Ludwig Söll, «Aspekte der französischen Gegenwartssprache» (1970; p. 286–305); 19. Marcel Cohen, «C'est rigolo n'est pas populaire» (1970; p. 306–14); 20. Mario Wandruszka, «Die französische Sprache verändert sich» (1972; p. 315–19); 21. Hans-Wilhelm Klein, «Moi, betonte Form zu Je?» (1972; p. 320–30); 22. Maurice Grevisse, «Fausses règles, règles douteuses» (1973; p. 331–36); 23. Bodo Müller, «Phonologie und Purismus» (1972; p. 337–41); 24. Klaus Hunnius, «Archaische Züge des *Langage populaire*» (1975; p. 345–65); 25. Richard Baum, «Zum Problem der Norm im Französischen der Gegenwart» (1976; p. 366–410); 26. Hans Helmuth Christmann, «Das Französische der Gegenwart: Zu seiner Norm und seiner *Défense*» (1983; p. 411–90). Der Band schließt auf einer knappen «Systematischen Bibliographie zum heutigen Französisch» (p. 441–45) und einem nützlichen Namen- und Sachregister (p. 447–58).

Wie der Inhaltsüberblick zeigt, sind die Beiträge chronologisch angeordnet, was aber Hausmann nicht hindert, in seiner Einleitung eine ziemlich zwanglose Gliederung in drei Hauptblöcke vorzunehmen, in deren Rahmen es aber eine Reihe von Vor- und Rückgriffen gibt. Dies ist dadurch bedingt, daß die Linguistik eine «kontinuierliche» Wissenschaft ohne spektakuläre Brüche ist: die jeweils neuen Aspekte stellen vielmehr so etwas wie neue Akzentsetzungen oder Fokussierungen dar, die ältere Arbeiten keineswegs entwerte

general de relación antonímica «inductivo/m europäischen Standard-Französisch auch come de «contradireccionalidad»). La existeder geben sollte, und daß diese Standard- en su interior desplazamientos semánticos e Landessprache in den Schulen unterrichtet cación, que origina intersecciones y vacíos

restricciones impuestas bien por la norma: «unglaublich reich an neuen Strukturen» mundo, esto es, dos factores que habían sin morphologischen und syntaktischen Ent- dente.

«Die Entwicklung von Bedeutungen in System beschreibt (z. B. zwei Phoneme für a/ tische Untersuchungen am Beispiel der D (p. 45–103–121) die kanadisch-französischen

Como acertadamente apunta W. Raible den» *phonetischen* Varianten. Grundbegriffe supera a todas luces el ámbito intralingüístico oder Sprachsoziologie werden nie erwähnt, tarse como referidos a la capacidad lingüística der Aussprache *xarxé* für *chercher* in der de los adjetivos de dimensión en francés. p. 95 ein Hinweis, daß auch *er* > *ar* von Inter- podemos llamar constitución y característidgemein der «Montréalischer Umgangssprache» se elabora en primer lugar, a partir de los ds beschreibend. Daß die englische Sprache asociación sobre un grupo de adultos, un esarchgehend totgeschwiegen. Der Autor fragt términos que este campo incluye. La reac Zunahme von Betonungen auf vorletzten aunque se observan también fenómenos (in Frankreich beobachteten «accent d'insi- mente, con el sinónimo. Lo interesante del Sprachforschern war noch stolz darauf, im la misma prueba asociativa (revestida adecu in Kanada erhaltenes Erbe eines früheren años (la prueba se completa ahora con otra zu sehen. Länge ist auch in diesem Buch permite reconstruir desde otro ángulo, el delene Beobachter heute Diphthongierung als tica, el campo semántico referido; se hace pte von Diphthongen (p. 65) enthält dann auch correlación entre fases del desarrollo lingüístiphthong *oi* (*wa* oder *wa* im Standard-Franzö- ción de determinada relación en el paradig für seine zehn Allophone *we* – *wə* – *wɛ* – *wɛ*: – resultados concretos deben limitar su aplica» ist also alles, was nicht *wa* oder *wa* ist. Der de que la base metodológica del presente emische Kontraste zwischen *twe* – *twæ* – *two*, lectura interlingüística, a pesar de las manifevon pro-joual Patrioten als Beweis gesehen chullehrer und «anglais», sich eine perfekte glo-Kanadier die *oi* in der zweiten Landes- icht gesagt; aber er kann sich an gewissen e, um echt bodenständig zu reden, einfach prechen, auch in Wörtern, die sie von ihren d *bois* im *Atlas linguistique de l'est du Canada*

DOUGLAS C. WALKER, *The Pronunciation of* darf natürlich nicht wahr sein, denn nach Press) 1984, XXII + 185 p. ermann, wie ein urchiger Quebecer tönt. Der st seit einigen Jahren vorbei. Soll nun ein nur

Der Romanist wird mit vorliegendem Buchen Mitbürgern als kanadisches Französisch M. Orkin 1967 mit Erfolg an den Durchs French), resümiert hier Walker die Literatur schaftler eine Form wie *ils vantaient* statt *ils* sisch für den nordamerikanischen Durchsc d. h. *ils vont* + *aient*) erklärt (p. 154), aber von Grundbegriffe der Phonologie erläutert werden wir historisch-komparative Fußnoten zu referenzen in Fußnoten bloß jedem Kapitel *a* > *α* > *ɔ*, zu Entwicklungen wie *ĩ* > *I*, *ô*] > daß es sich hier eher um Vorlesungsnotize im Kap. 6 (p. 133–158, *Morphophonology*) Anglo-Kanadier handelt, als um eigene Foie *les* ausgesprochen wird, phonetische Ent- Buch «von Interesse für Französischstudentatar führen, die ans Kreol-Französische und romanische Sprache am Herzen liegt». D fem.; *them* = Dat. + Acc.). Der Autor aber Sprache» kehrt zweimal wieder (p. XI und bs *le faire*», nur als Beispiel, daß *je suis* /fjü/

ausgesprochen wird (p. 153 und p. 50), ohne auf das *après* aufmerksam zu machen, das den Ursprung des kreolischen Verbal-Partikels *ap* beobachten läßt, was für den Romanisten sicher von größerem Interesse ist.

Aber solch ein breiterer, diachronischer, Hintergrund fehlt diesem Buch vollkommen. Der Romanist wird weiterhin sich selbst einen Überblick über die Situation des Französischen in Kanada zusammenstellen müssen. Die Bibliographie von Conrad Sabourin, *La Francité Canadienne*, vol. I: *Aspects linguistiques* (Université de Montréal 1985) kann dabei gute Dienste leisten.

Curt Wittlin

*

JEAN-MARCEL LÉARD (ED.), *Travaux de Linguistique Québécoise. Langue Française au Québec, 4^e Section*, Québec (Les Presses de L'Université Laval) 1983.

Présentation de Jean-Marcel Léard «Relations sémantiques entre propositions: Un cadre théorique pour les particularités du québécois», p. 1-12

Se ofrece en la introducción al conjunto de artículos que agrupa esta revista el marco teórico y el objetivo común que orienta a todos ellos. J. M. Léard insiste especialmente en la posibilidad de combinar una investigación en el dominio de la lingüística teórica con la consideración de las peculiaridades dialectales de una lengua. Con un sentido realmente fino de aquello en lo que debe consistir la labor del lingüista, nos muestra con claridad que esta perspectiva ha de ser fecunda en un doble sentido: de un lado flexibiliza y hace más adecuado para la descripción y explicación de los hechos lingüísticos el instrumental teórico con el que éstos se abordan; de otro lado, permite asignar a los fenómenos dialectales el estatus que realmente tienen como hechos funcionalmente integrados en un sistema lingüístico. Se corrige así la perspectiva errónea - y por otra parte frecuente - que trata a estos últimos como curiosidades folklóricas o meras variantes que carecen de un valor estructural, y se combate decididamente el mito de la variedad lingüística «degradada».

«Sur la systématique et la combinatoire du joncteur *pi* en québécois», Paul Laurendeau, p. 13-57

Se estudian en este artículo los entornos que caracterizan al enlace «pi» por una parte respecto al enlace «et» en québécois y, por otra, respecto a los enlaces «puis», «et», en francés estándar. Una consideración de los hechos en términos funcionales permite asignar al «pi» québécois un estatus particular en el seno de un microsistema gramatical estructuralmente diferente en las dos variedades lingüísticas mencionadas. De manera que la forma «pi», históricamente relacionada con «puis», no es ya idéntica a ésta desde un punto de vista categorial, y es una visión simplificadora el tomarla como una «deformación» lingüística que no altera el valor del elemento originario. La reducción fonética unida a la desemantización (pérdida de sentido temporal), que presenta el «pi» québécois respecto al «puis» del francés estándar, ha ido unida sin duda a un cambio en su valor funcional. Para el entendimiento de este último se hacen intervenir factores que tienen por parámetro fundamental el de distancia respecto al plano de la enunciación. En québécois las formas «pi», «et», son concatenadores que se diferencian porque mientras el primero de ellos se sitúa en una posición próxima a dicho plano, lo que hace que reciba el tipo de polisemia característica de esta posición, el segundo se encuentra más inserto en el nivel del enunciado y, consecuentemente, presenta una semántica y un valor funcional mucho más delimitados.

«Le statut de *fak* en québécois: un simple équivalent de *alors*?», Jean Marcel Léard, p. 59-100

Se estudia en el artículo el estatus de un tipo de enlace consecutivo característico del québécois, «*fak*», que se integraría en un sistema constituido por elementos como «*d'abord*», «*ben*», «*pi*», al que corresponde en francés estándar otro formado por los enlaces «*de sorte que*», «*alors*», «*aussi*», «*donc*», «*et (puis)*». Aunque existiría una proximidad semántica entre todos ellos, lo que queda probado por las posibilidades de sustitución que presentan, no cabe duda de que tenemos entornos característicos de cada uno de ellos en particular. De nuevo el tipo de contextos o entornos funcionales considerados nos proyectan al plano de la enunciación o a un dominio que se mueve entre la semántica oracional y la pragmática. Se elaboran así una serie de «filtros» que nos permiten discriminar entre las distintas formas de enlace, y suponer por tanto valores funcionales característicos de cada una de ellas. Se apunta en último término a dos configuraciones particulares, la del québécois y la del francés estándar, para la expresión del enlace consecutivo.

Una cuestión de orden epistemológico nos ha parecido de gran interés: el punto de vista según el cual la diferencia entre las formas de enlace de estas dos variedades lingüísticas se remite al nivel de los valores sociolingüísticos presupone una identidad de estatus funcional intralingüístico para ellas. Las conclusiones del trabajo comentado, que contradicen claramente este último supuesto, limitan u obligan a reorientar, en este punto al menos, la investigación sociolingüística.

«Observations sur les morphèmes de causalité en québécois», Martine Néron, p. 101-139

Si Laurendeau tomaba posición frente a la visión simplificadora que hace de una partícula de enlace del québécois mera deformación de la correspondiente en francés estándar, y Léard busca ganar terreno al enfoque sociolingüístico, tal como se acaba de mostrar, Néron se refiere ahora a la necesidad de hacer frente a la visión convencional que sitúa determinadas partículas de enlace en la esfera de la llamada función fáctica, lo que no es sino eludir de nuevo el problema del valor gramatical de las mismas. El trabajo de Néron constituye una buena muestra del repertorio de elementos que debemos hacer intervenir para diferenciar desde el punto de vista intralingüístico aquellas formas (enlaces oracionales) que referencialmente atienden a la noción lógico-semántico de «causa»: presuposiciones, máximas conversacionales, discurso referido o indirecto, universos de creencia, efectos perlocucionales. Todos estos elementos contribuyen a orientar de forma perceptivamente diferente lo que desde el punto de vista lógico es una relación única y aparentemente bien definida. La variedad de procedimientos que las lenguas naturales emplean para indicar la noción de causalidad, quedaría perfectamente explicada en este nivel de las relaciones entre semántica oracional y pragmática, sólo aquí encontramos correlatos entre forma y función de los enlaces. En el artículo comentado esto se traduce, finalmente, en una definición particular del estatus funcional de los enlaces causales en québécois.

«*Mais que* en québécois: Aspects sémantiques et syntaxiques», Gilles Poulin, p. 141-187

Como señala el autor en una breve introducción a su trabajo el interés en relación con el enlace «*mais que*» es, por una parte, describir el uso del mismo y establecer su valor funcional sincrónico en québécois y, por otra, indagar su origen histórico y la evolución semántica del giro. Esta última labor es la que se aborda en primer lugar, y la que permite explicar ciertos sentidos particulares del «*mais que*» québécois a la luz de los que originariamente tuvo.

Por lo que se refiere a la descripción del uso particular del enlace, se observa una serie de compatibilidades e incompatibilidades sintagmáticas que nos permiten asegurar la conexión entre el «mais que» y los giros restrictivos (o causal-restrictivos), y el distanciamiento respecto a enlaces de valor temporal. A parecidas conclusiones se llega tras el análisis de lo que el autor denomina propiedades referenciales del complejo proposicional ligado por el enlace, y tras considerar la situación particular de las proposiciones ligadas respecto al plano de la enunciación.

Se concluye, como en los artículos anteriores, destacando la peculiaridad del giro y el estatus gramatical diferenciado que tiene, lo que hace de él algo más que una mera variante dialectal.

«Les problèmes théoriques soulevés par le complémentateur DE dans le français parlé du Québec», Marie-Thérèse Vinet, p. 189-208

En el marco de trabajo propuesto por Chomsky en *Lectures on Government and Binding*, Dordrecht 1981, se formula el llamado «principio de la categoría vacía» según el cual, cuando este último elemento aparece, debe encontrarse siempre regido estrictamente, esto es, por un elemento lexical pleno situado en la misma proposición. Este principio es el que justifica según Kayne (1981) («On certain differences between French and English», *Linguistic Inquiry*, 12, 3) la ausencia del introductor «de» francés delante de una categoría vacía, pues justamente su presencia privaría a ésta de la rección estricta.

La aceptabilidad en dialecto québécois de oraciones del tipo: «Qui tu pensais d'être capable de le faire?» nos obliga a discutir bien el estatus de introductor de la partícula «de», bien la universalidad del principio mencionado. La solución a la que en último término apunta la autora, considerar la existencia de ciertos casos de neutralización del introductor, puede interpretarse en este sentido de forma ambivalente. Queda de todos modos claro el papel que los fenómenos dialectales tienen en las consideraciones que pertenecen al dominio de la lingüística general.

«Remarques sur l'expression de l'hypothèse en québécois», Pierre Villiard et Marie-Thérèse Vinet, p. 209-221

Existe en québécois un procedimiento para la indicación de la hipótesis del que las gramáticas tradicionales, posiblemente a causa de su carácter dialectal, no han dado nunca razón. Se trata de la utilización de una construcción de infinitivo en la prótasis del período condicional, como ejemplifican oraciones del tipo:

«Traverser le pont, je les verrais»

«Y avoir pensé avant, j'aurais pas dit ça»

Una vez asegurado el estatus de prótasis condicional para este tipo de construcción de infinitivo, en el artículo se establecen las diferencias entre esta última y la que aparece en períodos del francés estándar como:

«Partir en vacances, ce serait merveilleux»,

que admiten también una clara paráfrasis condicional. Esta oración sería equivalente a otra en la que la construcción de infinitivo es un claro complemento del verbo finito:

«Ce serait merveilleux de partir en vacances»

Lo mismo no podemos decir para los períodos condicionales del québécois anteriormente mencionados, en ellos la prótasis representa una oración funcionalmente independiente respecto a la que contiene el verbo finito. Esto queda claramente probado por la posibilidad de que el infinitivo presente en este caso un sujeto referencialmente autónomo. Así en:

«Le frigidaire tomber en panne, on aurait de l'air fin»

El artículo consigue, pues, delimitar perfectamente la naturaleza específica de este tipo de construcción del período condicional que, aunque ejemplificada por el québécois, no es sin duda específica de este dialecto, como los autores señalan.

Carlos Hernández Sacristán

*

ANTONIO VERSPERTINO RODRÍGUEZ, *Leyendas aljamiadas y moriscas sobre personajes bíblicos*. Introducción, edición, estudio lingüístico y glosario, Madrid (Gredos) 1983 (*Colección de literatura española aljamiado-morisca*), 253 p.

CONSUELO LÓPEZ-MORILLAS, *The Qur'ān in sixteenth-century Spain: six morisco versions of sūra 79*, London (Tamesis Books) 1982, 102 p.

Nach dem zweiten Weltkrieg hat das Interesse an der Geschichte der spanischen Morisken in erheblichem Maße zugenommen. Es gibt dafür mehrere Gründe: Interna der spanischen Geschichte des 16. Jahrhunderts zwischen überseeischem Gold und wirtschaftlichen Pleiten, «Glaubensfeindlichkeit» von Minoritäten gegenüber spanischem Katholizismus und Inquisition, Probleme der Sozialstruktur, andererseits aber auch die Fakten der internen und externen Sprachgeschichte. Neuerdings versuchte Ángel de Bunes, die Moriskenfrage über die Historiographie anzugeben und machte es sich zur Aufgabe, über die Jahrhunderte die Ideologie der Historiker aufzuzeigen, die sich mit der Situation der Morisken befaßt haben.¹

Der Begriff der *aljamía* bezeichnet im Grunde ein Art Andersheit. Im Falle der Morisken betrifft dies den Lebensstil und bis zu einem gewissen Grade die Sprache und deren Verschriftlichung. Es geht also nicht mehr um den klassisch-islamischen Begriff des *'aḡam*, der eine arabische Version des griechisch-römischen und in der Folge christlichen Begriffs des *βάρβαρος* darstellte.² Zum Lebensstil der Morisken gehörte die Zuwendung zu Handel und Gewerbe, die dem Adel (wie anderswo, aber nicht in bürgerlichen Städten) abträglich schien. Das entscheidende soziale Problem bildete jedoch die Religion.

In diesen Zusammenhang gehören die von Rodríguez zusammengestellten «biblischen Texte» (in der von Galmés de Fuentes betreuten Aljamiado-Reihe).³ Mit der hier vorlie-

¹ Vgl. MIGUEL ÁNGEL DE BUNES IBARRA, *Los moriscos en el pensamiento histórico*. Historiografía de un grupo marginado, Madrid 1983. Das Buch enthält (mit akzeptablen Druckfehlern) eine umfassende Bibliographie. Aus dem deutschen Bereich wären nachzutragen die Rezensionen zu KONTZI, *ZRPh.* 94 (1978), 221–25, und zu KLENK, *ZRPh.* 15 (1979), 469–74. – Aus unseren zufälligen Notizen nach dem Erscheinungsjahr nennen wir M. DE EPALZA, M. A. J. PATERNINA, A. COUTO, *Moros y Moriscos en el Levante Peninsular (Sharq al-Andalus)*. Introducción bibliográfica, Alicante (Instituto de estudios Alicantinos) 1983. ABDELJELIL TEMINI, *Religion, identité et sources documentaires sur les Morisques Andalous*, 2 Bde., Tunis 1984 (2. internationales Symposium am Institut Supérieur de Documentation in Tunis). J. DONCEL ARANDA, *Los Moriscos en tierra de Córdoba*, Córdoba 1984.

Eine aus literaturwissenschaftlicher Sicht bemerkenswerte Darstellung des soziopolitischen Hintergrunds findet man bei M. ENGELBERT, «Calderon de la Barca», in: *Das spanische Theater*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1985, p. 240–79.

² Vgl. G. INEICHEN, «Zum Begriff des Sprachbewußtseins», in: *Fs. Wandruszka*, Tübingen 1981, p. 155–61.

³ Für die vorausgehenden Bände dieser Reihe vergleiche man die ausführliche Besprechung von G. HILTY, *RLiR* 49 (1985), 215–19.

genden Auswahl entsteht eine Anthologie, die insgesamt 17 sehr gut edierte Textstücke (p. 141–353) von unterschiedlicher Länge enthält. Die Gestalten der Bibel sind Abraham (mit 2 Legenden), Moses (mit 6), Salomon (mit 2), Job (mit einer), Jesus und Maria (mit 6 Legenden).

In einem einleitenden Vorspann (p. 9–56) stellt Rodríguez die mit diesen Gestalten verbundenen religiösen Vorstellungen unter dem Gesichtspunkt der Islamologie dem christlichen Leser in einer vergleichenden Darstellung vor. Dabei zeigt es sich, daß die Aljamía weitgehend der muslimischen Tradition verhaftet ist, die sich bei den spanischen Morisken nicht nur über den Koran, sondern auch in der postkoranischen Legendenwelt erhalten hat. Christliche (und auch jüdische) Elemente, die in diesem Erbe mitgenommen sind, sind zumeist heterodox. In diese Richtung geht auch die Arbeit von Frau López-Morillas.

Leider kollidiert bei Rodríguez diese zunächst inhaltliche Anlage der Edition mit der technischen. Drei Textstücke (IX, XII, XIII) sind in lateinischen Lettern geschrieben, darunter auch die Hs. B. N. 9067 (XIII), die im Gegensatz zu allen anderen nicht aragonesisch, sondern einem andalusischen Kopisten zuzuschreiben ist und auch zeitlich aus dem Rahmen fällt, weil die Datierung zwischen 1611 und 1621 liegt.⁴ Die Sibilantenschübe sind in diesem Text offenbar schon gelaufen; *f*- und *h*- fehlen in der Graphie (*azer, abla*, p. 74); überraschend ist, daß auch der andalusische *lle-yeísmo* hier bereits auftaucht (p. 69), was zum Problem der Rückdatierung dieses Wandels führt, zumal die Aljamía in ihrem Habitus stets konservativer ist. Technisch mühsam ist, wie angedeutet, daß Rodríguez bei den Verweisen (auch im Glossar) die Siglen der Handschriften, und nicht die Nummern der Textstücke zitiert.

Die linguistische Beschreibung der edierten Texte (p. 58–135) gliedert sich in vier Kapitel: Phonologie mit besonderer Berücksichtigung des aspan. Sibilantensystems nach Galmés de Fuentes, Archaismen, Dialektalismen und Arabismen. Dabei geht es im wesentlichen um die Eingliederung der ausführlich beigebrachten Belege in die einschlägigen Beschreibungen des Aragonesischen.

Das Kapitel über den arabischen Einfluß ist mit seinen 25 Paragraphen überwiegend syntaktisch angelegt und ebenfalls ausführlich dokumentiert. Die arabische Struktur der Ausdrücke wird vergleichend aufgezeigt.

Man fühlt sich veranlaßt, einige Punkte zu vertiefen. Wir versuchen dies hier im Falle von ar. *kāna*, das sich dem Gebrauch von *ser/estar* als «sein» offenbar genähert hat.⁵ In ar. *wa kāna qad* (p. 115) bringt *qad*, das als Partikel die Vergangenheit anzeigt, im Aspan. offenbar ein relatives *ca, que* hervor, z. B. also *Y-era que tenía fijos, y-era Ayūb ... ke estaba* usw. Dazu kommt jedoch, daß der perfektive Aspekt von *kāna* einen schon definitiv feststehenden Umstand bezeichnet, was im Spanischen den Gebrauch des Imperfekts erklärt.

Im Zusammenhang mit *kāna* bemerkenswert ist ferner die Partikel *min*, mit deren Hilfe, typisch arabisch, Elemente aus einer übergeordneten Menge herausgeholt werden. Rodríguez schreibt (p. 113) *mā kāna ... min* = «*lo que tiene de ...*». Auf diese Weise entsteht neben einer Relativkonstruktion zusätzlich eine solche mit *de*, das mittelalterlich nicht partitiv,

⁴ Späte Texte der Morisken sind oft nicht mehr in Aljamiado geschrieben. Vgl. LÓPEZ-MORILLAS, p. 21.

⁵ Vgl. auch F. CORRIENTE, *A grammatical sketch of the Spanish Arabic dialect bundle*, Madrid 1977, p. 140s. Da ist die Rede von *kāna* als «one of the most characteristic elements..., which appears not only as a device used to convey the imperfect tense, but also and most commonly as a marker of subordination of a following verb, with a strong tendency to a conditional nuance». – «On the other hand, the Moroccan usage of this /kā(n)/ as a marker of the present tense is already reflected.»

sondern «hinsichtlich einer Sache» zu verstehen ist. Also: *Y-esto es lo* (= ar. *mā*) *ke nos á pllegado del departimiento*, «y ésta es la conversación que nos ha llegado». Die Vorstellung des Partitivs (p. 129) würde deshalb besser entfallen, weil dieses *de* für *min* steht. Man vergleiche: *Ke lavaré lo ke abrá sobr-él de sus pekados*.

Im Falle des Possessivs, wo im Arabischen die Setzung einer Partikel (*inda, la*) in Verbindung mit dem Personalsuffix genügt, tritt im Aljamiado *kāna* auch zur Verb- und Tempusmarkierung auf. Daraus entstehen unpersönliche Konstruktionen der folgenden Art: *no ay aparçero* («compañero») *a él*; *no abe a mí señor*.

Beim Ausdruck der Reflexivität (p. 132) bleibt die Frage zu prüfen, ob die Wendungen mit *mi koraçon* oder *tu presona* wirklich Arabismen sind, oder ob es sich dabei nur um parallele Ausdrucksformen handelt. Solche Fälle sind in den wissenschaftlichen Übersetzungen des 12./13. Jahrhunderts bekannt. Zu bedenken ist auch, daß es im galloromanischen Bereich Ausdrücke wie afrz. *mon cors* gibt, zu denen mhd. *min lîp* in bestimmtem Gebrauch als Pendant stehen könnte. Man beachte, daß u. a. auch die VSO-Wortfolge im Arabischen und im Spanischen nicht auf gegenseitiger Beeinflussung, sondern ebenfalls auf paralleler Strukturierung beruht.

Im Falle der figura etimológica (p. 123) sollte man nicht im europäischen Sinne von «construcción estilística» sprechen. Dem Arabischen liegt letztlich das Schema V-V, d. h. Verb über Verb, zugrunde, und nicht V-N, d. h. Verb mit innerem Objekt, wie in Europa.⁶ Die zahlreichen Aljamía-Belege sind auch insofern als Lehnübersetzungen zu verstehen, als sie – z. B. *ploró Ayüb... un ploro* – nach arabischem Verfahren die Intensität der Handlung unterstreichen und deshalb adverbiale Funktion haben. López-Morillas (p. 39) spricht in diesem Zusammenhang von «richtigen» und «falschen» Figuren.

Das Glossar schließlich (p. 359–483), das nur selektiv, trotzdem aber sehr ausführlich ist, berücksichtigt auch die relevante Enzyklopädik. Man findet Hinweise auf Etymologien und Lehnbildungen, besonders auf solche aus dem Arabischen (p. 366, 389, 427, 445; bei López-Morillas p. 38), sowie Verweise auf vergleichbare literarische (*Paris y Viana, Poema de Yuçuf, Libro de las Batallas*, Fernández de Heredia) und nicht-literarische Texte. Frau López-Morillas zieht außerdem den *Ališandre* (Nykle 1929) und die *Aljamiadotexte* von Kontzi (1974) hinzu.

Im Anschluß an die Bibliographie und den Fotoanhang findet man bei Rodríguez eine Auflistung der in den Aljamiado-Editionen heute üblichen Umschrift. (Der aufmerksame Leser wird bemerkt haben, daß wir in den vorliegenden Zitaten die unechten und die hiatus-tilgenden Vokale der Edition hispanisierend weggelassen haben. Dasselbe tut auch López-Morillas, p. 28).

Geht man nun von diesen und anderen Aljamiado-Texten über zum Koran, dann muß man sich vor Augen halten, daß die drei hl. Schriften der im islamischen Sinne skripturalen Religionen – Judentum, Christentum und Islam – sämtlich jeweils eigenständige, in sich geschlossene Überlieferungen haben. Unter diesem Gesichtspunkt ist das entscheidende Ergebnis der Untersuchung von Frau López-Morillas das, daß auch der Aljamiado-Koran, trotz den im einzelnen belegbaren Schwankungen in der Redaktion, auf einer eigenständigen Überlieferung beruht. Als Archetyp käme dann die von Juan de Segovia veranlaßte Version des Gelehrten ʿĪsā ibn Ġābir aus Toledo von 1456 in Frage, die als eine Art Standardübersetzung fungierte (p. 23).⁷ Auf diese Weise ergibt sich die Zeitspanne von 1456 bis

⁶ Vgl. G. INEICHEN, «Der Masdar im Arabischen und das innere Objekt», in: *Fs. K. Baldinger*, Tübingen 1979, Bd. 1, p. 254–57.

⁷ Für Bibliographie zur Frage der mittelalterlichen Koranübersetzungen vgl. LÓPEZ-MORILLAS, p. 25, N 7.

kurz vor 1609/10, dem Jahr der Ausweisung der Morisken aus den Gebieten, in denen sie vorwiegend lebten. Diese heute noch mit rund 70 Hss. vertretene Überlieferung ist bislang jedoch noch kaum untersucht. Im Falle der hier vorliegenden Zeugen führt die relative Chronologie anhand der charakteristischen Dialekteigenheiten (p. 42) zur Annahme, «that of these six Aljamiado texts the oldest probably does not precede 1520, and the most recent, copied in 1606, may hark back to an original composed between 1580 and 1590» (p. 45). Alles sieht so aus wie ein Glücksfall, wo die Daten der Sprache, der handschriftlichen Überlieferung und der Historie zu einem kohärenten wissenschaftlichen Ergebnis führen.

Sprachgeschichtlich ist die Frage interessant, was die Morisken wohl lernten, die Aljamiado-Fassung oder ein Arabisch, das sie vielleicht nicht mehr recht verstanden (vgl. das Lateinische im Christentum, die für Fremdsprachler angelegten Koran-Editionen z. B. in Malacca, oder die Praxis in den Moscheen Serbiens usw.). Man fragt sich auch, wie wohl die arabischen Wörter, Namen und Formeln betont worden sind.

Das Buch von López-Morillas, das bereits von Baldinger (*ZRPh*, 99 [1983], 678) positiv angezeigt wurde, beschränkt sich aus bestimmten Gründen (vgl. p. 17) auf die schwierige, aus 46 Versen bestehende Sure 79, «Die ausziehen». Das Buch enthält sieben Kapitel: eine Einführung, die die Überlieferung und den Forschungsstand der *Coranes aljamiados* kurz erörtert und der sich (p. 18–25) eine Sichtung der sechs edierten Handschriften anschließt; eine Beschreibung der Sprache (p. 27–46), zufolge des geringen Materials weniger ertragreich als oben bei Rodríguez, aber ebenfalls sehr punktuell; eine Exegese (ar. *tafsīr*) der 79. Sure, in deren Rahmen wiederum die Situation in Spanien – die Aljamiado-Tradition scheint Text und Exegese wie gesagt verbunden zu haben – besonders anvisiert wird; eine Edition, in diplomatisch-synoptischer Gestalt unter dem koranischen und auf englisch übersetzten Text (p. 57–81); ein vollständiges Glossar (p. 85–95); eine vollständige photographische Dokumentation der edierten Texte; zum Schluß eine umfassende Bibliographie. Man notiert in der Redaktionsweise den konzisen Stil der amerikanischen Romanistik, z. B. von Yakov Malkiel.

In diesen beiden Arbeiten zeigen sich die Umrisse einer islamischen Tradition in Spanien: Koran, Koranexegese und Überlieferung (*leyendas* bzw. ar. *ḥadīṭ*). Die Arbeiten als solche sind bislang z. T. allerdings noch Programm. Die Dokumente der Morisken sind linguistisch nicht nur an sich und im Hinblick auf die Interferenz mit dem Arabischen von Interesse; sie liefern wichtige Hinweise auch auf die Situation und die Entwicklung des Spanischen.

Gustav Ineichen

*

LARS FANT, *Estructura informativa en español*. Estudio sintáctico y entonativo, Uppsala 1984, 224 p. (*Studia Romanica Upsaliensia* 34).

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Dissertation, die in Uppsala unter der Leitung von Lennart Carlsson entstanden ist; für einzelne Teilbereiche wurde auch der Rat von namhaften Forschern wie Antonio Quilis, Gunnar Fant, Eva Gårding, Nina Thorsen usw. eingeholt, was aber der Arbeit nicht unbedingt zum Vorteil gereicht hat: sie ist methodisch oft eklektisch, zeigt deutliche Nahtstellen und läßt den Leser in zahlreichen Punkten unbefriedigt zurück. Fant versucht seinen methodischen Eklektizismus zwar durch die unbefriedigende Forschungslage zu rechtfertigen (p. 11/12), was jedoch auch nicht zu überzeugen vermag: weniger im Sinne einer konsequenten Durchführung eines einzigen Ansatzes wäre sicher mehr gewesen.

Untersucht werden soll die Strukturierung bzw. Präsentation der Information im Text bzw. in der Rede, wobei (axiomatisch) die prädikativen Strukturen der Satzsemantik, die informativen Strukturen der Textsemantik zugewiesen werden (p. II). Die Arbeit knüpft damit (auch explizit) an Fragestellungen der Textlinguistik, Textgrammatik, *analyse du discours* in der jüngsten Vergangenheit, der Rhetorik, Tagmemik, funktionalen Satzperspektive etc. in mehr oder weniger weit zurückliegenden Epochen an (p. 9). Wichtig und außerordentlich verdienstvoll ist der Versuch, u. a. die Interdependenz, Interaktion, Komplementarität usw. von *syntaktischen* und *intonativen* Faktoren (z. B.: Verschiebung von Satzgliedern; Insistenzakzent) in den Blick treten zu lassen, wobei der Untersuchungsbereich allerdings auf Aussagesätze beschränkt bleibt (p. 10/11). Nach der Auffassung von Fant sind die von ihm festgestellten Regelmäßigkeiten auf der Systemebene (*langue* [nach meiner Auffassung allerdings Ebene der *Norm*]) anzusiedeln, während von pragmatischen Aspekten (die sich allerdings nicht nur auf die Frage der Intentionalität reduzieren lassen!) prinzipiell abgesehen werden soll (p. II).

In einem kurzen 1. Kapitel (*Introducción*, p. 9–13) werden Zielsetzung und theoretisch-methodische Grundlage umrissen, um sich dann in Kapitel 2 dem Thema *Recursos prosódicos y orden de los elementos sintácticos* (p. 14–24) zuzuwenden. Es geht dabei u. a. um die Wesensbestimmung der Intonation, die Austauschbarkeit von verschiedenen Beschreibungsebenen angehörenden kommunikativen Strategien sowie die Exemplifizierung dieser Überlegungen am Problem der Stellung des Subjekts und des emphatischen Akzents (Insistenzakzent). Nach Fant kennt das Sp. 3 Typen der Rhematisierung: 1. «Carlos lo ha dicho», 2. «lo ha dicho Carlos», 3. «Es Carlos quien lo ha dicho», wobei der häufigste und genuin spanische die Nr. 2 wäre (allerdings: alle 3 Typen finden sich auch im It.). Dabei stellt sich uns die Frage, ob der rein intonative Typ den beiden syntaktischen Typen gleichgestellt werden darf – und dies natürlich vor dem Hintergrund der Kontroverse, ob der Intonation linguistischer oder paralinguistischer Status zukomme. Fant entscheidet sich für eine teils/teils-Position und bewahrt sich so die Möglichkeit, für die ihn interessierenden Intonationsstrukturen eine Äquivalenz mit syntaktischen Verfahren im Rahmen der kommunikativen Strategien zu postulieren. Was die ebenfalls kontroverse Frage der «normalen» sp. Wortordnung angeht (VS oder SV), so kann wenigstens für den Aussagesatz von einer deutlichen Dominanz des Typus SV ausgegangen werden: er hätte als unmarkiert, jede Abweichung davon dagegen als markiert zu gelten.

Kap. 3 ist dem *Patrón prosódico de la declarativa española* gewidmet (p. 25–57), d. h. der Frage, wie das normale (unmarkierte) Intonationsmuster eines spanischen Aussagesatzes (bei variabler Silbenzahl) aussieht; Fant greift dabei auf zwei eigene empirische Untersuchungen aus den Jahren 1979 (Uppsala) und 1983 (Madrid) zurück, die sowohl instrumentelle Analysen als auch perzeptive Tests umfassen. Er unterscheidet – ähnlich wie Delattre und Pike – 4 Niveaus, aus denen er dann 3 Register (A⁺, A und Ø) ableitet. Der spanische Normaltyp des Aussagesatzes (76,7%) wäre die Abfolge A⁺A(A)A, während der Typus A⁺A(A)Ø nur in 15,3% der Fälle aufträte und auf der letzten Einheit immer durch das Merkmal «antiénfasis» charakterisiert wäre: Ø wäre ein A reduziert um das Element «antiénfasis», A⁺ dagegen ein A + «énfasis» (p. 37 ss.) – Was die Gliederung der Aussagesätze in *frases prosódicas* angeht (p. 41), so erkennt Fant richtig, daß es hierfür keine starren Regeln gibt und die Kriterien bis zu einem gewissen Grade variabel sind; diese Variabilität aber ausschließlich auf die Veränderlichkeit der Informationsstruktur zurückzuführen (p. 41), ist zu einseitig: auch Faktoren wie Sprechtempo, individueller Sprecherhabitus usw. spielen bei der Realisierung oder Nichtrealisierung möglicher Segmentierungen eine bedeutende Rolle. – Was die «terminalen Junktoren» angeht, so unterscheidet Fant deren zwei: eine steigende und eine fallende, wobei die steigende für die Frage charakteristisch wäre (p. 42). Die terminale

Junktur würde sich von der nicht-terminalen durch das Vorhandensein einer Pause und eine Dehnung der vorhergehenden Silbe um 25–50% unterscheiden – eine Darstellung, die insofern fragwürdig ist, als Fant selbst zugeben muß, daß die Pause ein recht unsicheres Kriterium ist; mit einiger Regelmäßigkeit tritt sie wohl überhaupt nur in Vorlesungstexten auf. Hier zeigt sich, daß Fants Aussagen zur Intonation zum Teil doch recht problematisch sind. Ebenso ist die Annahme von nur 4 Niveaus unbefriedigend: auf diese Weise läßt sich ein auf der Anfangssilbe liegender Insistenzakzent nicht eindeutig beschreiben, da die erste Silbe ohnehin das Niveau A⁺ zu erreichen scheint (p. 33). Dann ist auch Fants Versuch, im Gefolge von Pike den einzelnen Niveaus eine Funktion zuzuweisen, problematisch: signifikant sind vielmehr die einzelnen Konfigurationen als Ganzes, wobei die Niveaus nicht als *Zeichen*, sondern vielmehr als *Figuren* (im Sinne von Hjelmslev) fungieren. Anfechtbar ist weiter die Tatsache, daß es in Fants Darstellung (p. 34/35) beim Schlußabfall keine eindeutige Unterscheidung zwischen Gruppenfinalität und Satzfinalität gibt. Wenn er schließlich die Auffassung vertritt, es gebe so etwas wie einen Satzakzent im Spanischen nicht (p. 48 ss.), dann liegt wohl eine auf dem Terminus *Akzent* beruhende Begriffsverwirrung vor: sicher gibt es kein dem Wortakzent vergleichbares, von der Kontur unabhängiges Phänomen, aber es gibt sehr wohl eine (positive oder negative) Proeminenz der Kontur – und diese wird eben normalerweise als «Satzakzent» bezeichnet. Ebenso darf man den Insistenzakzent im Sp. nicht einfach mit einer Verschiebung des Normalakzents gleichsetzen (p. 54): dieser Realisierungstyp existiert zwar, aber daneben gibt es auch noch (ebenso wie im Deutschen) den Fall, wo ein Normalakzent einfach überhöht wird.

Das 4. Kapitel befaßt sich mit den *Dimensiones de la estructura informativa* (p. 58–94). Fant diskutiert hier eine Reihe von Dichotomien wie Thema/Rhema, *viejo/nuevo*, *dado/conocido*, *foco de contraste/base*, *tópico/de interés actual*, *énfasis/antiénfasis* und versucht ihnen verschiedene Funktionsbereiche zuzuweisen. Die diskursiven Themen würden sich durch ihren unterschiedlichen anaphorischen Wert voneinander unterscheiden: F. klassiert nach direkt, indirekt und nicht-anaphorischen Themen und setzt z. T. noch weitere Subklassifikationen an. Eine 2. Dimension betrifft die semantischen Propositionen, wo die Elemente des Prädikationsgefüges nach den Kriterien *viejo(supuesto)* und *nuevo* klassiert werden. Die 3. Dimension betrifft die Ebene der Aussage (*enunciado*); hier unterscheidet Fant 3 Haupttypen: die *contrastivos*, die *presentativos* und die *identificativos*. Die *identificativos* sind vom Typus A = B, wobei A und B zwei «Rollen» repräsentieren, *identificador* und *identificado*; auch hier wird noch weiter subklassifiziert. Die *presentativos* dienen der Einführung bzw. Wiedereinführung eines Themas in den Diskurs; auch in ihnen werden 2 «Rollen» unterschieden: *ambiente* und *elemento presentado*. Die *contrastivos* schließlich werden nach Art und Organisation der Fokussierungen in mono- und biserielle, in einfache, doppelte und multiple gegliedert. – Die 4. Dimension operiert über den verschiedenen diskursiven Rollen (die deutlich von den semantischen Kasus abgegrenzt werden): *identificador/identificado*, *ambiente/presentado*, *focos de contraste*, *interés actual/presuposición temática*. Die 5. und letzte Dimension schließlich wäre *énfasis/antiénfasis*, wobei *identificado*, *presentado*, *foco contrastivo* un *elemento de interés actual* immer emphatischen Charakter hätten.

Der ganze Klassifikationsversuch ist sicher nicht ohne Interesse, macht aber doch recht oft einen überzogenen, ja geradezu verzweiferten Eindruck, was sicher daher rührt, daß die angelegten Kategorien im wesentlichen «universeller» und nicht einzelsprachlicher Natur sind. Dies führt dann z. T. auch zu unhaltbaren Aussagen: Die Verbalflexion (Personen) kann wohl kaum als anaphorisches Element eingestuft werden (p. 90/91): da obligatorisch (accord!), fehlt ihr gerade die im Bereich der Phorik konstitutive Auftretensvariabilität. Ebenso darf Anfangs-/Endposition nicht einfach mit «Fokussierung» gleichgesetzt werden (p. 91/92): dieser Effekt ergibt sich nur, wenn das betreffende Element aus seiner Normalpo-

sition entsetzt ist. Und schließlich darf man auch die prosodischen Merkmale der Emphase: Akzent A⁺, Tonhöhenbruch, Pause und Intensitätserhöhung nicht einfach als funktionsidentische «Zeichen» behandeln (p. 92): sie stellen vielmehr kumulative bzw. kompensatorische Parameter eines Büschels dar, dem als Ganzes Zeichencharakter zukommt.

Kapitel 5 befaßt sich mit den *Elementos oracionales* (p. 95–127). Es geht hier u. a. darum, die Beziehung der syntaktischen Kategorien Subjekt, Objekt, Prädikat, Zirkumstant in einzelnen Satztypen zu den Tiefenkasus (Subjekt, *experiencer* usw.) herauszuarbeiten und weiter an die Informationsstruktur zurückzubinden, insbesondere an die Rolle des «1. Aktanten» (= *elemento al que se agrega información*). Obwohl die z. T. unterschiedlichen Zuordnungstendenzen gut dargestellt werden, bleiben die Resultate erneut – und z. T. aus den gleichen Gründen wie oben – oft unpräzise. Ein Rekurs auf Analyseinstrumente wie den Satzbauplan und Tesnières Translationsbegriff (bes. im Bereich der Präpositionalphrasen) hätte hier mit Sicherheit zusätzliche Klärungen gebracht.

In Kapitel 6 werden dann die *Estrategias de la estructura informativa* abgehandelt (p. 128–54). Hier wird zuerst eine Reihe von «normalen» Korrelationen zwischen Einheiten der verschiedenen Analyseebenen herausgearbeitet wie: *actante primario/alto valor anafórico*, *sintagma predicativo/información nueva*, *identificador/tema anafórico*, *elemento presentado/información nueva*, *foco contrastivo/alto valor anafórico/posición inicial*, *foco contrastivo/bajo valor anafórico/posición final* usw. (p. 152). Dann werden die verschiedenen Typen der *frase escindida* und der *identificativa* hinsichtlich ihrer Interpretationsmöglichkeiten analysiert, die verschiedenen Funktionen der Akzente A⁺ und Ø herausgearbeitet und die Rolle der verschiedenen Positionen um das Verb herum dargestellt. Die Initialposition nimmt u. a. Einheiten mit den Merkmalen *presuposición temática*, *actante primario/sujeto* und *interés actual* auf, die Endposition zeigt Affinitäten zu den Kategorien *elemento presentado*, *identificador* und *foco de contraste*. – Mit der doppelten Anteposition befaßt sich schließlich noch Kapitel 7 (p. 155–81). Dabei zeigt sich, daß A + O sehr häufig ist, während A + S und O + S viel seltener auftreten; in den 3 Typen sind die Abfolgen AO, SA und OS als geläufiger zu betrachten. Im Intonationsbereich besteht u. a. für A (Zirkumstant, Adverb) eine ausgeprägte Tendenz, durch eine «terminale» Junktur abgetrennt zu werden.

Die Arbeit schließt mit 2 Pilotuntersuchungen zu den *enunciados contrastivos* (p. 182–208), einer englischen Zusammenfassung (p. 209–19) und einer Bibliographie (p. 219–24), in der leider eine sehr einseitige Dominanz der anglo-amerikanischen Literatur festgestellt werden muß, während europäische Untersuchungen, die keineswegs ferner vom Thema gelegen hätten, in der Regel nicht berücksichtigt werden. Leider fehlt auch ein Index.

Bei allen Vorbehalten bezüglich Einzelheiten ist Fants Untersuchung ohne jeden Zweifel eine sorgfältige und gewissenhafte Arbeit, die unsere Kenntnisse über die Informationsstruktur des Spanischen einen großen Schritt vorangebracht hat. Die bis anhin in diesem Bereich sehr unbefriedigende Forschungslage hat ihn vor eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, die kaum in einem ersten Anlauf einer definitiven Klärung zugeführt werden konnte. Die gemachten Fortschritte sind aber zweifellos beachtlich und sollten die Forschung ermutigen, weiter an der Klärung der aufgeworfenen Fragen zu arbeiten.

Peter Wunderli

*

Los clíticos en el español actual, Amsterdam (Rodopi) 1980, 123 p. (*Diálogos Hispánicos de Amsterdam* 1).

Il volume raccoglie sei comunicazioni presentate ad una tavola rotonda di linguistica spagnola organizzata, nel marzo del 1979, dal Dipartimento di Spagnolo dell'Università di

Amsterdam. Il quadro teorico è, per tutti i contributi, la grammatica generativa, e più precisamente la 'teoria del legamento' (*Binding Theory*), sviluppata appunto da Chomsky verso la fine degli anni settanta¹. Come spesso nei lavori dei generativisti l'interesse prevalente degli autori pare essere, più ancora dell'argomento sostanziale degli studi, il contributo che questi possono portare alla teoria della grammatica². In effetti i pronomi personali atoni delle lingue romanze sono stati e sono proprio in questo senso uno dei campi di ricerca più fecondi per la GG: spiegare la loro natura e render conto del loro comportamento sintattico è stata una sfida che ha più volte implicato, o contribuito a determinare, importanti evoluzioni nella teoria stessa, a partire dalla tesi di Kayne del 1969³ sino appunto al quadro più recente della *Government and Binding Theory*. Questo volumetto, sia pure ora non più recentissimo, è un buon esempio di tale così peculiare incontro fra un problema sostanziale di linguistica romanza ed una metateoria grammaticale quale è la GG.

I primi quattro articoli, rispettivamente di J. Schroten «Sobre la sintaxis de los pronombres átonos en español», di A. Groos «La interpretación de los clíticos en la teoría transformacional», di I. Bordelois «Hacia una gramática universal: clíticos romances y la condición de frontera», e di R. Bok-Bennema e A. Crouchs-Hageman «La subida de los clíticos en castellano», hanno in comune – sia pure affrontati in modo diverso e/o con diversa gerarchia di importanza – alcuni problemi centrali della sintassi dei clitici: anzitutto (ed è il punto teorico nodale) quale tipo di regola possa meglio spiegare la comparsa dei clitici (che è poi come dire, in termini più sostanziali, quale sia la natura dei clitici); in subordine, quale tipo di regola renda meglio conto dei clitici 'ridondanti'; e infine, come si debba spiegare la risalita (*subida*) dei clitici da un infinito ad un altro verbo reggente.

Sul primo punto la questione, come è ben chiarito da Schroten e da Groos, è se sia più opportuno generare i clitici nella base sotto il corrispondente nodo SN, e poi portarli sul verbo con una trasformazione del tipo 'Muovi α ' (che è la soluzione più tradizionale, di Kayne per esempio), oppure generarli già legati al verbo direttamente nella base. È ovvio che la prima soluzione tiene più conto della natura 'pronominale', o di 'sostituenti (di nominali)', dei clitici, ed è più legata ad una interpretazione – ormai abbandonata nella versione 'Standard Estesa' della GG – dei pronomi in genere come risultato di trasformazioni di nominali; la seconda invece orienta ad interpretare i clitici come parte della morfologia verbale, cioè come marca di accordo fra verbo e suo oggetto (diretto o indiretto) sostanzialmente non dissimile dalla marca di accordo col soggetto. Gli autori citati concordano per la seconda soluzione (che è in effetti quella poi accolta da Chomsky), entrambi argomentando – fra l'altro – che solo essa tiene adeguatamente conto di strutture ridondanti (o apparentemente tali, appunto) come *el libro no lo lei* oppure *le gustan las novelas a Juan*, tipiche dello spagnolo e del rumeno (e, aggiungiamo, dell'italiano e del francese parlati). Se abbiamo ben colto, al di là dei passaggi tecnici, il succo del discorso (per il generativista questa sarà una banalizzazione, ma ce ne scuserà), potremo anche aggiungere che questa soluzione appare,

¹ Si vedano ora N. CHOMSKY, *Lectures on Government and Binding*. The Pisa Lectures, Dordrecht 1981, e ID., *Some Concepts and Consequences of the Theory of Government and Binding*, Cambridge (Mass.) 1982. Il lavoro di Chomsky citato più volte nel volume come quadro di riferimento teorico è *On Binding*, nella versione manoscritta del 1978.

² Non troviamo quindi certo lavori descrittivi e/o attenti a questioni tradizionali di morfologia, come invece il titolo del fascicolo farebbe pensare. Anche la varietà di spagnolo cui si fa riferimento è un generico standard europeo, abbastanza astratto (non si tiene conto, per es., di varietà con *leísmo*). Non entrerà qui nella discussione sulla bontà o meno degli esempi (grammaticali e non) portati, che solo un parlante nativo potrebbe valutare adeguatamente.

³ Poi a stampa: R. KAYNE, *French Syntax: the transformational cycle*, Cambridge (Mass.) 1975.

in una più ampia prospettiva tipologica e diacronica, del tutto sensata. E anche corretto ci pare, una volta colta la funzione morfosintattica dei clitici, preoccuparsi poi di sottolineare le differenze fra affissi verbali veri e propri (obbligatori, non separabili, ecc.) e clitici (non obbligatori, separabili, ecc.: cf. a p. 48 quanto elencato da Groos).

Nella linea sopra citata, vi è da notare che Schrotten sembra fare un ulteriore passo avanti, correlando con l'esistenza dei clitici e con la loro natura di marche di accordo verbo-oggetto una caratteristica sintattica più generale dello spagnolo (e di altre lingue romanze): l'ordine libero dei costituenti. Questa correlazione, come nota lo stesso autore, mostra l'importanza di un'analisi (anche) funzionale dei fenomeni morfosintattici: è chiaro infatti che se si considerano i clitici come 'segnacasi' sul verbo, non occorre più un ordine rigido SVO(I) per distinguere le diverse valenze del verbo stesso, e i costituenti della frase potranno essere disposti nell'ordine più opportuno dal punto di vista pragmatico – in altre parole, la morfologia si incarica di una certa esigenza funzionale, sollevandone la sintassi: ma senza questa prospettiva funzionale i due fatti apparirebbero indipendenti l'uno dall'altro⁴.

Più rigorosamente tecnici sono i due successivi articoli, di I. Bordelois e di Bok-Bennema e Crouhgs-Hageman, entrambi sul problema della cosiddetta 'risalita' dei clitici.

La Bordelois cerca una spiegazione del diverso comportamento dello spagnolo, che – come l'italiano – permette risalita (si può avere sia il tipo *Yo quiero leerlo* che il tipo *Yo lo quiero leer*), rispetto al francese che invece non la permette (l'unica possibilità è *Je veux le lire* – fanno eccezione naturalmente le costruzioni causative, in cui la risalita è obbligatoria in entrambe le lingue). L'autrice crede di individuare la causa di questa differenza nel fatto che lo spagnolo non ha soggetto obbligatorio: la frase incassata nei contesti citati avrebbe dunque il verbo in prima posizione, e il clitico stesso, trovandosi alla 'frontiera' tra frase matrice e frase incassata, salirebbe con più facilità dalla seconda alla prima. All'inverso il francese per la sua struttura basica SVO bloccherebbe le risalite. Se qualche dato diacronico, citato dalla Bordelois, sembra confermare la sua ipotesi (e nello stesso senso va, ovviamente, il confronto con l'italiano), resta la necessità di una verifica su altre lingue romanze: per esempio in alcuni dialetti italiani settentrionali, che pure hanno soggetti clitici obbligatori, la risalita è possibile (per es., nel monferrino di Acqui [Al], di chi scrive, è accettabile: ad esempio *u-j n-è ñkura ñ-tukin*; *t-lé vörēmanğē tē?* «ce n'è ancora un pezzetto; lo vuoi mangiare tu?»). Un dubbio più generale viene poi dalla riflessione, già fatta sopra, sull'ordine libero dei costituenti che le lingue con clitici tendono ad avere, francese compreso⁵: se questo è vero, sembra controintuitivo considerare tipologicamente rilevante la presenza o meno di soggetti clitici obbligatori.

Nel successivo contributo, piuttosto lungo ma forse non altrettanto interessante, Bok-Bennema e Crouhgs-Hageman argomentano contro la spiegazione più diffusa della risalita dei clitici, secondo la quale i due verbi interessati andrebbero a costituire un complesso verbale unico e la frase incassata sarebbe per così dire assorbita nella frase matrice (è, per es., la soluzione, detta 'ristrutturazione', data da Rizzi⁶ per l'italiano). L'analisi controproposta

⁴ In realtà sarebbe più corretto dire, ponendosi in ottica diacronica, che i clitici paiono tendere verso uno statuto di affissi verbali (secondo un processo ben noto nelle lingue del mondo), e parallelamente l'ordine dei costituenti di frase diventa più libero: ma la nozione di *continuum* mal si integra con l'impostazione della GG.

⁵ Cf. per esempio K. LAMBRECHT, *Topic, Antitopic and Verb Agreement in Non-Standard French*, Amsterdam 1981.

⁶ Cf. L. RIZZI, «Ristrutturazione», *Rivista di Grammatica Generativa* 1 (1976), 1-54; e ID., «A restructuring rule in Italian syntax», in S. J. KEYSER (ed.), *Recent Transformational Studies in European Languages*, Cambridge (Mass.) 1978, ristampato in L. RIZZI, *Issues in Italian Syntax*, Dordrecht 1982, p. 1-48.

prevede che la frase incassata perda sì il suo nucleo verbale, spostato nella matrice, ma resti comunque una frase a sé, con una 'traccia' del nucleo originario. L'idea della 'ristrutturazione' ci pare intuitivamente più semplice e più esplicativa anche di altri fenomeni diversi dalla risalita dei clitici.

Gli ultimi due articoli inclusi nel volume sono abbastanza diversi dai precedenti, sia per l'oggetto di studio che per il tipo di approccio, collaterale rispetto alla GG.

H. Haverkate («La construcción pseudorreflexiva y la estructura antropocéntrica de la oración española») prende spunto da una costruzione specifica, il *se* impersonale e passivo (es. *Se es feliz, cuando se es joven*; *Ya no se usan estos sombreros*), per discorrere del carattere 'antropocentrico' delle lingue naturali: gli esseri umani avrebbero uno statuto più alto, in vario modo codificato nel lessico, nella sintassi e nella morfologia, rispetto ad altri referenti di nominali. Nel caso in questione *se*, come il parallelo italiano *si*, sarebbe 'antropocentrico' in quanto usato solo con riferimento a persone (non specifiche), coinvolte in una attività che non può essere che tipicamente umana – o configurata come tale –. Frequenti riferimenti ad autori come Lyons, Halliday e Givón caratterizzano questo contributo, chiaramente più funzionalista (e come tale non certo originale) che generativista.

R. Römer («Proclisis y enclisis en una lengua tonal: algunas comparaciones entre el papiamentu y el español») esamina le regole fonologiche che in papiamentu governano l'assegnazione dell'accento in gruppi ritmici formati da verbo e pronome atono. A differenza dello spagnolo, dove predomina l'accento, in papiamentu prevale il tono, e quindi pur partendo da strutture parallele si possono avere in superficie collocazioni d'accento diverse; si confrontino per es. lo sp. *ayúdame* ed il papiamentu *yudámi*, esempio quest'ultimo della configurazione di sillabe (molto produttiva): grave atona – acuta tonica – polarizzante atona. Nel caso citato una realizzazione *yúdami* implicherebbe l'alterazione dell'intera configurazione tonico-accentuale del verbo, il che non è possibile perché, come s'è detto, questa lingua preferisce non alterare i toni, spostando invece, ove necessario, l'accento.

Nell'insieme il fascicolo esemplifica bene alcuni momenti cruciali della storia recente della GG, ed in particolare la tendenza, sempre più spinta, a generare direttamente nella base strutture molto vicine a quelle di superficie: i clitici spagnoli, e romanzi in genere, vi hanno avuto un ruolo non indifferente⁷. Forse solo nell'articolo di Schroten si coglie invece quello che possiamo considerare un potenziale passo successivo: l'utilizzo di una interpretazione funzionale dei fenomeni morfosintattici per meglio correlarli e, infine, per capirli meglio; ma per questa via verrebbe a cadere il principio dell'autonomia della sintassi, tuttora assioma della GG.

In ultimo e collateralmente resta da dire che, pure in una veste tipografica ancora decorosa, disturbano un poco la lettura i refusi di stampa.

Monica Berretta

*

⁷ Oltre ai problemi accennati sopra è da ricordare a questo proposito la questione della collocazione dei clitici in nessi (*me lo, se lo*, e simili). È difficile, se non impossibile, spiegare gli ordini grammaticali e quelli non con regole di trasformazione: sono state quindi ipotizzate delle restrizioni ('filtri') sulle strutture di superficie, che appunto blocchino le sequenze non grammaticali. È l'ipotesi di D. PERLMUTTER, *Deep and Surface Structure Constraints in Syntax*, New York 1971; ma l'idea di 'filtri' di superficie ha avuto poi applicazioni più ampie in GG.

GÜNTER HOLTUS/EDGAR RADTKE (Hg.), *Umgangssprache in der Iberoromania*. Festschrift für HEINZ KRÖLL, Tübingen (Narr) 1984, 445 p.

Den Forschungsinteressen des Jubilars gemäß, ist die Festschrift zum größten Teil der Lusitanistik gewidmet: Teil I handelt von der «Umgangssprache im Vergleich: Portugal und die übrige Romania» (p. 25–96). Es liegen Beiträge dazu vor von M. Cortelazzo, G. Holtus, E. Kaeppl, R. Meyer-Hermann, E. Radtke und W. Schweickard. Teil II behandelt die «Umgangssprache im Portugiesischen» (p. 99–286). «Umgangssprache im Spanischen» ehrt Kröll als Hispanisten und macht den III. Teil des Buches aus (p. 289–391). Zuletzt schließlich liegen Beiträge von H. Christmann, W. Elwert, S. Ettinger, D. Janik, J. Riesz und E. Koppen zur «Umgangssprache in der übrigen Romania» (p. 395–445) vor, was den IV. Teil ausmacht. Da wir hier selektiv vorgehen müssen, konzentrieren wir uns auf die Besprechung der Teile II und III (Iberische Halbinsel).

Nach dem von W. Schweickard sorgfältig zusammengestellten Schriftenverzeichnis des Jubilars eröffnen G. Holtus/E. Radtke den Band mit einem Beitrag über den «Begriff 'Umgangssprache' in der Romania und sein Stellenwert für die Iberoromanistik» (p. 1–22), dem wir uns zunächst widmen wollen. Die Autoren gliedern die Umgangssprachendiskussion in drei Phasen: die erste Phase sei charakterisiert durch die Namen Spitzer (1922 für das Italienische) und Beinhauer (1930 für das Spanische) und gehe letzten Endes auf die germanistische Auffassung von 'Umgangssprache' und damit auf Wunderlich (1894) zurück: Orientierung weniger an der Sprachschichtung als an der situativen Differenzierung, d. h. gesprächs- und dialogbedingte sprachliche Konstellationen (bes. expressive und affektische Komponenten des Sprechers). Im Gegensatz zu diesen Ansätzen, die von einer homogenen Sprachform ausgehen, kündigte sich in den 50er Jahren eine Tendenz an, die die Umgangssprachendiskussion in ein anderes Licht setze: die Sprachschichtenforschung, die unterschiedliche sprachliche Ebenen in Opposition zur Hochsprache beschreibt. Der umgangssprachliche Bereich stehe dabei der Hochsprache verhältnismäßig nahe und erweise sich als übergreifende Sprachform von regionalen und sozialen Erscheinungen. Ansätze in dieser zweiten Phase seien die Arbeiten von Moser, Bichel und Veith. Der Sprecher und die jeweilige Sprechsituation treten dabei hinter der Erfassung der sprachlichen Gegebenheiten deutlich zurück. Dies ändere sich in der dritten Phase: der Varietätenlinguistik, die Umgangssprache nur als in «einer Gesamtschau der soziolinguistischen und der varietätenlinguistischen Faktoren menschlicher Kommunikation, menschlichen Sprechens und Handelns» (p. 7) erfassbar und bestimmbar mache. Es werden hier allerdings fast ausschließlich die Namen von Radtke und Bichel, der immerhin Postulate in dieser Richtung formuliert hat, genannt. Dies sind aber mehr theoretische Auseinandersetzungen, die sich um eine neue Zuweisung des Terminus bemühen. Konkrete Materialarbeiten werden nur im Zusammenhang einzelner «Teilkomponenten des weitgefaßten Umgangssprachenbegriffs» (p. 12) genannt: Söll, Bellmann, Küpper – alles Arbeiten aus den 60er Jahren, die mit Varietätenlinguistik noch nicht viel im Sinn haben. Dies ist wohl auch nicht zufällig, und es stellt sich hier die Frage, ob es sinnvoll ist, eine solche Drei-Gliederung in der Umgangssprachendiskussion anzusetzen, wenn noch keine einzige wirkliche Feldstudie vorliegt und man letzten Endes doch wieder gezwungen ist, sich am Jahrhundertwerk Beinhauers zu orientieren, das damit seine Gültigkeit immer noch nicht verloren hat. Nun versteht sich dieser Beitrag aber auch als Einleitung für die Festschrift, was u. a. aus den folgenden beiden Bemerkungen hervorgeht: «So orientiert sich auch die Ausrichtung der vorliegenden Festschrift nicht primär an der Einheitlichkeit der Umgangssprachen, vielmehr steht die Vielfalt in der umgangssprachlichen Auffassungs- und Variationsbreite im Vordergrund» (p. 14) – und etwas deutlicher: «So vielschichtig und teilweise auch *problema-*

tisch sich die hier vorgelegten Beiträge auch ausnehmen mögen, gemeinsam ist ihnen das Bemühen, den vorgestellten Themenkomplex um neue Anregungen zu bereichern und die Kenntnisse über Umgangssprachen in der Romania zu vertiefen» (p. 19; Hervorhebung von uns). Ziehen sich die Herausgeber damit geschickt aus der Verantwortung der von ihnen herausgegebenen Beiträge der Festschrift – oder sollen diese Bemerkungen vielmehr begründen, warum die Autoren sich nicht um eine Zuordnung der einzelnen Beiträge zu ihrem dreigliedrigen Phasenmodell des Problems «Umgangssprache» bemüht haben, was dem Modell Realitätsbezug verliehen hätte und was man von einem einleitenden und damit übergreifenden Beitrag eigentlich hätte erwarten können?

Teil II beginnt mit dem Beitrag von J. Mendes de Almeida, «A monotongação do ditongo *ei* no Sul de Portugal (Breve achega epigráfica)» (p. 99–102). Der Verfasser untersucht die für den portugiesischen Süden typische Monophthongierung *ei* > *e*, die nach Teysier auf das 18. Jahrhundert zu datieren ist. Aufgrund zweier Inschriften kann Mendes de Almeida zeigen, daß das Phänomen schon Ende des 16. Jahrhunderts belegbar ist; andere Forscher wie Lindley Cintra vermuten, daß die Datierung des Ursprungs nochmals zwei Jahrhunderte zurückverlegt werden kann. So interessant die Ergebnisse sind: Inschriften repräsentieren doch wohl nicht Umgangssprache, sondern Volkssprache! – K. Böckle behandelt «Sprachpflege und Sprachwirklichkeit im Portugiesischen und Französischen im Spiegel von *de manière à (ce que)/de modo a (que), fazer com que, pedir para (que)* und verwandten Konstruktionstypen» (p. 103–117). Das Ziel des Aufsatzes ist ein zweifaches: einerseits die Aufarbeitung eines Aspektes der pg. Purismustradition, andererseits die Darstellung konkreter Beispiele aus den (bislang vernachlässigten) morphologischen und syntaktischen Bereichen, die von der normativen Grammatik abgelehnt werden und somit noch nicht in die Norm der *língua padrão* integriert sind, gleichwohl aber in der Umgangssprache und auch in der Schriftsprache als absolut geläufige eingebürgert sind. Dabei ergeben sich zwei Gruppen: 1. die *estrangereiros*, z.B. Gallizismen (*de maneira a* + Inf., *de maneira a que* + Konj., u. a.), Anglizismen (*em ordem a* + Inf., *em ordem a que* + Konj., u. a.); 2. sprachinterne Entwicklungen des Portugiesisch-Brasilianischen (*fazer com que* + Konj., *pedir/rogar/dizer* u. a. + *para que* + Konj.). Böckle erweist sich auch mit diesem Beitrag als hervorragender Lusitanist. – J. Ariel Castro, «Apresentação do vocabulário do Atlas Prévio dos Falares Baianos» (p. 119–136), will die Tradition des ALF und AIS fortführen und im Anschluß an die Publikation des Kartenmaterials eine vollständige Wortliste des APFB von Nelson Rossi (Rio de Janeiro 1963) vorlegen. Der Materialpräsentation geht eine kurze Beschreibung dieses bisher einzigen brasilianischen Sprachatlas voran. – W. Dietrich untersucht in «Zum Typ *estar cantando* und *estar a cantar* im Portugiesischen» (p. 137–145) die Frage, ob die beiden Konstruktionen für den Ausdruck der partialisierenden Winkelschau (in Coserius Aspekttheorie = Betrachtung der Handlung «ausschnitthaft zwischen zwei Punkten in ihrem Ablauf ... wobei die beiden Punkte im allgemeinen nicht mit dem Anfangs- bzw. Endpunkt der Handlung zusammenfallen», p. 137), die gerundiale Periphrase, *estar cantando*, und die des präpositionalen Infinitivs, *estar a cantar*, im Portugiesischen wirklich gleichwertig sind, d. h. ob es sich um in jedem Fall austauschbare Formen handelt. Gegen die allgemeine Meinung weist Dietrich nach, daß die Konstruktion mit dem präpositionalen Infinitiv durch eine geringere Grammatikalisierung gekennzeichnet ist, sie ist konkreter als die gerundiale Konstruktion und darum nicht einsetzbar, «wenn es sich um eine eher abstrakte, kaum in ihrem Ablauf zu betrachtende Handlung handelt» (p. 139). Daneben nennt der Autor weitere Faktoren der Verhinderung der Grammatikalisierung der Konstruktion im Sinne der partialisierenden Winkelschau: Verneinung, zyklische/terminative Verben etc. Andererseits drückt die Infinitivkonstruktion immer die «Nähe zu einer Handlung bzw. zu einem Zustand» (p. 142) aus. Der Bezug zum Thema «Umgangssprache»

ist dadurch gegeben, daß die Konstruktion mit dem präpositionalen Infinitiv volkstümlicher ist (wie übrigens auch im Italienischen). Während nun die brasilianische Schriftsprache bei der älteren Form der Winkelschau bleibt, nähert sich das mutterländische Portugiesisch in der Bevorzugung und Verallgemeinerung der Konstruktion mit dem präpositionalen Infinitiv der Umgangssprache an. – H. Flasche, «Formas de expressão irónica nos Sermões do P. António Vieira» (p. 147–152). Flasche analysiert einige ironische Passagen in den Predigten von António Vieira, um zu zeigen, daß dessen stilistische Meisterschaft weit über den terminologischen und syntaktischen Bereich hinausgreift. Was ein elaboriertes Kunstprodukt allerdings mit Umgangssprache zu tun hat, muß offen bleiben. – G. Hammermüller möchte in seinem Beitrag «*Tu, é cacharro?* – Bemerkungen zum Duzen in Portugal» (p. 153–164) hinreichende Kriterien zur Auswahl der Duzform *tu* im Portugiesischen ermitteln, welche nicht in jedem Fall mit dem Anwendungsbereich der deutschen Form *du* äquivalent ist. Nach der Erwähnung einiger Autoren, die die Opposition der Anrede *tu*/Nicht-*tu* abzugrenzen versuchen, übernimmt Hammermüller das Befragungsmaterial von M. A. Guimarães, wertet es aus und nennt einige mögliche Faktoren für die Veränderung einer Konvention, die in der Ausbreitung des Duzens in Portugal besteht: Militärdienst, die 'Revolution' von 1974, Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung, Emigrantenerfahrung etc. Eine eigentliche, zu erwartende kontrastive Analyse etwa mit dem Deutschen oder Französischen wird nicht vorgenommen. – W. Lustig untersucht in seinem Beitrag «Zu Form, Funktion und Geschichte der literarischen Umgangssprache: Ferreira de Castros *Terra fria*» (p. 165–185) umgangssprachlich markierte Elemente in *Terra fria*, ausgehend von Literaturkritiken zu diesem Roman. In diesem literarischen Kontext gehe es nicht um die totale Mimesis der Umgangssprache, sondern höchstens um eine gewisse *semiformalidad*; Lustig versteht darum seine Ausführungen auch nicht als Beitrag zur außerliterarischen Umgangssprachendiskussion (cf. zu dieser Thematik auch den unten besprochenen Beitrag von G. Torrente Ballester, p. 383–403). Der Autor untersucht Beispiele aus der direkten Figurenrede, dem privilegierten Ort der umgangssprachlichen Rede überhaupt, und solche aus der erlebten Rede, Ort für «Fusions»-Phänomene zwischen den beiden Extrempolen 'Umgangssprache' und 'hochsprachliche Erzählerrede' (p. 167). Während die umgangssprachlichen Elemente in der direkten Figurenrede (von der Kritik als inhaltlich ärmlich und schematisch bezeichnet) ihre Funktion in der Darstellung der *almas simples*, überhaupt der *atmosfera das almas* haben, steuern sie in der erlebten Rede die Leserwahrnehmung und erlauben es «dem Autor, die Darstellung des intellektuellen Defizits seiner Helden auf die Ebene des Denkens auszuweiten» (p. 182). – D. Maças, «O lugar da palavra repetida no eixo sintagmático em relação à expressividade da frase» (p. 187–196). Im Portugiesischen ist die Wiederholung ein besonders häufiges intensivierendes (affektisches) Verfahren. In einer materialreichen Studie zeigt Maças, daß auch die Wiederholungsposition affektiv relevant ist, und erarbeitet eine Typologie der verschiedenen Konstruktionen. – H. Meier/D. Woll, «Parataxe und Hypotaxe in portugiesischen Temporalgefügen. Ein Dialog» (p. 197–211): «Dialog» im Titel soll wohl dadurch seine Rechtfertigung finden, daß Teil I offensichtlich von H. Meier und Teil II von D. Woll, mit Rückverweisen auf Beispiele aus Teil I, verfaßt ist. Anhand eines beachtlichen Textkorpus erarbeitet Meier 10 Parataxen-/Hypotaxe-Typen, deren letzter Typ die «konjunktionslosen Hypotaxen» bilden. Dieser letzte Typ wird dann u. a. in Teil II von D. Woll unter den Aspekten der Intonation, der Pause und der Wortstellung (von Subjekt und Prädikat) weiter verfolgt. Mit Hilfe von eigens gebildeten Testsätzen sollen in Zusammenarbeit mit einem *native speaker* Differenzierungskriterien für eine Interpretation Parataxe bzw. Hypotaxe bei dem genannten Typ erstellt werden. – M. Metzeltin, «A caracterização da gente humilde em *Esteiros* de Soeiro Pereira Gomes» (p. 213–222). Wie auch anderswo, so befaßt sich auch der portugiesische Neorealismus vorwiegend mit «häßlichen»

Themen. Der Verfasser versucht zu zeigen, wie in *Esteiros* von Pereira Gomes die «häßliche» Thematik über Umfeldeinbettung und (u. a. auch sprachliche) Personencharakterisierung zum «schönen» Kunstwerk geläutert wird. Die ausführlicher behandelten sprachlichen Elemente gehören der populären und vulgären Sprachebene an. – F. de Mello Moser, «Falares e idiolectos em *Pygmalion*, de G. B. Shaw, como problemas de tradução» (p. 223–228), analysiert die eigene portugiesische Übersetzung des *Pygmalion* von Shaw aus dem Jahre 1972. Probleme ergaben sich vor allem bei der Wiedergabe der Cockney-Elemente in der Rede von Eliza Doolittle und der idiolektalen Charakterisierung der einzelnen Personen. Als Ersatz für das Cockney verwendete Moser in phonologischer, graphischer und morphologischer Hinsicht populäre bzw. vulgäre Formen. Für die idiolektale Charakterisierung gibt Moser keine «Rezepte», sondern reiht einfach einige Beispielpassagen. – Bereits der Titel des Beitrages von K. Pörtl, «Gibt es ein portugiesisches Theater heute? Ein Bericht über Lissaboner Theater in der Saison 1982/83» (p. 229–246) läßt vermuten, daß er nicht recht zum Thema der Festschrift paßt. In der Tat ist es auch das Ziel der Untersuchung, Fragen wie z. B. unterschiedliche Theatertypen, deren Finanz- und Inszenierungsprobleme usw., nachzugehen (p. 230). In einem Anhang von 6 Seiten werden «Veränderungen an António Ferreiras *Castro* in der Neubearbeitung von Abel Neves und João Mota (*Comuna*, Lisboa, Inszenierung vom 7. 1. 1983)» abgedruckt. – Ganz anders dagegen der Beitrag von J. Schmidt-Radefeldt, «Zum gesprochenen und verschrifteten Portugiesisch» (p. 247–259), der sich darüber hinaus auch aus dem Grunde wohltuend von den andern Beiträgen absetzt, da er «Umgangssprache» überhaupt erst einmal im Rahmen seines Ansatzes definiert. Daran schließt sich eine wohldurchdachte Gegenüberstellung von gesprochenen und geschriebenen Ebenen an, die von Kontinua von Texten gebildet werden (cf. bes. die Graphik p. 248). In einem zweiten Teil gibt der Verfasser einen Überblick über die Forschung bzgl. des gesprochenen Portugiesisch. Der Aufsatz schließt mit einer Liste typischer Phänomene der *linguagem falada* und der Verschriftung eines Textes der 'variedade de Porto', bzw. einer karikierten Sprechweise des 'tripeiro', um so die Problematik der orthographischen Repräsentation von Varietäten zu verdeutlichen. – Ähnliche positive Merkmale weist auch der Beitrag von M. Scotti-Rosin, «Gesprochene und geschriebene Sprache in neueren Lehrwerken des Portugiesischen» (p. 259–269), auf. Einleitend nennt Scotti-Rosin einige Gründe für die Vernachlässigung der gesprochenen Sprache in Portugal (insbesondere die Zeit vor 1974 mit ihrer Ablehnung soziolinguistischer Ansätze und ihrer Annahme einer diastratisch homogenen portugiesischen Sprache) und für die Notwendigkeit, gerade in portugiesischen Lehrwerken die *lingua falada* zu berücksichtigen (Motivation der Portugiesischlernenden, fehlende Kontakte zu *native speakers* im Gegensatz etwa zu Englisch-, Französisch- und Spanischlernenden usw.). Das Hauptinteresse des Beitrages liegt dann in der Analyse einzelner Lehrwerke bezüglich der Berücksichtigung der Umgangssprache. – M. F. Silva-Brummel, «As formas de tratamento no português angolano» (p. 271–286), bildet den letzten Beitrag in diesem II. Teil der Festschrift. Anredeformen spiegeln bekanntlich die sozialen Relationen zwischen Gesprächspartnern. Da die angolnische Gesellschaft im Umbruch ist, verspricht eine Untersuchung der Anredeformen gerade hier interessante Ergebnisse (cf. auch oben den Artikel von Hammermüller, p. 153 ss.). Die Verfasserin untersucht Anredeformen in der Familie und im Militär und kann zeigen, daß im ersten Bereich vor allem traditionelle, im zweiten überwiegend innovative Elemente gebraucht werden.

Der III. Teil der Schrift beginnt mit dem Beitrag von M. Alvar, «*Explotar – explosionar: Entre galicismos anda el juego*» (p. 289–302), der an den beiden im Titel genannten Lexemen exemplarisch die Vorgehensweise für ein zu erstellendes französisch-spanisches Wörterbuch demonstriert. Es werden hauptsächlich historisch-semanticke Veränderungen

berücksichtigt. Die Thematik «Umgangssprache» sehen wir nicht berührt – es sei denn, Alvar meine damit die altbekannte Tatsache, daß die romanischen Sprachen sich aus dem Vulgärlatein entwickelt haben, also aus der «Volksprache» der Römer. – Ebenso historisch ausgerichtet ist K. Baldingers Beitrag, «*Cucuruco* und *panpayrona*. Von den gehörnten Spaniern bis zu den (un)bescholtenen Jungfrauen in Perú» (p. 303–314), in dem er anhand der Chronik von Cieza de León über die Eroberung von Perú die Etymologien von *cucuruco* und *panpayrona* neu aufrollt. Der direkte Bezug zur Festschrift ist ein Hinweis auf Kröll, der bereits auf den «Kuckuck», bzw. auf «cuco» als Bezeichnung für den 'betrogenen Ehemann' hingewiesen hat. – R. Baum, «Ein Dokument des spanischen Sprachbewußtseins aus dem 18. Jahrhundert: Der *Discurso sobre la Ortografía* von Miguel Antonio de la Gándara» (p. 315–330), publiziert nach ca. 2 Seiten allgemeiner Überlegungen zum Sprachbewußtsein den im Titel genannten Text im Original, um «anläßlich des 65. Geburtstages von Heinz Kröll – die kleine Schrift einem anderen Publikum [als der Akademie] zugänglich zu machen» (p. 319) – die Legitimation bzw. der Bezug zur Thematik der Festschrift wird also gleich mitgeliefert ... – D. Briesemeister, «*Hablar en buen romance* und *facete narrare*. Die erste neulateinische Übersetzung des *Lazarillo de Tormes*» (p. 331–342), ist der – vorerst! – letzte historische Beitrag in diesem Teil III. Briesemeister stellt die lateinische Übersetzung der spanischen Version des *Lazarillo de Tormes* durch einen anonymen Breslauer (1614) vor und lobt die zum größten Teil gelungene Umsetzung einer «lebendigen Volkssprache» in ein «künstlich konserviertes Idiom», wobei sich besonders gattungs- und stiltheoretische Adaptationsprobleme ergaben. Auch hier ist die Thematik «Umgangssprache» wohl einzig durch *romance* als 'Volkssprache' abgedeckt. – A. López-García, «Ein formales Modell für einige spanische Redewendungen» (p. 343–350), schließlich arbeitet synchronisch: es geht ihm darum, die *modismos* nicht «als eine Art Abweichung von einem erweiterten Modell, sozusagen als dessen defektive Realisation» (p. 343) anzusehen, wie es die Tradition tut (transformative/konstruktive/distributive/semantische Defektivität), da sie damit in die «Peripherie» der Sprache gerückt würden. Als geradezu das «Typischste einer jeden Sprache» könne man ihnen nur gerecht werden, wenn man sie auf derselben Ebene wie Morphologie, Lexikologie und Syntax als Teil des Sprachsystems betrachte, eben als «unproduktive Wörter» (p. 345). Der Autor versteht seinen Beitrag als (bislang fehlendes) formales Modell für diese Phänomene (cf. bes. die Typologie p. 348–350). – A. Greive, «Bezeichnungen für 'Geld' im Spanischen und anderswo» (p. 351–357), will mit seinem Beitrag eine Lücke im Rahmen der onomasiologischen Forschung schließen, da die Bezeichnungen für 'Geld' insbesondere stilistisch-expressiver Natur seien, wogegen die Onomasiologie sich mehr «dem bodenständigen Wortschatz in seiner diatopischen Entfaltung» (p. 351) widme. Wenigen abstrakten stehen nach Greive eine Fülle von konkreten Motivationen der Bezeichnungen gegenüber, die er folgendermaßen gliedert: Material, Form (bes. Tiernamen wie sp. *mosca*, arg. *gamba*, dt. *Mäuse*, *Flöhe*, *Kröten*), materieller Gegenwert (sp. *trigo*, pg. *arrôz*, dt. *Kohle*, *Koks* [Brennstoff, Feuer], frz. *beurre*, *fondant*, *huile* [Fett]). Greive kommt zu folgenden Ergebnissen: 1. Meistens mehrfach motivierte Metaphern. 2. Häufig, bes. im Deutschen, Reihenbildungen, eine Art Synonymenableitung durch semantische Analogie, unterstützt durch Ähnlichkeiten im Wortkörper wie bei *Mäuse*, *Möuse*, *Mücken*, evtl. Anklang an *M* von *Mark* (?). 3. Häufig Rekurs auf Geldbezeichnungen anderer Sprachen: sp. *billete*, dt. *Rubel*, *Penny* etc. 4. Bezeichnungen für Münzen dominieren über solche für Scheine, einerseits aus historischen Gründen (Geschichte der Zahlungsmittel), andererseits begründet in der Thematisierung des Geldes in der Negation: «keine(n) roten Heller/müde Mark haben». 5. Häufig abwertende Metaphern wie *schnöder Mammon* u.ä. – Ch. Schmitt's Beitrag «Spanisch *icaramba!*, *icarajo!*, *icaracoles!*» (p. 359–366) ist nun wieder historisch ausgerichtet: die im Titel genannten affektiven Ausdrücke des vulgären

Sprachregisters gehen auf *carajo* 'Penis' bzw. *cara-* zurück, wobei sie im heutigen Spanisch weitgehend entsexualisiert sind und die Funktion von Interjektionen übernehmen. Schmitt versucht nun eine neue Etymologie von *cara-* und setzt gegen Meyer-Lübkes **caraculum* 'kleiner Pfahl' eine pflanzenmetaphorische Erklärung an, die zurückgehen soll auf gr. *Kápvov* 'Nuß'/lat. *caryon* 'wällische Nuß', was zu einem abgeleiteten lat.-rom. *carálum* 'penis' führen kann (Bedeutungsentwicklung 'Nuß', 'Kern' → 'Strunk', 'Schote(nfrucht)', '(Hirse)Kolben' → 'Penis'; abgesichert durch zahlreiche entwicklungshistorische Parallelen). – Die letzten beiden Beiträge des III. Teils sind nun wieder synchronisch ausgerichtet: G. Schütz liefert mit «Deutsch in Kolumbien, umgangssprachliche Entlehnungen aus dem Spanischen» (p. 367–381) einen der überzeugendsten Beiträge des hier zur Diskussion stehenden Teils der Festschrift, – obgleich er allerdings nicht zum Thema dieses Teils, «Umgangssprache im Spanischen» paßt: Schütz untersucht nämlich Interferenzerscheinungen in der gesprochenen Sprache des Deutschen in einer deutschstämmigen Streukolonie in Kolumbien; die Gebersprache ist das Spanische, aber nicht die spanische Umgangssprache! Dieser Beitrag ist nebenbei bemerkt der einzige, der sich in der Berücksichtigung von Sprecher, Situation, Gegenstand und extralinguistischer Phänomene der dritten, «modernen» Phase von Holtus/Radtkes einführendem Modell zur «Umgangssprache» zuordnen läßt. Bescheiden als bloße «Anregung für umfassendere und systematischere Arbeiten» (p. 368) angekündigt, besticht die Arbeit durch ihre Materialvielfalt und ihre reflektorisch-systematische Analyse. Nach einer Skizzierung der extralinguistischen, soziokulturellen Situationen des Deutschen in Kolumbien diskutiert Schütz in hispanophoner Umwelt auftretende Veränderungen und Bereicherungen des Deutschen auf folgenden sprachlichen Ebenen: Graphie/Phonie (*Orqueter*, *Vorraussetzung*, *Million* [λ]), Morphologie (des *Ambiente*, *Korrektion* statt *Korrektur*, *Experiencz* cf. sp. *experiencia*, cf. dt. *Exzellenz*); Syntax (Kontamination von Präpositionen: *Die Gesellschaft zweifelt nicht an ihrem Kauf*, cf. *dudar en* 'zögern', *dudar de* 'zweifeln'; Lehnkonstruktion: *Sie haben alle ihre Zeit*, cf. sp. *tiene todo su tiempo*, statt *Nehmen Sie sich nur Zeit*) und Lexik (*arreglierbar* cf. sp. *arreglar* + dt. *-bar*, *Klasse* im Sinne von 'Unterricht' cf. sp. *clase* ['falsche Freunde'], *¿cómo te schmecketea?* 'wie schmeckt es Dir?'). Dabei weist Schütz linguistisch-stilistische und extralinguistische Gründe auf für das, was man «code switching» nennt und was in der Tat das Problem «Umgangssprache» aus varietätenlinguistischer Sicht angeht (cf. Holtus/Radtke, bes. p. 7–14). – Der literaturwissenschaftliche Beitrag von M. Tietz, «Umgangssprache und Sprachkritik im zeitgenössischen spanischen Roman – 'Palabras malsonantes' in *La saga/fuga de J. B.* von Gonzalo Torrente Ballester» (p. 383–403), beschreibt die 130 Verwendungen der 46 *palabras malsonantes* und deren Sonderfall, die *tacos*, in *La saga/fuga* als Elemente einer Sprache, die keineswegs eine (dokumentarische) Kopie der Umgangssprache, vermeintlich eingefangen mit dem *método magnetofónico*, sei. In ihrer «mythenzerstörenden Funktion» äußern sich diese Elemente vielmehr als Sprachkritik, als Teile des seit Goytisolos Roman *Señas de identidad* geforderten *lenguaje de ruptura* und damit als Entwurf in Richtung auf das Ideal einer neuen Literatursprache: einem selektiv vorgehenden, stilistisch hervorhebenden *español coloquial*. Oder einfacher gesagt: Tietz untersucht Elemente der (vulgären) Umgangssprache (*coño*, *mierda* usw.) in ihrer (neuen) literatursprachlichen Verwendung.

Gesamthaft gesehen ist die Festschrift eine interessante Sammlung, die in ihrer Thematisierung und Untergliederung dem Forschungsinteresse des Jubilars entgegenkommt. Grundsätzlich seien nur einige Bemerkungen erlaubt: Es ist bedauerlich, daß der einleitende Beitrag von Holtus/Radtke keine Zuordnung der einzelnen Beiträge zu ihrem Modell vornimmt. Um so mehr als die verschiedenen Autoren bis auf wenige (z. B. Lustig, Schmidt-Radefeld, Scotti-Rosin) ihren eigenen Umgangssprachbegriff nicht definieren. Eine Ausnahme könnten die historischen Beiträge bilden, wenn man akzeptiert, daß die latei-

nische Volkssprache als so definierte mit in die Umgangssprachendiskussion aufgenommen wird. Die Thematik der Beiträge überzeugt im Hinblick auf den Haupttitel der Festschrift nicht immer. Vielleicht sollten Herausgeber selektiver bzgl. des Themas auswählen – oder eben zu einem anderen, weiter gefaßten Titel greifen, zu dem dann auch solche Beiträge passen, die sicher nicht qualitativ minderwertig sind, denen aber im gegenwärtigen Rahmen der Makel anhaftet, «das Thema verfehlt» zu haben.

Petra M. E. Braselmann

*

INGRID NEUMANN, *Le créole de Breaux Bridge, Louisiane. Etude morphosyntaxique, textes, vocabulaire*, Hamburg (Buske) 1983 (*Kreolische Bibliothek* 7), 500 p.

Devancée de bon nombre d'articles et de monographies – nous devons les descriptions les plus récentes et les meilleures à R. Morgan – l'étude de I. N. est la première présentation du créole louisianais dépassant le cadre d'une esquisse grammaticale.

L'étude morphosyntaxique – précédée d'une introduction de 81 p. qui présente le corpus et la méthode de l'auteur – donne un aperçu historique du problème analysé et explique la situation linguistique en Louisiane.

A côté du français standard, parlé aujourd'hui par 3000–4000 de personnes qui, descendants d'anciens planteurs, forment une classe fermée, il existe, en Louisiane, outre l'anglais, langue de la vie officielle et celle des jeunes, deux langues plus ou moins complètes qui ont comme base le français. Le cajun, à l'origine un dialecte du fr., fut transplanté de la Nouvelle Ecosse à la Louisiane à partir de 1765. C'est une langue orale sans tradition écrite ou presque et dont les systèmes ont été modifiés et simplifiés. Les locuteurs du cajun utilisent en général l'anglais dans la vie officielle. Le créole descend de la langue des esclaves de plantations¹; aujourd'hui le créole louisianais est modifié par l'influence du cajun. I. N. constate qu'il existe deux variétés de créole: un créole des Blancs, utilisé surtout par des hommes qui veulent s'opposer à ceux qui sont au-dessus d'eux dans l'échelle sociale, tandis que leurs femmes utiliseraient le cajun; ce créole des Blancs a toutefois une grammaire beaucoup plus développée² que l'autre créole, celui des Noirs. Le créole des Noirs, objet de l'étude d'I. N. est parlé surtout pas des femmes, tandis que les hommes hésitent beaucoup plus à s'en servir³.

Comparé au créole décrit à l'époque de l'esclavage ou peu après, ce créole des Noirs s'est fortement «décréolisé», c.-à-d. qu'il vient d'acquérir de plus en plus de traits propres au cajun, grâce à la fusion des créolophones avec des Cajuns⁴. Parmi les indices de «décréolisa-

¹ L'ancêtre de cette langue doit être quelque pidgin à base française.

² Il me semble que le créole joue le rôle d'argot pour ces Blancs. C'est le lexique du créole qu'ils empruntent; leur grammaire semble rester cajun.

³ Mon beau-père, E. Löfstedt, spécialiste du frison, m'a conseillé d'utiliser des femmes âgées comme témoins linguistiques. Elles n'ont pas travaillé loin de leur maison, elles sont conservatrices et leur éducation scolaire est moindre que celle des hommes de leur famille. Le fait même que ce sont les femmes qui ont le mieux conservé le créole des Noirs met ce créole sur un pied d'égalité en tant qu'une langue maternelle avec un vernaculaire européen qui est en train de se perdre.

⁴ Et non pas, semble-t-il, avec des locuteurs du fr. standard. L'activité éducatrice du *Council for the Development of French in Louisiana* étant tout à fait récente, il est vraisemblable que la majorité des créolophones ne savent pas lire le fr.

tion», observons l'usage de l'article fr., la reconstitution du genre grammatical (*ē/en* 'un/une'), l'introduction du verbe⁵ dans des phrases qui auparavant n'en avaient pas, de même l'introduction successive des prép. *à* et *de*. Cependant l'art. partitif ne fait pas partie du créole, p. ex. *dolo* (< *de l'eau*), *divē* (< *du vin*), *disik* (< *du sucre*), etc. montrent que l'art. partitif n'a pas été détaché du terme devant lequel les maîtres d'autrefois l'ont utilisé: on dit en créole *ē bō divē* pour 'un bon vin'. Ces formes agglutinées sont immédiatement attribuées au 'parler nègre'. Le système temporel du verbe reste simple: souvent il y a une forme courte (p. ex. *mōz*) pour le présent (*To mōz sa* 'You eat it') et l'impératif, et une forme longue (p. ex. *mōze*) qui est la base verbale avec laquelle se combinent les différentes particules aspecto-temporelles, et qui marque le passé (*Lapē mōze tu lafer*, litt. 'Lapin mangeait toute l'affaire', i.e. 'Lapin a tout mangé'). Alors que le type 'a mangé' ne semble guère exister en créole, où l'on dit *te* (< *était*) *mōze*, le créole a des traces du passé simple *jil/i/y* (< *eut*), *vuly* (< *voulus*) ce dernier propre au créole des Blancs.

L'orthographe utilisée par I. N. est simple: *z* est [z]: *ś* [ʃ]; *z* [z]; et *e* correspond à [ɛ] et [ɛ] du fr. standard. La qualité nasale d'une voyelle est marquée par une tilde: *ē* [ɛ̃]. L'auteur cite cependant ses devanciers sans modifier les diverses orthographe qu'ils ont adaptées.

En ce qui concerne la présentation des données, la terminologie et les symboles, I. N. s'inspire du modèle de Dubois/Dubois-Charlier 1970,⁶ donc d'un modèle structuraliste qui semble assurer une plus grande objectivité dans la description de ce créole et rend plus facile la comparaison avec d'autres créoles. Dans des phrases comme *Le MEETING se aswa'* 'la réunion c'est ce soir' (ma trad.); *Je te avek nuzot* 'eux étaient avec nous autres' (ma trad.), *se* et *te* ne sont pas présentés comme des formes verbales, mais comme des particules: en effet, *se* n'est qu'une particule marquant l'irréel dans *Si le Blō se pa gē ēn fom neg e ē fom blō, nuzot nu se tel kom le mun dō lafrik* 'Si les Blancs n'avaient pas eu une femme noire et une femme blanche, nous aurions été comme les gens d'Afrique' (litt. 'dans l'Afrique') et *te* n'est qu'un marqueur de passé dans *Piti-la te peur* 'L'enfant avait peur'.⁷ I. N. fait bien de souligner, p. 80, que la validité du modèle peut être mise en question puisqu'il est difficile d'établir des corrélations parfaites entre les différentes catégories syntaxiques quant à la fréquence de leur emploi. Nous savons gré à l'auteur d'avoir rangé l'étude du vocabulaire créole d'après un principe onomasiologique, ce qui lui permet de présenter la concurrence de différents syno-

⁵ I. N. utilise le terme *copule* pour désigner ce verbe. Copule pour elle n'est donc pas seulement la *copula* introductrice d'un attribut de nos grammaires latines, p. ex. le terme qui fait défaut dans *Lapē sma't* 'Lapin KestΛ rusé'; *Sak-la plē mai* 'Le sac KestΛ plein de maïs', mais aussi un verbe, 'être' ou autre, qui est suivi d'un adv., p. ex. le terme qui fait défaut dans *Li deo'* 'Il KestΛ dehors'; *Kosma' apre je* 'Cauchemar KcourtΛ après eux' (p. 241 s.). De même, elle estime que c'est l'élément copulatif qui fait défaut (p. 264) dans *To fē* dont la variante complète est *To gē fē* (litt. 'tu gagnes faim'). – D'autre part (p. 254) l'ex. *Mo bjē kōtō li* que nous serions tentée de juxtaposer à *sak-la plē mai* et «franciser» par l'introduction d'une copule et d'une prép. *Moi KsuisΛ bien content KdeΛ lui*, est donné parmi des exemples de verbes transitifs: la phrase est traduite par 'Je l'aime bien' sans que *kōtō* 'aimer' figure dans le vocabulaire. C'est un peu déconcertant.

⁶ J. DUBOIS / FRANÇOISE DUBOIS-CHARLIER, *Éléments de linguistique française: syntaxe*, Paris (Larousse) 1970.

⁷ Évidemment bon nombre de classifications restent discutables: p. ex. p. 242 *No piti-je a lekol* donne, pour I. N. un marqueur du pl. *je* (< *eux*); pour moi *je* est un verbe (< *est*; cf. *zot je* 'vous autres êtes'; *je je* 'eux sont'). Je vois dans *ora* un verbe (< *aura*) dans la phrase *Si ē fom ora la kōpōji de le nom* 'si une femme aura la compagnie d'hommes ou des h.', tandis que I. N. le considère comme une prép. 'près de'. Entre deux phrases, l'une active, l'autre passive, il peut n'y avoir aucune différence: *Li peje tu le smen*.

nymes, p. ex. de *pe* 'pouvoir' et *kapab* 'être capable'. Cela, ainsi que la présentation successive de différentes particules issues du verbe *être*⁸ (sans qu'elles forment un chapitre à part) aide la pensée de ceux qui s'intéressent surtout au rôle du français (du pidgin à base fr., du patois fr. qui est le cajun, du fr. colonial des planteurs) à la genèse et au développement du créole louisianais. Ces dispositions ne nuisent nullement à la présentation des catégories structurelles du créole d'aujourd'hui.

Le créole des Noirs comporte beaucoup d'anglicismes qu'il faudrait mettre de côté ou au moins signaler avant d'entamer une discussion concernant le développement du créole propre et avant de comparer le créole des Noirs de Louisiane à d'autres créoles à base française, I. N.: en a signalé certains, il y en a beaucoup d'autres, p. ex.:

p. 55 *Li té toujou gagnin prétexes* (cité d'après Fortier 1895: 22)⁹ 'He was always having excuses';

p. 56 *Me pu fuje patat je stil ôgaž* 'But to take up sweet potatoes, they still hire...'; le défaut, de l'article devant *patat* peut être dû à l'influence de l'anglais.

p. 200, N 4 *To i sa ize kō ti te žen* 'you had it easy when you were young'; d'ailleurs *to, je* 'you, they' rendent souvent le fr. *on*;

p. 208 *Mo gone* 'I'm gone' et la construction signifie le futur en anglais (cf. une réplique de «Dallas»: 'I'll go down to the mines for a couple of days and then I'm gone'); *Mo gon* n'est donc pas un bon exemple de l'emploi d'une forme sans marqueur pour exprimer le futur. Comme l'autre ex. est clairement erroné (*n'a pa'taže* < on va partager) à cause de la présence de *a* (<va), la catégorie doit être supprimée.

p. 243 *Pu kopje se pu vole* 'To copy is to steal'

p. 251 *Sma't kom li je, Pareso kom li je...* 'Smart as he is, Lazy as he is'

p. 281 *Mo zame te ôvite* 'I never was invited'; l'ordre des mots est anglais

p. 281 *Nu i te ne e elve kreol* 'We were born and raised Creole'.

Le créole a conservé des archaïsmes. L'emploi de *pu*, p. 131, N 3: *pu ki le ti bebe* 'c'est à qui le petit bébé' reflète un usage que l'on trouve chez Froissart: *estre pour* 'appartenir à' (*FEW* IX, p. 399a).

Pli... pase discuté p. 147, N 1 *Torti la galopé pli vite pacé stimbotte* (ex. de Mercier) peut être qu'une fusion de *plus* et *passé*. *Passé* seul se trouve dans la chanson d'esclaves reproduite par M. Denuzière dans sa *Louisiane I* (éd. Lattes, Paris 1977), p. 244, d'après P. de Lanux, *Sud* (ed. Pron, 1932): *Yavé des nègresses belles passé maîtresse* 'Il y avait des nègresses plus belles que la maîtresse', et ce *passé* continue une construction propre à l'afr.: *Je sui d'armes passeis Gawain* (T-L *passer*, col. 451).

P. 158: Le genre de *la pwasō* 'le poison' remonte à l'afr.; le fém. était fréquent en France encore au Grand siècle (*FEW*, IX, p. 258a); *la sépō* trouve toujours des parallèles dans la France métropolitaine (*FEW* XI, p. 519a).

P. 348: *kofe* dans *Mo pa kone... kofe mo p'ole li ma's mō se mō* 'Je ne sais pas... pourquoi je ne voulais pas qu'il m'accompagne chez moi', (constr. anglaise) peut-il remonter à *comfait* (T-L 'welch, wie beschaffen')?

⁸ Cf. p. 243 s.: *se* présentatif, «copule pronominale» (<*c'est*), parfois *set* devant voyelle, et le passé *setet* se trouve aussi; la particule *je* (<*est*), *e* dans le créole des Blancs et probablement *-i* dans *li tō* (<*il est temps*) 'il est l'heure'; la particule (*d*)*et* (<(d)*être*); auxquelles il faut ajouter *te* (<*était*), dont la variante *ite* est rare (p. 200s.).

⁹ Le même auteur donne deux autres ex. de la même construction verbale, p. 61: *Compair Lapin té gros et gras et té donnin M^{me} Carencro envie manzé li* ('was giving...'); *Compair Lapin souvent té mênin li* ('often was taking him along').

Je n'accepte pas tout à fait ce que I. N. dit concernant le consonantisme du créole: p. 91 «En créole, on trouve presque toujours *t̃s*, *d̃z* à la place de *t*, *d* + j»; p. 53 «Les affriquées *t̃s* et *d̃z* dans des mots tels que *d̃zel* 'gueule' ou *lat̃sø* 'la queue' ... sont immédiatement attribuées au parler nègre», et p. 177 à propos de la variation *noken/not̃sen* et *Quenne/tinne*, etc. «les créolophones blancs, eux, n'utiliseraient jamais les variantes en *k* qui sont considérées comme étant typiquement 'nègres'». S'agirait-il seulement des mots cités? Nous relevons *p'tsit*, *dziab* et *quiens* 'tiens' *quarquier* 'quartier' *Guiab* 'diable' dans le parler de Old Mines, région de Missouri habitée de descendants de Français et de Cajuns; *moquié* 'moitié' est relevé en normand (Andelis, cf. *FEW* VI: 1, p. 607 a) et *guieu* pour 'dieu' est normand, *guiu* serait picard (*FEW* III, p. 57 a, cf. NM 86/1985, p. 286). Il nous semble que *k*, *g* > *t̃s*, *d̃z* est le seul trait qui puisse être limité au parler des Noirs (*d̃zel*, *lat̃sø*).

Nous avons lu le livre de I. N. avec beaucoup d'intérêt. C'est une bonne présentation d'un créole «décréolisé». Les matériaux qu'il contient donneront lieu à bon nombre de monographies ultérieures.

Leena Löfstedt

*